Gottfried Keller's Leben

von

Jakob Baechtold







O Felsing Berlin gedr.

Gottfried Kellers Leben

Seine Briefe und Tagebücher

Von

Jakob Baechtold

Zweiter Band: 1850—1861

Vierte Auflage

Mit einem Bildnis



Stuttgart und Berlin 1903
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

5. In Berlin.

(April 1850 bis Dezember 1855.)

Aus dem einen Jahre, das Gottfried Keller in Berlin zu verleben gedachte, sind ihrer beinahe sechs geworden.

Für den Dichter bedeutet dieser Aufenthalt die entscheidende Schaffenszeit, während welcher der längst angefangene Jugendroman zum größeren Teile geschrieben und in peinvoller Arbeit mit Widerwillen und Zögern vollendet, die ersten Seldwyler Geschichten dagegen fast spielend ausgeführt wurden. Dazu kam anderes, das erst lange nachher erschien, so „Der Apotheker von Chamounix“, ein Teil der „Sinngedicht“-Novellen und der „Legenden“. Nur die dramatischen Pläne, um derentwillen er eigentlich nach der preußischen Hauptstadt ging, blieben Entwürfe.

Für den Menschen wurde Berlin eine strenge Leidensschule, sein Bußort und seine Gramspelunke, oder — wie Keller einst drastisch schrieb — „seine Korrektionsanstalt, die ihm vollkommen den Dienst eines pennsylvanischen Zellengefängnisses geleistet“. Er hat tapfer an Wind und Wetter ausgehalten.

Seine Herberge schlug er zunächst im dritten Stock des Hauses der Mohrenstraße Nummer 6, Ecke der Kanonierstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, dem heutigen

„Kaiserhof" gegenüber, bei einem Maler Arndt auf[1]). Im gleichen Hause wohnte damals Professor Gneist, ebenso ein Arzt mit zwei wundervollen Töchtern, die Keller alle Vierteljahre einmal flüchtig zu sehen bekam. Zu Anfang 1854 zog er nach Nummer 58 der Mohrenstraße. Seit April jenes Jahres wohnte er Bauhof 2, einem stillen Winkel zwischen Dorotheenstraße und Kupfergraben. Die Berliner Verehrer, Ernst von Wildenbruch an der Spitze, haben ihm zu seinem siebenzigsten Geburtstage ein Aquarell dieser seiner letzten Berliner Behausung, von Albert Hertel gemalt, überreicht.

Dem eigentümlichen Schweizer mißfiel an der neuen Umgebung zunächst so ziemlich alles: Land, Stadt, Leute, Litteratur und Politik. Mit dem Stolze des Republikaners sah er herab auf die jammervollen Zustände der Reaktion, die auf den großen Rausch von 1848 gefolgt war. Nur langsam gewöhnte er sich im Norden ein, dafür um so dauerhafter. Zudem befand er sich nach seinem Selbstbekenntnis innerlich noch immer in dem Zustand einer großen und trübseligen Mauser und lebte still seiner Abklärung und Selbstrettung aus allerlei Anfechtung und Kämpfen. In seinem Innern trug er tausend Gestalten, aber er hatte nicht die geringste Eile, auch andere diese Wunderwelt schauen zu lassen. Er war immer derselbe unentschlossene, schweigsame, dahin träumende Gottfried Keller, welcher jedesmal erst zum Handeln gelangte, wenn ihm das Wasser bis an die Seele ging; aber immer derselbe ehrliche, wahrhaftige, sich selbst getreue Mensch.

---

[1]) Vgl. auch Julius Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben, III: Unter den Linden S. 123 ff. (1888).

Sein Herz weilte weit weg von Berlin, im Vaterlande, im Jugendparadiese. Einige unbekannte Verse mögen dieser sehnsüchtigen Stimmung Ausdruck geben:

„Tief im Norden auf den sandigen Haiden
Geht ein Sohn von dir, o Vaterland,
Der zu deinen hohen Festesfreuden
Diese Liedertaube abgesandt.

Und es folgt sein Herz dem leichten Fluge
Hoch über das deutsche Land, hinauf den Rhein,
Fliegt voran dem trägen Wolkenzuge —
Halt — da blitzt der See im Morgenschein!

Aus den heitergrünen Fluten steigen
Hohe Linden, Münster und Abtei,
Und im Spiegelbild will zwiefach zeigen
Blüh'ndes Uferland sich stolz und frei — —"

(März 1851).

Mühlenromantik.

Als ich den Rhein herunter gefahren,
Haben bei Bonn die Windmühlen begonnen,
Haben mir Armen nun schon seit Jahren
Immer ihr trauriges Lied gesponnen.

Geh' in der Dämm'rung ich über die Haide,
Sitzen im Nebel die gräulichen Spinnen,
Eine hier, eine dort! zum Totenkleide
Haspeln den Faden die Unholdinnen.

Einst sah ich Mühlen an grünenden Rainen;
Lieblich beschattet von Buchen und Erlen,
Sprang die Forell' in den fließenden Scheinen,
Stäubten die Räder Demanten und Perlen.

Rosen und Nelken vor klaren Fenstern;
Lustig am Gartenhag flattert' das Linnen;
Und durch die Büsche von weißen Gespenstern
Sah man im Mondschein ein Huschen beginnen.

Doch zu Berlin, im ästhetisch erweckten,
Da sah ich nagelneu und auf das beste
Ausgeführet vom Staatsarchitekten
Eine gewaltige normännische Veste.

Und es war eine Mehlfabrike,
Hoch und herrlich mit Zinnen und Türmen[1]);
Schäumend und brausend unter der Brücke
Sehn die Berliner die Spree herstürmen!

Gottfried Keller brachte von Hermann Hettner eine Empfehlung an eine litterarische Berühmtheit, Fräulein Fanny Lewald. Diese war jedoch, als er sich anschickte, ihr seine Aufwartung zu machen, den Tag zuvor verreist, worauf sich in ihm der Eigensinn festsetzte, fürs erste still und unbekannt zu bleiben und anzunehmen, ein anderer Gönner, Varnhagen von Ense, sei ebenfalls abwesend. Während des ersten Winters besuchte er zwar den Salon der Fanny Lewald einigemal, fand jedoch das Treiben der Gesellschaft unange-

[1]) Die „Neuen Mühlen", von Persius dem älteren an Stelle der 1838 abgebrannten Mühlen gebaut, heute zu einer Filiale des Rathauses umgewandelt. Vgl. Ludwig Rellstab, Berlin und seine nächsten Umgebungen (1855) S. 253 ff. Dieses Kellersche Gedicht, gedruckt im Deutschen Museum von R. Prutz 1852 I, 882, wurde von ihm in keine Sammlung aufgenommen.

nehm und blieb wieder weg. Das geistvolle Haus der Bettina verschloß er sich hartnäckig. Umsonst hatte ihm Bachmayr eine Empfehlung verschafft und ihn dringend gebeten, er solle sich diesmal Gewalt anthun und hingehen. Seine Mittel hätten auch nicht ausgereicht, sich in solchen Kreisen frei und sicher zu bewegen, und so tauchte er für den Anfang in eine selbstgewählte Dunkelheit unter. Sein Umgang beschränkte sich auf das abendliche Zusammensein mit Landsleuten, welche in Berlin studierten oder, wie einige junge aristokratische Neuenburger, in der preußischen Armee dienten. Zu jenen zählten der heute in Argentinien lebende Dr. Christian Heußer, der verstorbene schweizerische Bundesrat Anderwert, der nachmalige Nordostbahndirektor Alois Sailer (gest. 1883), namentlich ein St. Galler Jurist, Edmund Moosheer (1826—53), zu dessen Hochzeit Gottfried Keller ein großes seltsames Poem lieferte. Am liebsten ergab er sich auch hier wieder der Einsamkeit der Natur, die er gerne draußen an dem föhrenumsäumten Tegelsee aufsuchte, wo im November 1850 das Lied entstand:

„Liebliches Jahr, wie Harfen und Flöten,
Mit wehenden Lüften und Abendröten
Endest du deine Bahn!"

Oder er schaute den auf dem trägen Flusse dahinziehenden „stillen Wendenschiffen" nach.

Die überaus zahlreichen und ergiebigen Briefe aus dieser Zeit gewähren vollen Einblick in seine äußere und innere Lage. Sie war, das erste Jahr abgerechnet, die alte sorgenvolle. Die bescheidenen Mittel der Mutter wollte er von nun an nicht mehr in Anspruch nehmen. Die Stipendien=

gelder versiegten seit 1852 völlig[1]). Wie vormals lebte er wieder von der Hand in den Mund. Der im ganzen mäßige Schriftstellerverdienst reichte selten hin, die aufgelaufenen Schulden zu decken. Dazu kam, daß er auch jetzt noch nicht das geringste Talent zum Haushalter besaß. Zur litterarischen Taglöhnerei sich zu erniedrigen, dafür trug er das Haupt viel zu hoch. Indem er allen tonangebenden Zirkeln fern blieb, schnitt er sich selbst jegliche Förderung durch fremde Protektion ab. Dafür erwarb er sich fürs ganze Leben jene stolze schriftstellerische Unabhängigkeit, die weder nach links noch rechts Rücksichten zu nehmen braucht, von niemandem etwas verlangt und niemandem verpflichtet ist, immer den eigenen geraden Weg geht und für jeden freundlichen Gruß unempfänglich zu sein scheint.

Die Berliner Jahre waren sehr entbehrungsreiche. Gottfried Keller stand in den dreißiger Jahren, da man sich nicht mehr mit dem leichten Sinne der Jugend über die Nöten des Lebens hinwegtäuscht. Die bittersten Verlegenheiten und die damit verbundenen Demütigungen peinigten ihn unaufhörlich. Seine warme Natur erstarrte äußerlich

[1]) Dr. Alfred Escher, damals Erziehungsdirektor, schrieb ihm am 29. Mai 1852, der Erziehungsrat habe nicht ohne Bedenken den Entschluß gefaßt, ein letztes Stipendium von 600 Franken für Keller auszusetzen. Die Behörde hätte gern endlich etwas von den Bühnenerfolgen gehört. „Es will — fährt Escher fort — dem Erziehungsrate überhaupt scheinen, daß Sie sich eher zu wenig, als zu viel zutrauen. Wenn dies auch Ihrer Bescheidenheit alle Ehre macht, so dürfen Sie auf der anderen Seite nicht aus dem Auge verlieren, daß, wenn Ihre Erzeugnisse vor dem strengen Gerichte Ihrer selbst nicht vollständig bestehen, sie vielleicht dessenungeachtet bei anderen viel mehr Gunst zu erwerben geeignet sind. Wir glauben im Erziehungsrate, Sie sollten mit Ihren Dichtungen etwas zuversichtlicher und mutiger ans Tageslicht treten."

mehr und mehr, und seinem Wesen mischte sich immer ausgesprochener jener Zug bitteren Ingrimms und rauher Schroffheit bei, der ihm geblieben ist. Das Geschick hat ihn freilich mit entsprechender Härte behandelt. Mehr als einmal stand thatsächlich der nackte Hunger vor seiner Thüre. Ganz wie vor zehn Jahren in München. Hundert andere hätten vor diesem Elende die Waffen gestreckt. Keller schleppte sich stets weiter durch seine Trübsal. In einem an den Wiener Litteraturhistoriker Emil Kuh gerichteten Briefe aus dem Ende der siebenziger Jahre ist eine bewegliche Erinnerung aus diesen Tagen der Not niedergelegt. Es war ungefähr im zweiten Jahre seines Berliner Aufenthalts, er selber bereits in gute Gesellschaft eingeführt. Eines Abends besaß er noch bare fünf Groschen, als ihn ein Bildhauer (wohl Hermann Heidel) in die Wagnersche Bierstube abholte, wo allerlei litterarische Notabilitäten, unter ihnen auch Melchior Meyr, beisammen saßen. Keller trug bloß Sorge, daß er noch einen Groschen übrig behielt, um sich zum Unterhalt für den nächsten Tag ein Brot kaufen zu können. Richtig geht er am folgenden Mittag mit seinem Groschen in einen großen Bäckerladen der Nachbarschaft; die elegante Bäckerstochter besieht denselben verächtlich und sagt: „der wird nicht genommen!" Die Kellnerin vom vorigen Abend hatte ihm einen verrufenen Gröschling herausgegeben. Der Hungrige mußte sein Brot wieder hinlegen und sich tief beschämt aus dem Laden weg schleichen. Er brachte den Tag ohne Speise zu und sah sich dann am folgenden Morgen doch genötigt, Geld zu borgen; was übrigens leichter von statten ging, als er geglaubt hatte.

Der ohnehin bekümmerten Mutter suchte er seine Lage

so lang als möglich zu verhehlen und verfiel dabei auf den grausamen Ausweg, zeitweilig gar nichts von sich hören zu lassen. Nicht bloß auf Monate oder halbe Jahre nicht: einmal blieb er fast zwei Jahre lang stumm für das Mutterherz. Was sollte er schreiben, das dieses nicht noch mehr beschwert hätte? So mußte denn die arme Frau etwa von heimkehrenden Züricher Studenten zu erfahren suchen, ob ihr Gottfried noch lebe; oder sie ging bei seinen Freunden herum, um von irgend einer Briefspur Kunde zu bekommen.

Um Weihnachten 1851 erkrankte er ernstlich und befand sich fast drei Monate in leidendem Zustande. Sein Züricher Freund, der in Berlin studierende Christian Heußer, stand ihm jetzt wie später wacker zur Seite. An einem der letzten Tage des sorgenvollen Jahres setzte er sich endlich hin, an die Mutter zu schreiben. Er brachte den Brief nicht zu stande. Statt dessen lösten sich aus der gepreßten Brust die ergreifenden Verse, die man unten abgedruckt findet. Sechs Wochen später wurde der Brief (Nr. 66) endlich fertig. Er versuchte es, denselben mit einigem Humor auszustaffieren. Aber man sieht wiederum die Zähre im Auge blinken.

Während des ersten Jahres verkehrte Keller außer mit den genannten Landsleuten fast nur mit dem gleichaltrigen österreichischen Dramatiker Johann Nepomuck Bachmayr, auf den damals vieler Augen erwartungsvoll gerichtet waren[1]).

---

[1]) Vgl. C. von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich 14, 386. — Bachmayr an G. Keller, Leipzig, 8. Dez. 1850: „Ich verließ Berlin, ohne von Ihnen noch einmal ordentlich Abschied genommen und Ihnen für die freundschaftliche und wahrhaft wohlthuende Teilnahme an meinen Bestrebungen, für die liebevolle Nachsicht

Derselbe, von Haus aus Jurist, kam nach Berlin, um sein schönes Trauerspiel „Der Trank der Vergessenheit“ auf die Bühne zu bringen. Hettner hatte ihn an Keller gewiesen.

mit meinem gerade jetzt so unruhigen Wesen herzlichst gedankt zu haben. Nehmen Sie diese wenigen Zeilen als Beweis, wie sehr ich Ihren Umgang zu würdigen und Ihre Freundschaft zu schätzen weiß. Sie haben mir wieder bewiesen, daß ein poetischer Mensch nur wieder von einem poetischen Menschen am leichtesten verstanden und in seinem geheimnisvollsten Schöpfungsakte begriffen werde. Wenn mein Produkt die Anerkennung findet, die ihm trotz all meiner bisherigen fruchtlosen Bemühungen, es auf die Bühne zu bringen, noch in Aussicht steht, so hab' ich allen Grund, mir Glück zu wünschen, daß ein poetisches und gesundes Auge, wie das Ihrige, es inzwischen mit soviel Teilnahme betrachtete. — — Ich hoffe, daß wir uns, wenn nicht wieder in Berlin, freilich in Wien wiedersehen werden. Arbeiten Sie indessen wacker drauf los! Ich freue mich, Ihren Roman und die neueren Gedichte zu lesen.“ Ebenderselbe schreibt am 11. Januar 1851 von Wien aus: — — „Ich ersuche Sie, die paar Silbergroschen, die Sie mir noch schuldig zu sein glauben, zur Bezahlung des Briefportos [Nachsendung von Briefen] verwenden zu wollen, weil ich besorgen muß, Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen dieserwegen Geld schicken wollte. Es schmerzt mich, wenn Sie glauben, ich wäre im stande, Sie der geringsten unedlen Handlungsweise fähig zu halten, weil ich Sie für einen Dichter halte und selbst dafür gehalten sein möchte. Die erbärmlichste Überlegenheit, die es geben kann, ist die des Geldes. Wenn ich lachen mußte, als Sie mir „mit jungfräulichem Erröten im verschämten Angesicht“ am letzten Tage unseres Zusammenseins Unter den Linden Ihre Geldverlegenheit einbekannten, so vergessen Sie nicht die Ironie des Schicksals, die in jenem Augenblicke mit uns ihr Spiel trieb und Sie bei Ihrer Gewissenhaftigkeit erröten und mich bei meinem Leichtsinn lachen machte. Ich besorgte nämlich erst später, daß Sie mir mit der jedem echten Dichter eigenen Empfindlichkeit hier in Gedanken etwas unterschieben würden, was meinem Wesen nicht zur Ehre gereichen dürfte. Ich weiß nämlich nicht, erröteten Sie erst über mein Lachen oder schon früher; ich weiß nur, daß ich über Ihr Erröten sehr bald ernst geworden war. Ist ein Thaler so viel Worte wert? Sie haben aber diesmal vielleicht viel Geld für mich auszulegen — darf ich bitten, mir auch das nicht

Bachmayr griff das Werk mit beinahe zudringlicher Betriebsamkeit an. Er lechzte nach Ruhm, lief allen Kritikern nach: von Gervinus wandte er sich nun an Rötscher und Kossak und suchte sich mit den Schauspielern, so mit Dessoir, auf guten Fuß zu stellen. Alles war umsonst. Zu Ende Novembers 1850 verließ er Berlin und kehrte über Leipzig nach Wien zurück. Dort geriet er in Händel mit Laube und mit Friedrich Hebbel, der den „Trank der Vergessenheit" öffentlich für hirnverrückt erklärte. Hettner und Keller legten zwei blanke Lanzen für das angegriffene Stück ein. Ein zweites Trauerspiel, „König Alfonso" (1860), fiel ebenso klanglos der Vergessenheit anheim. Im Sommer 1864 machte der Unglückliche, nachdem sein Streben völlig gescheitert war und auch seine Ehre Schaden gelitten hatte, allen Leiden ein freiwilliges Ende. Er soll sich in die Donau gestürzt haben.

Gottfried Keller besuchte im ersten Jahre etwa eine Vorlesung der Universität: so hörte er Wilhelm Grimm einmal über den „Iwein" lesen; Jakob Grimm im rostbraunen

zu verschweigen?" Und im Mai 1851: „Ich schicke Ihnen heute erst die gewünschten Empfehlungszeilen vom alten Arndt [Dr. Julius Arndt, Verfasser der Schrift „Das Bewußtwerden der Menschheit" 1850] für Bettina. Ich wünsche und bitte Sie, sich diesmal Gewalt anzuthun und in höchsteigener Person der berühmten Frau Ihre Aufwartung zu machen. Sie weiß vielleicht schon durch Grimm von mir, der ihr zuverlässig sehr nahe steht. — — Ich muß erst erfahren, ob ich bloß für meine Unsterblichkeit und gar nicht für mein Brot zu schreiben habe, oder ob ich von meiner Schriftstellerei weder das eine noch das andere zu erwarten habe. Gervinus hat mir ja auch Hoffnung gemacht, wenn ich mich brav aufführe. Ich habe einen sehr melancholischen, aber überaus wohlwollenden Brief von ihm in Händen."

Über den „Trank der Vergessenheit" vgl. auch Fr. Hebbels Tagebücher 2, 346.

Rocke begegnete er fast alle Tage im Tiergarten auf seinen einsamen Gängen. Er merkte sich auch die Stunden an, in denen Ranke, Raumer und Lepsius ihre Vorlesungen zu halten pflegten.

Schon dachte er daran, von dem märkischen Sandhaufen wegzulaufen, unverrichteter Dinge heimzukehren und später vielleicht in Dresden, in Wien sich umzusehen, als er unverhofft in eine Männergesellschaft, der er manche geistige Förderung verdankte, Zutritt fand. Im Sommer 1851 wurde er mit dem auf der Höhe des Ruhmes stehenden Schlachtenepiker Christian Friedrich Scherenberg (1798—1881), dem Dichter von „Ligny", „Waterloo" und „Leuthen", bekannt. Derselbe kam dem Fremdling mit väterlichem Wohlwollen entgegen, wofür dieser damals noch gerne geneigt war, seinen Beschützer für einen der ersten Poeten der Zeit zu halten. Scherenberg versah die nichtige Stelle eines Unterbibliothekars im Kriegsministerium. Pegasus befand sich sehr im Joch oder vielmehr — wie ihn Fontane köstlich schildert[1]) — auf der hohen Bücherleiter, wo er nach Anweisung seines Vorgesetzten am einen Tag die Bücher von rechts nach links, am andern von links nach rechts hin aufzustellen hatte. Keller saß oft in Scherenbergs patriarchalischer Wohnung oder stapfte mit dem liebenswürdig kindlichen, zwar etwas theatralischen Herrn hinaus in die Gegend der letzten Pappel dicht an der Potsdamerbrücke, wo hinter einem Bretterzaun ein Gartenwinkel verborgen lag, in dem man Kaffee trank. Es konnte ihm nicht fehlen, daß er auch Scherenbergs berühmtem Rhapsoden, Emil Palleske (1823—80), zugeführt

[1]) Theodor Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840 bis 1860 (Berlin, W. Hertz 1885).

wurde, u. a. einer Vorlesung von „Leuthen“ durch diesen Tieck ebenbürtigen Recitator beiwohnte. Er erinnerte sich ein Vierteljahrhundert später noch mit Genuß an die vollendete Wiedergabe des „Wintermärchens“. Ebenso nahm er Interesse an Palleskes eigenen dramatischen Dichtungen, so an „König Monmouth“, den jener im engen Freundeskreise vortrug. Als der Rhapsode später im Thüringerwalde, in Ichtershausen bei Erfurt, sich ansiedelte, ermunterte er Keller, dieser möge ebenfalls in die Nähe ziehen, nach Arnstadt oder Dessau, wo man dann, da Gustav Freytag, Willibald Alexis und Friedrich Bodenstedt nicht weit entfernt wohnten, eine poetische Kolonie bilden könnte. „Sie sind — schrieb er ihm — der einzige von allen mir bekannten Dichtern, der nicht die gesamte deutsche Zukunft allein verspeisen will, und das ist für unser einen, die noch in miserablem Dunkel stecken, sehr tröstlich.“ Palleskes späteres Schillerbuch war unserm Dichter sehr sympathisch, und als jener im Herbst 1875 auf seiner Vortragsreise auch Zürich berührte, wurde die alte Bekanntschaft erneuert. Gottfried Keller widmete ihm damals zur Einführung einen schönen Aufsatz[1]), von dem Palleske hocherfreut bekannte: „Das ist denn freilich keine Reklame, sondern ein Zeugnis, das mir nicht in der Flut neuer Stunden und Tage verloren gehen wird. Das soll man in meinem Nekrolog einmal abdrucken, und mehr braucht nicht drin zu stehen, damit ich sanft darauf schlafe.“

Auf eine Zeit versammelte sich jeden Dienstag Abend in der Wohnung des Kanzleirats March an der Matthäikirchstraße eine kleine Gesellschaft, die bei einer Tasse Thee über

[1]) Derselbe ist mir erst seit Herausgabe der Nachgelassenen Schriften bekannt geworden. S. Anhang.

Kunst, Wissenschaft und Politik sich unterhielt[1]). Scherenberg, Friedberg (Eduard, der Stadtrat, der Bruder des nachmaligen preußischen Justizministers), Assessor Hiersemenzel u. a. gehörten ihr an. Auch Gottfried Keller wurde hier, vermutlich durch Scherenberg, eingeführt. Er lernte da seinen originellen Landsmann Heinrich von Orelli (1815—1880) kennen. Die beiden Züricher sind sich indes nicht näher gekommen. Orelli, aus einer aristokratischen Familie hervorgegangen, seinem ganzen Wesen nach vornehm konservativ, daneben ein edler Enthusiast, mystisch angehaucht, hatte in Göttingen, dann bei Savigny in Berlin juristische und staatswissenschaftliche Studien betrieben und lebte seit 1844 ununterbrochen bis zu seinem Tod als freier Gelehrter in scheuer Zurückgezogenheit in Berlin. Allem Brotberufe gründlich abgeneigt, nach und nach gänzlich mit dem norddeutschen Wesen verwachsen, wandte er der Heimat, deren Zustände ihm zu freie schienen, hartnäckig den Rücken und vertiefte sich in seine umfassenden Studien. Orelli ist namentlich durch ein Buch, „Das Wesen des Jesuitenordens" (1846), bekannt geworden. Er war ein begeisterter Schüler und Freund von Gervinus, den Keller nicht leiden konnte, weder den Politiker, noch den Litterarhistoriker. Zu Orellis Intimen gehörten Scherenberg und der schwäbische Romandichter und Dramatiker Adolf Widmann. Seine Art ist in dem Buch

---

[1]) March besuchte Keller im Sommer 1857 in Zürich, nachdem er ihn am 10. August angefragt hatte: „Vor allen Dingen möchte ich wissen, ob Sie überhaupt gegenwärtig in Zürich sind. Ich möchte nämlich nicht wie Friedberg und Scherenberg, Hiersemenzel u. s. w. dort gewesen sein, ohne Sie gesehen zu haben. — — Meine Frau will durchaus die Reise von Ihrer Anwesenheit in Zürich abhängig machen. Sie sehen, welchen Respekt meine Frau noch immer vor Ihnen hat."

Theodor Fontanes über Scherenberg liebevoll geschildert. Unter dem Namen Heinrich von Ekkert erscheint er in Widmanns Roman „Der Tannhäuser“ (1850).

Je mehr sein gesellschaftlicher Kreis sich erweiterte, desto lockerer wurde Kellers Freundschaft mit dem guten Scherenberg. Zu seinen näheren Berliner Freunden zählte vorzüglich der Bildhauer Hermann Heidel (1810—65), ein Schüler Schwanthalers, der Schöpfer der Händelstatue in Halle, eine ernste Künstlernatur und ein Mann von klassischer Bildung, namentlich auch durch die Umrißzeichnungen zu Goethes „Iphigenie“ bekannt. Mit ihm blieb Keller nach seiner Heimkehr einige Jahre hindurch brieflich in Verbindung[1]). In Heidels Umgebung bewegten sich die Brüder Max und Fedor Jagor, letzterer der bekannte Reisende und Verfasser geschätzter Reisewerke, der Historiker Adolf Helfferich, der vielseitige geniale Theodor Calide, der Musiker Vierling, Dr. Stort, Bibliothekar Dr. Bruns, Architekt Eduard Kaempffer, hauptsächlich aber Dr. Gustav Siegmund, mit Keller schon seit 1844 von Zürich her bekannt, und der Astronom Adolf Hirsch. Im „Kap-Keller“, in der Weinhandlung von Papa Niquet an der Jägerstraße oder im „Schweren Wagner“ traf man sich ziemlich regelmäßig. Auf alle machte der Schweizer Poet einen nachhaltigen Eindruck.

Das erste litterarische Geschäft in Berlin war darin bestanden, daß er seinem „Grünen Heinrich“ bei Vieweg in

[1]) Hermann Heidel an G. Keller, 13. Mai 1856: „Wir haben schon wochenlang vortreffliches Frühlingswetter, und Helfferich und ich besuchten fleißig den Bock auf dem Kreuzberg und dachten Ihrer jedesmal — besonders bei der Malefizstiegen!“ Leider gelang es mir nicht, den Briefen Kellers an Heidel auf die Spur zu kommen.

Braunschweig einen Verleger gesucht und gefunden hatte. Der Druck des damals erst zum kleinen Teile niedergeschriebenen Buches sollte auf seinen dringenden Wunsch unverzüglich beginnen. Dasselbe lastete seit Jahren auf ihm, und er glaubte an keine Möglichkeit weiteren frischen Fortschreitens, so lange diese Bürde nicht abgeworfen war. Das Niederschreiben und Abschließen des Romans sollte ihm eine Quelle großer Leiden werden.

Er war zunächst mit der ausgesprochenen Absicht nach Berlin gekommen, eine große Bühne kennen zu lernen, eine Anzahl dramatischer Entwürfe zu Ende zu führen und die fertigen Stücke wenn möglich gleich auf das Theater zu bringen. Er fand diese seine Hauptunterrichtsanstalt, die er freilich seiner Armut wegen nicht so häufig besuchen konnte, als er gewünscht hätte, ziemlich vernachlässigt. Nach seiner Meinung fehlte es an einer kunstverständigen Leitung, es fehlte an Künstlern, einige wenige routinierte Darsteller ausgenommen. Das war wenigstens der erste Eindruck, den er aus den Aufführungen des „Hamlet", der „Maria Magdalena" von Hebbel empfing. Im Schauspielhause hörte er nach und nach die ganze Reihe der klassischen Dichtungen von Shakespeare, Goethe, Schiller, ebenso manches französische Drama. Am interessantesten waren ihm die beiden Gastspiele der genialen Rachel. Ein Freibillet, das ihm nach Jahresfrist von der Intendanz angeboten wurde, lehnte er trotz seiner ärmlichen Lage ab.

Seine ersten Berliner Briefe an Hermann Hettner bilden eine fortlaufende Abhandlung über dramatische und dramaturgische Dinge und sind ihrem Inhalte nach so bedeutend, daß Hettner ganze Abschnitte aus denselben in sein Buch

„Das moderne Drama“ aufnahm, überhaupt gerne bekannte, daß die Schrift eigentlich ein Ergebnis gemeinschaftlicher Unterhaltung darstelle.

Schon in Heidelberg verfügte Keller über einen kleinen Vorrat heiterer und tragischer Bühnenstoffe, von früheren unreifen Jugendversuchen gänzlich abgesehen. Eine namenlose dramatische Szene voll realistischer Kraft aus dem Jahre 1844 — sie mag „Die Flüchtlinge“ heißen — hatte er unfertig liegen lassen. Die politischen Zustände seiner Heimat, hauptsächlich die Berufung der Jesuiten nach Luzern und das Verhalten der konservativen Reformierten zu diesem Ereignis, veranlaßte einen kecken allegorisch-satirischen Schwank, der sich, ebenfalls unvollendet, auf einigen vergilbten Bogen des Nachlasses gefunden hat. Er gehört jedenfalls zu den wertvolleren dramatischen Reliquien und dürfte, nach den Anspielungen zu urteilen, etwa aus dem Jahr 1846 stammen. Es fallen nämlich deutliche Hiebe auf die damalige katholische Geschichtsschreibung, auf die Stellung der Großmächte zur Schweiz u. s. w. Mit dem Volke, das sich unter die Schlafmütze legt, sind ohne Zweifel die schweizerischen Konservativen gemeint, welche die Augen der drohenden Gefahr gegenüber schlossen und nichts von energischen Maßregeln gegen die Jesuitenpartei wissen wollten. Außerordentlich originell ist der Prolog mit seinen hervorragenden dichterischen Schönheiten. 1849 griff Keller den Stoff nochmals in anderer erweiterter Weise an. Er wollte den ganzen Verlauf jener großen Bewegung, die von der Klosteraufhebung zur Jesuitenberufung und zum Sonderbunde führte, in ein Drama zusammenfassen, über welches zwar nur ungenügende Andeutungen vorliegen. Aus denselben ergibt sich, daß die

Hauptfiguren der ehrliche ultramontane Volksmann Josef Leu und der weniger sympathische Luzerner Schultheiß, Siegwart-Müller, auf freisinniger Seite Casimir Pfyffer und Dr. Robert Steiger sein sollten. Die Jesuitenberufung von 1844, die Freischarenzüge, Leus Ermordung, endlich die siegreiche Niederwerfung des Sonderbundes wäre wohl in die Handlung hineingezogen worden.

Aus Heidelberg brachte Keller ferner zwei 1849[1]) mit fliegender Feder hingeworfene Akte des Trauerspiels „Therese" mit. Auch sie blieben fürs erste ruhen. Das Ganze sollte durch noch zu erlangende Bühnenkenntnis erhöhte theatralische Färbung erhalten.

Wiederholt versicherte er den teilnehmenden Hettner, er könne das Stück jeden Augenblick fertig machen. Zuversichtlich hoffte er auch, mit demselben beim Königlichen Schauspielhause anzukommen. Nur hegte er Zweifel, ob sein Drama für ein erstes Auftreten nicht zu einfach, zu wenig geräuschvoll wäre. Zwar hielt er Einfachheit, Ruhe und Klarheit für den einzigen Weg, der zur Vollkommenheit führe. Es komme im Schauspiele weniger auf Überraschungen und künstliche Verwickelungen, als darauf an, daß der Zuschauer eine vollständige Übersicht über die Verhältnisse und Personen erlange. Die reinsten dramatischen Erschütterungen seien immer diejenigen, welche stufenweise vorher empfunden und vorausgesehen worden. Diesen Weg betrat er in dem ausgeführtesten unter allen Entwürfen: es ist ewig schade, daß er ihn unvollendet gelassen hat. Den Stoff fand er in der Familiengeschichte seiner Verwandten am Züricher Rheine. Der

[1]) Hiernach ist die Jahreszahl 1851 in den Nachgelassenen Schriften S. 297 und 350 zu berichtigen.

ursprüngliche Plan durchlief verschiedene Stufen, bis er die vorliegende Gestalt annahm. Der schwere Konflikt, der dadurch entsteht, daß Mutter und Tochter einen und denselben Mann lieben, ist mit ebenso großer Kühnheit als psychologischer Vertiefung behandelt.

Therese, eine reiche Witwe von sechsunddreißig Jahren, bewohnt mit ihrer blühenden Tochter ein Landhaus an einem Flusse. Eine drohende Frühlingsüberschwemmung, bei welcher ihre sichere Ruhe sich erprobt, begründet die Exposition. Hierbei hat sie Gelegenheit, die überlegene Thatkraft eines jungen Ingenieurs zu bewundern. Derselbe betritt ihr Haus, und Therese wird von einer unbezwinglichen Leidenschaft zu ihm überfallen. Aber Richard liebt ihre Tochter und kommt, um Röschens Hand anzuhalten. Auf solche Voraussetzungen baut sich das Bruchstück auf. Therese verliert die scheinbar unerschütterliche, auf dem Grunde strengster Religiosität ruhende Haltung immer mehr. Alle Schranken einer weisen, von Sitte und Religion eingedämmten Lebensführung stürzen vor dem Aufschrei der Stimme der Natur zusammen. Der Versuch, ihre Tochter zur Entsagung zu zwingen, mißlingt. Am Pfingstmorgen sucht Therese in den beruhigten Fluten den Tod.

Ich glaube ganz sicher zu gehen mit der Behauptung, daß dem Dichter für die Anlage seines Trauerspiels Hebbels „Maria Magdalena" äußerlich zum Muster diente. Das ist mit ein Grund für die Annahme der drei Akte (es ist schwer einzusehen, wie die Handlung deren fünf hätte füllen können). Hier wie dort bedient sich der Dialog der Prosa. Dazu tritt die Übereinstimmung der Katastrophe, Tod im Wasser, und die Ähnlichkeit der begleitenden Umstände: Klara

betet bei Hebbel ein Vaterunser, Therese sucht das Wort der heiligen Schrift noch einmal zu verstehen. Aber in Einem Punkte hat Keller zum Schaden seines Bruchstücks das Vorbild nicht erreicht. Wenn die Sprache in „Maria Magdalena" nach der äußersten dramatischen Knappheit strebt, tönt das Wort bei Gottfried Keller in lyrischer Breite aus und ergeht sich mit Vorliebe im langen Monolog. Auch die Technik ist noch ungeübt. Trotz aller Unfertigkeit und allen Mängeln eines ersten hastigen Entwurfes bedeutet das Fragment nicht nur eine wesentliche Vermehrung unserer Kenntnis des Dichters, welcher zu Lebzeiten weder als Dramatiker noch von der Seite einer derartig überschwenglichen Gefühlsinnigkeit bekannt war, sondern „Therese" bildet geradezu eine Bereicherung der Kellerschen Dichtung. Auch hier ist Naturalismus, aber Poesie und Schönheit. Das Ringen von Mutter und Tochter geht weit über den gewöhnlichen Zweifrauenkonflikt hinaus. Je mehr Therese in ihrer Leidenschaft wächst, desto stärker wird Röschen in der ihrigen. Der erschütternde Auftritt, wo die Mutter der Tochter zu Füßen fällt und ihr zuruft: „Bezwing' dein Blut! Ich will dich auf den Händen tragen und wie meine Mutter verehren", oder die Schlußszene sind von wahrhaft dramatischer Größe. Die allzu passive Natur Richards, der vor dem Konflikt sozusagen die Flucht ergreift, wäre in der Ausführung wohl energischer gestaltet worden. Die düstere bürgerliche Tragödie sollte durch ein komisch heiteres Element eine freundliche Milderung erhalten. Die feinen Bemerkungen, mit denen der Dichter die verschiedenen Phasen des Planes begleitet, lassen ahnen, welche Vollkommenheit sein Trauerspiel hätte erreichen können. Spätere kurze Anläufe in den sechs-

ziger und siebenziger Jahren, dem Stoff noch einmal beizukommen, sind so viel wie ergebnislos geblieben. Einen jüngeren, nicht bedeutenden Entwurf der ersten Auftritte eines ersten Aktes, sodann einen zweiten ungleich glücklicheren Ansatz zu einer Eingangsszene, diesmal in Versen gehalten, findet man im Anhang. Die in dem Bruchstücke fast durchgängig herrschende leidenschaftliche Gefühlsseligkeit, die sich aus dem Heidelberger Liebessommer erklärt, mag dem Dichter später so ganz unmännlich vorgekommen sein, daß er damit herauszurücken sich schämte und an das Ende seines Manuskriptes mit grausamem Sarkasmus eine Federzeichnung setzte: zwei heulende Weiber „fruchtbeschwerten Leibes“ stehen vor einem Gebäude, das die Aufschrift „obstetrizische Anstalt“ trägt.

Man hat die Bühnenwirkung des Fragmentes bezweifelt und geleugnet. Bei einem ersten ungenügenden, recht eilfertigen Experimente, einer Aufführung am Stadttheater in Zürich am 20. Januar 1893[1]), wäre der wundervolle Torso allerdings beinahe zu Schaden gekommen. Die unbegreifliche Teilnahmslosigkeit des Publikums und eine unverständige kleinliche Kritik haben wesentlich dazu beigetragen. Letztere glaubte für den nach ihrer Meinung höchst gefährdeten Ruf Gottfried Kellers eintreten zu sollen. Der Darstellerin der Titelrolle jedoch wurde das Fehlen eines ersten Aktes und die Länge des einsetzenden Monologs verhängnisvoll. Sie fiel mit der Thüre ins Haus, d. h. sie legte gleich in die erste Szene einen Grad von Leidenschaft, der keiner Steigerung mehr fähig war.

[1]) Zusammen mit Brülls „Goldenem Kreuz“ und einige Tage nachher mit dem „Zerbrochenen Krug“!

Bei Gottfried Keller verdrängte ein Plan den andern. Nur hielt die Ausführung nicht gleichen Schritt mit der Lust der Erfindung. Es war eine seiner charakteristischen Eigentümlichkeiten, ein Werk erst im Kopfe fix und fertig zu machen. War dies geschehen, so hielt er die Hauptsache für gethan. Das Niederschreiben schien ihm eine Kleinigkeit zu sein. In dieser Weise gedachte der erfindungsfrohe Dichter eine höchst umfassende dramatische Betriebsamkeit zu eröffnen. Darüber verlor er sich in träumerische Projektmacherei. Er glaubte, die Zeit sei vor allem dem Lustspiele günstig, und entwarf im Jahre 1851, nachdem er noch schnell ein zweites Trauerspiel (wohl „Elsi, die seltsame Magd") ausgeheckt hatte, eine Reihe von Komödien. Man sollte meinen, daß dem späteren großen Humoristen dieses Gebiet nicht sehr entlegen gewesen wäre. Unser Urteil hierüber entbehrt jedoch einer festen Grundlage: aus dem spärlichen Materiale lassen sich keine sicheren Schlüsse ziehen. Nur von dem einen dieser Projekte ist eine umfangreiche Expositionsszene in doppelter Gestalt, nebst einigen Bruchstücken vorhanden; der übrige Gang der Handlung dagegen ist nur schwer zu erraten. Von dem andern kennen wir lediglich den Stoff und dessen Entwicklung: ausgeführt ist nicht eine Zeile. Jenes erste Lustspiel sollte den Titel: „Jedem das Seine" tragen. Keller blieb wiederum in Anfängen, die ihm nicht nach Wunsche gerieten, stecken. Sprecher, ein Witwer, muß über der Erziehung seiner Tochter Marie und einer Nichte Johanna seine Liebhaberei, die Jagd, entbehren. Zwei Freier stellen sich ein und halten bei ihm um die Mädchen an. Er ist herzlich froh, sie auf gute Weise loszuwerden. Die beiden Jungfrauen zeigen sich bei der Mitteilung, die

ihnen der joviale Alte macht, sehr bestürzt. Es werden je zwei ähnliche Charaktere vorgeführt: die stolze Johanna und der hochstrebende Professor, daneben die stille bescheidene Marie und der ähnlich geartete Reinhard. Wenn ich recht sehe, wenn überhaupt einige weitere im Anhang mitgeteilte Bruchstücke, nun plötzlich in Verse gekleidet, dem nämlichen Plane angehören, stößt sich das Gleiche ab, das Ungleiche kommt schließlich zusammen und jedem wird das Seine. Die eine Szene, in der Reinhard um Johanna wirbt, ist dem Heidelberger Gottfried Keller wie auf den Leib geschrieben[1]).

Der andere gleichzeitige Lustspielplan war politischen Inhalts: „Die Roten". Er streift dicht an eine Posse. Ein roter Monarchist, alter Soldat, und ein roter Republikaner, Vorsteher einer Mädchenschule, stehen gegen einander. Der erste wird von seiner Umgebung dahin mystifiziert, er habe einem Standgerichte vorzusitzen; dem andern macht man weiß, er sei das Haupt eines revolutionären Tribunals geworden. Einer verurteilt den andern zum Tode. Nachher verfallen beide närrische Kerle, da sie die That vollzogen wähnen, fürchterlichen Gewissensqualen, bis sie sich unvermutet auf einsamem Pfade begegnen. Stellt man sich vor, wie die beiden schwermütigen Herren, gesenkten Blickes dahin wandelnd, plötzlich mit den Nasen auf einander prallen, ergibt sich ein Schlußeffekt von unbändiger Lustigkeit.

---

[1]) Johanna Kapp schreibt ihm am 7. September 1852: „Daß Sie ein Lustspiel schreiben, glaube ich; aber nicht, daß Sie mir den wahren Inhalt mitgeteilt hätten. Seit der Erzählung der Schnyder von Wartensee Nanting-Inexpressibles (vgl. Nachgel. Schriften S. 23) glaube ich die Hälfte Ihrer Erzählungen nicht. Es sollte mich freuen, wenn ich auch in einem Lustspiel brauchbar wäre, sei es nur als Karikatur."

In Berlin richtete Keller eine Zeit lang sein Augenmerk auf Jeremias Gotthelf und gedachte eine Anzahl kleiner Erzählungen desselben zu dramatisieren. So jenes Kleinod unter Gotthelfs Dichtungen, „Elsi, die seltsame Magd“, die ihm an innerem Gehalte würdig schien, neben „Hermann und Dorothea“ gestellt zu werden. Es sollte ein Trauerspiel daraus entstehen. Ein anderer ist ihm jedoch zuvorgekommen. Mosenthal benutzte stillschweigend einige wesentliche Motive aus der Gotthelfschen Novelle für seinen „Sonnenwendhof“, den Keller 1854 auf dem Theater sah. Die Ausplünderung seines Landsmanns und das alberne „Je nun, so dann“ bei Mosenthal, welches das schweizerische „Henusode“ sein soll, ärgerten ihn so unmäßig, daß er die Sache in schärffster Weise an die Öffentlichkeit zog[1]).

Außerdem hatte er sich im Herbst 1852 folgendes notiert: „Lustspiel nach zwei Erzählungen von Bitzius: ‚Wie Joggeli eine Frau findet‘ und ‚Michels Brautschau‘. Hauptinhalt: die antike Gestalt eines schlauen und erfindungsreichen Freiers; die ursprünglichen Verhältnisse und Situationen eines alten echten Volkslebens auf dem Lande. Kluge Frauen etc. Das Provinzielle und Lokale ist in allgemeine Poesie aufzulösen.“ Auch hiervon kam nichts zustande, angeblich, weil die Berliner „Trüffelhunde“ nun über Gotthelf herfielen und sich ihre Opern- und Lustspielstoffe bei ihm holten.

Einen andern Stoff, mit dem sich Keller trug, „Agnes Bernauerin“, sah er durch Melchior Meyr und später durch Friedrich Hebbel auf das Theater gebracht. Trotzdem wollte

[1]) Vgl. Nachgelassene Schriften S. 163.

er beide zusammen mit einem gleichnamigen Stücke attakieren. Er hätte den Tod der Heldin in die Exposition verlegt und das tragische Wüten des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalte seines Trauerspiels gemacht.

Bereits drangen seine Absichten in die Öffentlichkeit. Das „Deutsche Museum" von Robert Prutz brachte am ersten April (einem fatalen Datum) 1854 die Nachricht, Gottfried Keller habe ein Lustspiel vollendet. Beinahe drei Jahrzehnte später (1881) schrieb dieser an Julius Rodenberg: „Ich führe von der Berliner Zeit her ein paar Lustspiele als anonyme Passagiere im Hirnkasten mit, die aber wohl nicht mehr aussteigen werden".

Nicht eines dieser Projekte hat Gestalt angenommen. Was ihrer Ausführung in den Weg trat, war die Arbeit am „Grünen Heinrich", mit der er sich alle Berliner Jahre hindurch schleppte, die feierlich übernommene Verpflichtung, nichts anderes zu schreiben, bis das Jugendbuch seinen Abschluß erreicht; dann die Not des Lebens. „Ich glaubte — sagte er einst zu mir — man müßte für so wichtige Sachen den Sonntag abwarten und keine Schulden haben." Zu den Umtrieben, deren es bedarf, bis ein Stück zur Aufführung angenommen ist, wäre er auch nicht der Mann gewesen. Endlich leitete ihn vielleicht unbewußt das Gefühl, daß seine Stärke doch anderswo liege.

Zwar kehrte er später immer wieder zu seiner ersten Liebe zurück. Die Heimatluft sollte diese Pläne reifen. Um das vierzigste Jahr herum hoffe er endlich auf die hohe See des Dramas auszulaufen, schrieb er an Freiligrath. Den Anfang wollte er mit einem vaterländischen Festschwank machen.

In dem wahrhaft klassischen Aufsatze „Am Mythenstein“ [1]), der Beschreibung jener sinnigen Schillerfeier am Urnersee im Herbst 1860, legt Gottfried Keller sein großartiges Programm vaterländischer Festspiele vor, einen Vorschlag, dessen Verwirklichung die Schweiz vielleicht eben jetzt entgegen geht. Er entwickelt die Idee einer Bühne, die vom Volke selbst bei seinen großen nationalen Festen alle paar Jahre einmal vor einer Versammlung von zehntausend ernsthaften Männern aufgeschlagen werde. Bei den eidgenössischen Freischießen könnte der Gegenstand ein in der Festhütte oder unter freiem Himmel etwa nach Sonnenuntergang aufzuführender kurzer Schwank voll Anspielungen auf heimische Zustände sein. Den geeignetsten Boden für derartige Darstellungen dürften jedoch die großen Gesangsfeste bilden, da diese zunächst auf die schönen Künste gerichtet seien. Für die Gesamtaufführungen wären neue Bahnen einzuschlagen, etwa in Form weltlicher nationaler Oratorien, was, solcher vaterländischer Sängermassen würdig, den Bestrebungen derselben einen neuen Inhalt verliehe. „Wenn nun dieses Tonmeer erbrauste, und auftauchend aus demselben eine Reihe fünfhundertstimmiger Halbchöre einander die Erzählung oder die großen Fragen und Antworten einer Musik gewordenen Ethik abnähmen, so wäre ein Dialog im Entstehen, der seinen Maßstab in nichts Vorhandenem hätte, und die Frage des Dramas in ein neues Stadium getreten.“ Der Dichter erzählt, wie man sich in Zürich zum schweizerischen Freischießen von 1859 mit einem solchen Versuche beschäftigt habe. Eine bündige Allegorie in gereimten

[1]) Nachgelassene Schriften S. 34 ff.

Versen und mit viel Handlung sollte alle Arten des unechten Patriotismus zur Anschauung bringen. Mutter Helvetia hätte mit ihren Söhnen strenges Gericht gehalten, worauf diese in ihrer Angst, um wenigstens einige Thaten und Früchte vorzuweisen, ihre Kinder in den Trachten sämtlicher Kantone herbeiholten und die zürnende Dame einigermaßen beschwichtigten. Dieser ganze Plan sei infolge des italienischen Krieges, der nicht nur das Fest in Frage stellte, dessen Schlachten vielmehr alle kleinen lokalen Pointen abgestumpft haben würden, unausgeführt geblieben. „Eine verzeihliche Furcht — sagt Keller — beschlich uns vor der trocknen Kritik des wortkargen Schützenvolkes. Denn, wenn diese Herren den Tabak nicht stark genug fanden und dem Spaße stillschweigend den Rücken kehrten, so war das schlimmer als das Pfeifen eines Parterres." Außer diesen Andeutungen liegt nichts vor. Dagegen muß das edle kleine Festspiel, „Die Johannisnacht" (1876), freilich mehr eine bloß dialogisierte Szenenreihe, hier wenigstens genannt werden.

Lange erwog er die Geschichte von den Töchtern Karls des Großen, die ihm für ein Opernlibretto höchst geeignet erschienen, dann hauptsächlich einen „Savonarola". Ludmilla Assing wies ihn 1865 auf die Darstellung bei Pasquale Villari hin, wo erwähnt wird, daß sich jener wegen unerwiderter Liebe in den Orden der Dominikaner begeben habe. Diese Quelle studierte Keller eifrig und las auch Predigten seines Heiligen. Derselbe sollte — nach mündlicher Mitteilung — an einer Lüge zu Grunde gehen, indem er eine göttliche Mission vorschützte und bis zum Scheiterhaufen die Dazwischenkunft des Himmels drohend in Aussicht stellte.

Der Schlußeffekt hätte sich sehr theatralisch gestaltet: das Gottesurteil des Scheiterhaufens geht vor sich, ein Gewitter bricht herein, Savonarola erwartet, daß die Fluten des Himmels den brennenden Holzstoß löschen werden. Auch zu diesem Drama hat sich nicht ein Wort vorgefunden.

Im Dezember 1874 schrieb Keller an Emil Kuh, er gedenke übers Jahr mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf dem frischen Tische das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankomme, daß er noch einige Jahre rüstig bleibe: „Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch Wurst!" Inzwischen erlebe man freilich, daß dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben, von einem andern aufgeschnappt werde. (Mosenthal.) Ein Stoff, den er sich alle zehn Jahre einmal anschaue, bestehe in folgender, aus hiesiger Gegend überlieferter Begebenheit: Ein Mann begräbt seine gute Frau, die er mißhandelt hat. Sie war scheintot und steigt in der Nacht, als der Totengräber die Leiche berauben will, aus der Grube, nimmt die Laterne des Fliehenden, geht vor ihr Haus und zieht die Glocke. Der ruchlose Mann stößt sie in das Unwetter hinaus. Nach langem Umherirren findet sie den, der sie längst liebt und rettet. Nun habe Josef Weilen in seiner „Dolores" das kolossale shakespearehafte Motiv benutzt, dasselbe jedoch höchst undramatisch lange vor den Beginn der Handlung verlegt. Diese außerordentlich wirksame Fabel benannte Keller: „Die Provenzalin". Dabei gab er ihr die Wendung, daß die tot geglaubte Frau, eine Schauspielerin, ihren Mann wieder zu gewinnen sucht, indem dieser die im Theaterkostüm aus dem Grab Heimkehrende nicht aus Grau-

samkeit, sondern im Wahn, ein Gespenst zu sehen, verstoßen hatte.

Seit Neujahr 1884 war Gottfried Keller aufs neue mit dramatischen Plänen beschäftigt. „Die Stoffe fallen mir von allen Seiten zu", pflegte er zu sagen. Vorfälle aus dem Jahr 1878, die in Zürich noch in frischer Erinnerung stehen, gaben Anlaß zu einem Entwurf: „Im Irrenhause". Wissenschaftliche Lektüre führte ihn auf den interessanten Stoff: „Das Gassengericht". Aus mündlichen Erzählungen schöpfte er die Entwürfe: „Der Prozeßliebhaber" und „Der neue Graf von Gleichen".

Als er endlich, jedoch erst kurz vor seinem Tode, an der Verwirklichung seiner Absichten zu zweifeln begann, wollte er wenigstens einiges davon für Erzählungen retten. Seine 1889 geschriebene Selbstbiographie schloß ziemlich resigniert mit der Verheißung: „Ferner dürften [noch] einige jener dramatischen Projekte aus den jüngern Jahren in Gestalt von Erzählungen erscheinen, um die so lange Jahre vorgeschwebten Stoffe oder Erfindungen wenigstens als Schatten der Erinnerung zu erhalten und zu gewahren, ob die Welt vielleicht doch ein ausgelöschtes Lampenlicht darin erkennen wolle. Sollte es der Fall sein, wäre der Schaden, wo die Bühne wie ein Dornröschen von dem abschreckenden Verfallsgeschrei umschanzt ist, nicht groß."

Über die Frage, ob er das Zeug zum Dramatiker überhaupt besaß, braucht man sich nicht zu ereifern. Er war vor allem ein ganzer Dichter. Und dies ist und bleibt die erste Bedingung für den Dramatiker. Alles übrige kommt in zweiter Linie.

Wir sind unserm Schauplatze und der Zeit vorausgeeilt und kehren nach Berlin zurück.

1851 ließ Gottfried Keller bei Vieweg in Braunschweig ein schon seit zwei Jahren gesammeltes Bändchen „Neuere Gedichte“ erscheinen. Er hatte das Manuskript 1849 ohne Erfolg Brockhaus zur Einsicht geschickt. Es sind zumeist Erzeugnisse der Jahre 1846—49: der Cyklus „Von Weibern“ z. B. ist 1846, die Ghaselen 1847 entstanden. Sie stellen trotz des Dichters eigenem abschätzigem Urteil der älteren Sammlung gegenüber einen wesentlichen Fortschritt dar, namentlich in der vermehrten Ausgabe von 1854[1]). Alles ist ruhiger, abgeklärter. Die lärmende politische Lyrik tritt fast ganz zurück. Beinahe gar nicht vertreten ist in der ersten Auflage der „Neueren Gedichte“ das epische Moment: die Romanzen kamen erst 1854 hinzu, ebenso die Abteilung

[1]) Vieweg übernahm den Verlag der „Neueren Gedichte“ im August 1850 nach unangenehmen Auseinandersetzungen mit Winter in Heidelberg, bei dem die ersten Gedichte erschienen waren, stellte jedoch die Bedingung, daß das Büchlein, wofern es nach zwei Jahren nicht verkauft sei, als zweite Ausgabe mit einigen Zusätzen, die durch Kartons eingefügt werden könnten, zur Versendung gelange. Im Herbst 1853 sandte Keller diese Zusätze ein; sie konnten nicht alle aufgenommen werden, „weil das Buch sonst nicht mehr in den alten Deckel hineinpasse“. So ist die zweite Ausgabe von 1854 thatsächlich eine Scheinauflage: neu ist das Titelblatt und Inhaltsverzeichnis, eingeschoben als Kartons die Seiten 55—68: „Aus Berlin“, ferner Blatt 169—70, das „Aus der Brieftasche“ statt wie früher „Aus dem Leben“ betitelt ist, neu ist endlich die Zugabe der „Romanzen“ S. 209—41. — Zu dem Gedicht S. 60 der neuen Ausgabe ist zu bemerken: „Polkakirche“ wurde damals die St. Matthäuskirche genannt, auch: „unsers Herrgotts Sommerwohnung im Thiergarten“. Der „germanisch-christliche Pastor“ war der beliebte, streng orthodoxe General-Superintendent Büchsel.

„Aus Berlin“ (1852 und 1853 entstanden). Dagegen brachte die frühere eine Anzahl Sonette, die erst wieder in die Gesammelten Gedichte aufgenommen wurden. Das Profil des Lyrikers zeigt sich bereits in scharf geschnittener Zeichnung. Überall ursprüngliche frische Natur, die ganz in sich selbst beruht. Kein fremder Klang. Überall ernste einfache Männlichkeit, gesunde, urkräftige, ruhige Empfindung; kein Dämmerlicht, sondern heller Tag. Eine eigentümliche Mischung des überaus Zarten und Anmutigen mit nahrhafter schwerer Gedankenkost, die stets von einem eigentümlich herben Erdgeruch ist. Die Einfachheit wird nicht selten Nüchternheit. Neben überraschender Melodik ein auffallender Mangel des Wohllauts und der Rhythmik. Charakteristisch sind die schlagenden Wendungen, — man kennt sie von weitem, wo man ihnen begegnet — jene ausschließlich Keller angehörenden Ausdrücke, mit denen eine Sache stets so ungemein bezeichnend hingestellt ist. Er hängt noch eng mit der mächtigsten litterarischen Bewegung unseres Jahrhunderts, mit der Romantik, zusammen. Dies zeigt sich nirgends deutlicher als in seinem Verhältnis zur Natur, die er zu beseelen und lebendig zu machen weiß. Und als echter Romantiker versteht er das Leben so zu erfassen, daß es zur Poesie wird. Das stark Subjektive, sowie das phantastisch Willkürliche verrät eben jenen Zusammenhang. Keller belustigte sich später oft an einer Behauptung Theodor Storms: kein Dichter, nicht der größte — Goethe nicht ausgenommen — bringe mehr als ein halbes Dutzend wahrhaft schöner Gedichte fertig. Der Ausspruch stimmte ihn jedoch auch nachdenklich, und er war manchmal geneigt, dem norddeutschen Freunde Recht zu geben. Ein so wunderbar geschautes und empfundenes Ge-

dicht wie „Winternacht" („Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt") wird stets zu den größten Kostbarkeiten unserer Litteratur gehören. Man vergißt das unendlich rührende Bild mit dem Dichter nie mehr: die Nixe, deren dunkles Antlitz durch das grüne Eis des erstarrten Sees emporschaut, während sie mit ersticktem Jammer an der harten Decke hin und her tastet[1]). In ihrer Naivetät nicht minder ergreifend sind Lieder wie „Jung gewohnt, alt gethan", „Der alte Bettler", „Der Taugenichts". Die Blutwelle heißer Sinnlichkeit rollt durch die Romanzen „Waldliebe" (später „Waldfrevel") oder „Die Winzerin". Von dem prächtigen Cyklus der Liebeslieder, oder wie ihn Keller rauh nennt: „Von Weibern", sprach er später mit Unrecht übel, als wären sie nicht gelebt. Als ihn Kinkel einmal fragte, ob denselben etwas Thatsächliches zu Grunde liege, antwortete Keller ärgerlich: „Nein! Deshalb sind sie auch schlecht." Es gebe zweierlei Minnelieder — läßt er seinen Hadlaub sagen —, solche, die man selbst empfinde und erlebe, und andere, die man sonst so aus Lust am Singen und gewissermaßen zum Vorrat mache. Es kann nun kein Zweifel mehr sein, welcher Klasse die seinigen im allgemeinen zugehören. Edel und kräftig sind die Weinlieder (keine „Sauflieder"). Das Groteske, das Satirische, der Humor fehlt bei Keller nie. Köstlich gemischt findet sich alles in „Türkischer Brauch" oder in der „Wochenpredigt". Das Pfäfflein hält

[1]) In seiner handschriftlichen Gestalt (Manuskript Dr. Eßlinger in Zürich) fehlt dem Gedicht die dritte Strophe. Nach der jetzigen vierten standen die mit Recht nunmehr getilgten Verse:

„Als ein heller Stern vom Himmel fiel,
Fuhr sie schreiend in die Tiefe da.
Mich durchschauerte ein bang Gefühl,
Wie wenn ich die eigne Seele sah."

dem Häufchen müder lebenssatter Greise und alter Mütterchen, die bloß noch recht gründlich ruhen und schlafen möchten, vor, daß nach dem Tode drüben in der Ewigkeit mit ihren Millionen Jahren die Arbeit von neuem losgehe. Das müßige Pfäfflein selbst kann freilich die drei armen Stunden, die es noch von einem Schmause trennen, kaum erwarten und sinkt bis dahin einem süßen Schlummer in den Schoß. Der Kontrast zwischen Ewigkeit und Endlichkeit wirkt schlagend. Kellers Lust am Leben und an der Natur, die ihm Mutter und Geliebte ist, hat etwas Unverwüstliches. Bezeichnend für den Menschen und Dichter ist sein herzlicher Anteil an den Armen und Bekümmerten: ein armes Kind, ein Bettler, eine arme Magd, eine Verlassene, Grambeladene sind immer wiederkehrende Gestalten seiner Dichtung. Das ganze Bändchen enthält fast nur Selbsterfundenes. Bloß der Stoff zu „Panard und Galet“, den beiden weinseligen französischen Poeten, von denen der eine, dessen Lippe nie ein schnödes Wässerlein betrat, nach seinem Tod unter einer gemeinen Dachtraufe begraben wird, so daß nun der Überlebende in seinem nassen Jammer sich selbst wie ein Wasserfaß vorkommt, — dieser Stoff ist Grimms „correspondance littéraire“ entnommen.

Es war das Schicksal der Kellerschen Lyrik, daß sie außerhalb seiner engen Heimat wenig Beachtung fand. Belesene Litteraturhistoriker gestanden noch zu Ende der siebenziger Jahre, daß sie weder dieses noch das frühere Bändchen der Gedichte je zu Gesicht bekommen hätten. Keller klagte nie darüber. Wenn man mit einer Sache nicht durchdringe — pflegte er zu sagen —, liege die Schuld nicht an den andern, sondern am Urheber selbst, der entweder voreilig und leicht=

sinnig verfahren oder schlecht beraten war, was bei seinen ersten Lyricis leider beides der Fall gewesen sei. Erst die große ernste Sammlung von 1883 lehrte die Öffentlichkeit den großen Dichter recht kennen.

Eine köstliche Komödie der Irrungen, welche das Bändchen von 1851 veranlaßt hat, sei im Anhang erzählt.

Gottfried Kellers saures Berliner Tagewerk fünf Jahre hindurch war „Der Grüne Heinrich". Die Leidensgeschichte dieses Buches reicht in die Zeit zurück, da der junge Maler enttäuscht aus München heimkehrte und nicht wußte, was zu thun war[1]). Es ist schon erzählt, wie seine erste Lyrik den damals erfaßten Vorsatz, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen", nicht sogleich zur Ausführung kommen ließ. Das älteste erhaltene Bruchstück des „Grünen Heinrich" stammt aus dem Jahre 1846. Es ist ein kurzes, nachträglich wieder verworfenes oder vielmehr in der späteren Anlage des Buches weiter ausgeführtes Eingangskapitel, das man im Anhange nachlesen kann. Seither beschäftigte er sich mit ungleichem Eifer an dem Buche, sprach jedoch im Februar 1847 bereits von endlichem Fertigmachen. Er nahm das bißchen Niedergeschriebene mit nach Heidelberg, wo die eigentliche Ausarbeitung begann. Seine dortigen Erlebnisse boten ihm ein kleines neues Motiv, das zu Anfang des vierten Bandes seine Stelle erhalten hat: Heinrich fängt an, Vorlesungen über Anthropologie zu hören. Der Aufenthalt in Berlin trug wenig zur Vermehrung des Inhaltes bei: eigentlich nur die Dortchen Schönfund-Episode;

[1]) Vgl. Bd. 1, 220 f.

aber er gab dem ganzen vierten Bande die eigentümlich elegische Stimmung.

Vor der Zeit sah sich der Verfasser genötigt, das Buch einem Verleger anzubieten. Er wandte sich im Februar 1850 durch Vermittlung Hermann Hettners an die Buchhändlerfirma Fr. Vieweg in Braunschweig (Chef des Hauses war damals Eduard Vieweg) und trug ihr seinen Roman, der einen mäßigen Band umfassen sollte, zum Verlag an. Vieweg, dem der zuversichtliche Ton und die nicht gewöhnliche Honorarforderung des ihm so gut wie unbekannten Autors auffiel, zeigte sich zur Übernahme geneigt und erhielt von Keller eine kleine Probe aus dem Manuskripte. Er bat um eine gedrängte Übersicht des gesamten Inhalts, worauf ihm jener am 26. April von Berlin aus das hochinteressante Exposé des Buches (Brief Nr. 45) übersandte. „Der Roman unter dem Titel ‚Der grüne Heinrich‘ — heißt es in einem von Keller aufgesetzten Verlagsentwurfe — wird etwa fünfundzwanzig bis dreißig Druckbogen stark werden, wovon sechs Bogen Gedichte als zu dem Roman gehöriger Anhang[1]). . . . . Als Honorar bedinge ich die runde Summe von 70 Louisd'or, wovon es mir wünschbar wäre, dreißig beim Beginne und vierzig nach Beendigung des Druckes zu erhalten. Die Auflage dürfte nicht über 1400 Exemplare stark sein.“

[1]) Jedenfalls sollten, wie das seit Goethe und den Romantikern im Roman üblich war, weit mehr Gedichte, als dies geschehen, in die Erzählung verflochten werden. Ich glaube, das „Ständchen, einer Verlassenen gebracht“ („Wir haben deinen tiefen Gram vernommen“) gehörte dazu und war bestimmt, der verlassenen Agnes vom Gottesmacher und dessen Genossen bei der Serenade gesungen zu werden.

Eduard Vieweg faßte sofort ein ungewöhnliches, mehr als geschäftliches Interesse an dem in Aussicht stehenden Werk und dessen Dichter. Er schrieb diesem am 7. Mai, daß er eine dauernde Verbindung mit ihm herzustellen dringend wünsche, und sandte ihm zugleich im voraus 100 Thaler und ein Vierteljahr später 150 Thaler. Der Leihbibliotheken wegen wünschte er eine Teilung des Ganzen in drei Bändchen. Druck und Ausstattung sollten dem kurz zuvor bei ihm erschienenen „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" von Justinus Kerner gleich kommen. Zugleich wurde vereinbart, daß „Der grüne Heinrich" im Spätherbst 1850 zur Versendung gelangen sollte. Da Keller auf raschen Beginn des Druckes drängte, aber nur wenige Bogen Manuskript ablieferte, konnte derselbe erst zu Ende des August 1850 in Angriff genommen werden.

Eine Korrespondenz zwischen Verleger und Autor, wie diejenige über den „Grünen Heinrich" während des Druckes, wurde schwerlich je geführt. Der Buchhändler voll warmen menschlichen Anteils an der Dichtung, in den Helden derselben förmlich verliebt, nobel, von wahrer Himmelsgeduld; der Verfasser kurz angebunden, unwirsch, saumselig, wortbrüchig bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit. Gottfried Keller hatte einen Vertrag eingegangen, den zu halten ihm eine Unmöglichkeit war. Sein Buch existierte eben wieder einmal nur in seinem Kopfe, das Manuskript befand sich im Zustande des ersten zu überarbeitenden Entwurfes, größtenteils aber war es noch gar nicht vorhanden. Es steckte in Keller ein nachlässiger Zug bei Verlagssachen, den er eigentlich nie überwand. Er hat in der Folge mehr als Einen Kontrakt über ein Opus abgeschlossen, das entweder gar nie erschien, oder das der

zum Verlage berechtigte Buchhändler nie erhalten konnte. Für ihn hatte lediglich die Erfindung einer Dichtung und das stille Ausdenken derselben Reiz. Sobald es an die schriftliche Ausführung ging, wurde ihm das Geschäft lästig, und er stellte sich demselben mit einer gewissen Gleichgiltigkeit, ja Feindseligkeit entgegen. Im vorliegenden Falle gab er später mit Unrecht dem Verleger an der Unfertigkeit seines Erstlings schuld. „Er habe mit dem raschen Druck nicht Schritt halten und die fertigen Kapitel und Seiten fast nie zum zweiten Mal durchlesen können. Daher seien eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten, die man schon bei einer ersten Wiederlesung zu entdecken und zu beseitigen pflege, stehen geblieben. So gleiche das Opus einer Zeichnung, auf welcher neben den letzten Federstrichen noch alle anfänglichen Kohlen- und Bleistiftstriche neben einander zu sehen seien, ja sogar noch der Verderb und Schmutz des Papieres durch die arbeitende Hand hafte." (An Emil Kuh.)

Er hatte den Druck des Buches beginnen lassen, nicht etwa, weil er mit der Arbeit fertig war, sondern um gezwungen zu sein, mit ihr fertig zu werden. Wenige Wochen später ging dem Setzer, der dem Autor stets dicht auf den Fersen folgte, das Manuskript aus, und im Winter, als das Buch hätte ausgegeben werden sollen, waren von den hundertsieben Bogen des Ganzen acht gedruckt. Vieweg mußte sich auf nächste Ostern vertrösten lassen und nahm inzwischen (im August 1850) auch Kellers „Neuere Gedichte" in seinen Verlag. Auf immer dringendere Mahnungen nach einer Fortsetzung des Romans schwieg sich Keller gewöhnlich aufs beharrlichste aus, oder er führte rätselhafte, dem Verleger völlig unverständliche, „hieroglyphische, in

einen mystischen Schimmer verhüllte Reden“. Manchmal drehte er sogar den Spieß um und versuchte es, dem unbequemen Mahner zu Leibe zu gehen. Ab und zu sandte er ein kleines Stück nach Braunschweig ab, verlangte und erhielt neue Vorschüsse, ließ jedoch die Korrekturbogen Monate hindurch sich anhäufen, oder gab sie nur auf Drohungen hin aus der Hand. Zeitweilig mußte der Druck ganz eingestellt werden. Schon im April 1851 erklärte der Buchhändler, er habe keine Lust, noch mehr Bogen Makulatur zu drucken, da der Roman voraussichtlich ein Bruchstück bleibe. Im September ging der Schluß zum ersten Band in die Druckerei. Neue Versprechungen blieben ungehalten. Vieweg schrieb ihm am 9. Oktober: „Nach meiner Ansicht trägt nur die Zersplitterung Ihrer Kräfte, das Streben nach verschiedenen Zielen, die Schuld an dem allen. Ich vermag mindestens nicht einzusehen, was sonst der Vollendung der Abschrift und Überarbeitung Ihres Romans hätte in den Weg treten können; denn daß Sie Jahr und Tag gegen Ihre ursprüngliche Absicht und vielleicht unter manchen Sorgen für Ihre materielle Existenz in Berlin länger bleiben als Sie wollten, lediglich um ein Stück zur Aufführung zu bringen, von dem Sie behaupten, daß Sie es gar nicht eher anfangen könnten, bis der Roman vollendet sei, ist doch meiner Gutgläubigkeit etwas viel zugemutet.“ Das Tempo wurde bei der Fortsetzung noch langsamer genommen. Im November drängte die Verlagshandlung: „Abermals ersuchen wir Sie dringend um Zusendung neuen Manuskripts, wenngleich wir wohl endlich die Hoffnung aufgeben müssen, daß irgend ein Mittel der Welt im stande ist, Ihr hartnäckiges Ignorieren unserer Bitten und Mahnungen und Ihr fortgesetztes Schweigen auf

unsere Zuschriften zu brechen." In der That verhielt sich Keller auf diesen wie den vorausgegangenen und folgenden Brief mäuschenstill. „Ich weiß nicht — seufzte Vieweg — woran ich ferner bei Ihnen appellieren soll, und bitte nur um Rücksendung der Korrekturen, damit wenigstens die Bogen gedruckt und die darin steckende Schrift anderweitig benutzt werden können."

Am 12. Februar 1852 mußte Keller seinem Verleger eine schriftliche Erklärung auf Ehrenwort abgeben, daß er vor Vollendung des „Grünen Heinrich" nichts anderes schreiben werde. Ausdrücklich fügte er hinzu, er könnte das Buch bei anhaltender Arbeit in längstens sechs Wochen recht gut beendigen. Hierauf trat wieder eine feierliche Pause bis zum Juli ein. Es seien ihm, ruft Vieweg einmal aus, in seinem langen und ausgedehnten Geschäftsverkehr allerlei litterarische Kuriosa begegnet, kaum aber ein pikanteres als die Art und Weise, wie er vom Verfasser des „Grünen Heinrich" behandelt werde. Es bleibe ihm nun nichts mehr als der Weg der gerichtlichen Klage übrig. Vorher aber biete er Keller freie Wohnung und Verpflegung in Braunschweig an, falls sich dieser entschließen könne, in der stillen altertümlichen Stadt sein Buch zu Ende zu führen. Der Dichter gab einfach keine Antwort, deutete indessen kurz nachher, seines Ehrenwortes eingedenk, ziemlich verständlich an, daß ihm vierzehn Tage Zeit zur Vollendung seines Dramas erwünscht wären. Vieweg gewährte ihm auch diese, wofern der Roman bis Ende Septembers abgeliefert werde; ja, er erklärte sich sogar zum Druck des bewußten Dramas behufs Versendung an die Bühnen bereit. Ebenso sagte er ihm auf dessen Versicherung, daß alles wieder im besten Geleise sich befinde, die

Übernahme einiger neuer Erzählungen zu, von denen Keller ihm Kunde gegeben. Am Schluß des Jahres 1852 war glücklich der zweite Band fertig gedruckt, und der Verfasser stellte jetzt die Forderung eines größeren Honorars, da sein Buch den ursprünglich festgesetzten Umfang überschreiten werde. Vieweg ging auch hierauf ein mit dem Wunsche, der Dichter wolle ja nicht ängstliche Rücksicht auf den ausbedungenen Raum nehmen, sondern lieber noch einen vierten Band schreiben, da ein übereilter Abschluß diesem Meisterwerke, dem er nichts Ähnliches an die Seite zu setzen wisse, Schaden brächte.

„Auf die Entwickelung — schrieb der verständige Vieweg, 12. Januar 1853 — bin ich gespannt. Nach Ihrem Exposé ließen Sie Ihren Helden schließlich untergehen, nachdem noch viel herbes Wehe durch den Tod der vernachlässigten Mutter über ihn gekommen. Ich mag vorläufig nicht annehmen, daß das so geblieben: in dem Jungen ist zu viel Originales und Naturwüchsiges, als daß er verkommen darf.“ Daß sein lieber Grüner Heinrich in München vollends eine königliche Ohrfeige einstecken muß, wollte Vieweg dem Dichter nicht verzeihen. Gutmütig schickte er jedoch wieder Geld in Erwartung der kommenden Novellen und des Poeten selbst, der nun auf einmal seine Geneigtheit, nach Braunschweig überzusiedeln, in Aussicht stellte. Im Mai wollte die Verlagshandlung die zwei ersten Bände, also die Hälfte des Buches, deren Herstellung beinahe drei Jahre in Anspruch genommen, (auf welche erste Hälfte Vieweg bereits im Beiblatt zu Nr. 23 seiner „Deutschen Reichs-Zeitung“ vom 28. Januar 1853 aufmerksam gemacht hatte,) versenden. Auf Kellers ungestüme Vorstellung sollte der Vertrieb bis zu dem in allernächster Aussicht stehenden

Abschlusse des Ganzen unterbleiben. Im Mai 1853 ging der dritte Band in den Satz. Um seinen Dichter bei guter Laune zu erhalten, streichelte ihn Vieweg von nun an öfter mit sanfter Hand — denn die Unmöglichkeit, demselben mit Gewalt beizukommen, hatte er wohl eingesehen —, er machte ihm den Vorschlag, Keller möge einen Cyklus von Novellen aus dem Leben und Treiben seiner schweizerischen Heimat, das er im Jugendroman so wundersam ansprechend schildere, schreiben. Dieser antwortete, er gedenke einige solcher bereits ausgeheckten Geschichten dem „Grünen Heinrich“ einzuverleiben und diesen über einen fünften Band auszudehnen. Vieweg hielt ihn von dem Vorhaben ab, reiste persönlich nach Berlin und glaubte, den Dichter zu Gunsten des sog. glücklichen Ausgangs umgestimmt zu haben; allein schon im Juni erfuhr er, daß jener bei seinem ersten Plane zu bleiben gedenke. Im September zog er zur Abwechselung rauhere Saiten auf: „Sie scheinen meine Geduld bis zum äußersten erschöpfen zu wollen; doch möchte ich Sie bitten, eines alten Sprichwortes eingedenk zu sein: ‚der Krug‘ etc.“ Im November 1853 konnte endlich der dritte Band im Druck abgeschlossen werden. Nachdem der Verfasser die feste Zusage gegeben hatte, daß der Schluß auf Weihnachten nachgeliefert werden könne, verschickte die Verlagshandlung die drei ersten Bände des unvollendeten Wahrheit- und Dichtungsbuches. Sie tragen die Jahreszahl 1854. Der Dichter gab ihnen ein anfangs Mai 1853 geschriebenes Vorwort mit, in welchem er die lange Zeit, die zwischen dem gedruckten ersten und dritten Bande liegt, mit „verschiedenem Unglück“ entschuldigt und sich auch über die Mängel der Komposition und des Inhalts ehrlich und bescheiden ausspricht. Abermals

verstrich ein Jahr. Zu Ende Oktobers 1854 hatte Vieweg noch keinen Bogen vom vierten Band erhalten können. Er stellte dem Dichter eine erneute Klage auf Rückzahlung des geleisteten Honorars und Erstattung der bisherigen Herstellungskosten in Aussicht, sofern er bis Weihnacht nicht im Besitze des Schlusses sei. Trotz dem Anerbieten, das Honorar auf anderthalb Louisd'or pro Bogen zu erhöhen, war es ihm unmöglich, das Ende zu beschleunigen. Der Ausgang wurde zudem von Keller überhastet. Am Palmsonntage 1855 „schmierte“ dieser „buchstäblich unter Thränen“ das letzte Kapitel seines Romans und ließ darin zum großen Leidwesen des gequälten Buchhändlers seinen Heinrich sterben. Im Mai verließ das fertige Buch endlich die Presse und wurde den Buchhandlungen mit 50 Prozent Rabatt (statt der üblichen 25) zugestellt. So hatte der Druck des „Grünen Heinrich“ fast fünf Jahre erfordert, der Inhalt den festgesetzten Umfang um fünfzig Bogen überschritten. Ebenso erhielt der Verfasser beinahe das Doppelte des ausbedungenen Honorars (742 Thaler).

Ein so eigenartiges Buch muß auch seine ganz besondere Geschichte haben; aber so toll durfte man sich diese kaum vorstellen. Und so wird man dem peinlichen Berichte nicht ohne stille Vorwürfe gegen den saumseligen Dichter gefolgt sein. Aber man übersehe die Entschuldigungsgründe nicht! Wir wollen nicht die Hemmnisse äußerer Art ins Feld führen, den Druck der Not, welcher keinem freudigen Schaffen Raum gab, und nicht den Umstand, daß die Veröffentlichung des „Grünen Heinrich“ für Gottfried Keller in einen Zeitpunkt fiel, da ihm die Förderung dramatischer Projekte wichtiger erschien, als die Ausarbeitung seiner höchst subjektiven Jugend=

geschichte, die im großen Ganzen eine überwundene Lebensepoche für ihn bedeutete. Zwischen den Anfängen des Werkes und dem Abschluße liegt ein bedeutungsvolles Jahrzehnt: sein Urheber war ein anderer, ein Reiferer geworden. Die Kämpfe, die darin geschildert sind, lagen weit hinter ihm; nun noch einmal in die abgestreiften Häute zu schlüpfen, erschien ihm ein ganz unerfreuliches Thun. Leichthin hatte er ein Stücklein Manuskript in den Druck gegeben, diesmal sogar, ohne über die Weiterführung des Werkes bei sich selbst im Klaren zu sein. Damit hängt jener ungebührlich laut getadelte Kompositionsfehler der ersten Fassung zusammen, deren Unförmlichkeit der Verfasser ja selbst zuerst signalisierte: die Einschiebung der breiten Selbstbiographie in die begonnene Erzählung. Diese Jugendgeschichte, welche fast den ganzen ersten, den zweiten und beinahe die Hälfte des dritten Bandes ausfüllt, lag nicht im ursprünglichen Plane. Sie ist erst später hinzugekommen, sollte jedoch nach des Dichters Meinung nur wenige Kapitel umfassen. Beim Erzählen geriet er in immer breitern Fluß; der Setzer verlangte so zu sagen die noch nasse Niederschrift, und Keller mußte sehenden Auges den erkannten Fehler stets größer machen. Als die Jugendgeschichte schließlich gedruckt vor ihm lag, überkam ihn eine leichtbegreifliche Angst, der Welt seine Bildungswirren und Herzensangelegenheiten in dieser kindlichen Ehrlichkeit, deren er sich nun schämte, preis zu geben.

Ferner: immer unschlüssiger darüber, wie er seinen Helden enden lassen werde, erwog er immer unruhiger das Problem des Ausgangs. Es ist zwar nicht anzunehmen, daß er, trotz den Einwendungen des Verlegers und der Freunde, damals je ernstlich an einen glücklichen Schluß dachte.

Aber Heinrich sollte, wie aus einer alten Aufzeichnung hervorgeht, sich selbst den Tod geben. In einem Notizbuche findet sich unter dem Datum: „Heidelberg, Januar 1850“ folgender Eintrag: „Grüner Heinrich. Über das Reifsein zum Tode. Wer gelebt und seine Bestimmung mehr oder weniger erfüllt und die rechten Grundsätze über das Sterben hat, kann jeden Augenblick sterben ohne Bitterkeit. Selbst der Selbstmörder, wenn er rein nichts mehr anzufangen weiß auf der Erde, aber doch etwas gewesen ist, findet süßen Genuß im Tode. Bei Heinrich ist es eben sein bitter tragisches Geschick, daß er sich zum Tode verdammt sieht in dem Augenblicke, wo sich ihm ein schönes Leben aufthut ohne die Möglichkeit, es anzutreten. Er hat keine Vergangenheit und verliert eben deswegen das Recht auf die Zukunft. Er gibt sich mit dem vollsten Bewußtsein dieses Unglückes den Tod.“ Und: „Die höchste Befriedigung und das Gelingen ist nur in der Hingabe und in Mitwirkung an der irdischen wirklichen Menschlichkeit zu finden. Gerade weil Heinrich mit dem schweren Bewußtsein, sein Nächstes und sein Heiligstes, das Mutterleben, zerstört zu haben, auf diese Bahn treten sollte, wird sie ihm verschlossen durch das eigene Gewissen. Und also keine Versöhnung, kein Trost, keine Hoffnung mehr? Nein! Dies ist das wahre Unglück. Nur in der ganzen vollen Entsagung an Welt und Leben für immer liegt die Genugthuung, und die einzig mögliche Versöhnung in dem willigen Sterben und Scheiden vom warmen Leben, der einzige Trost in der ewigen Vergessenheit.“

Der Dichter verwarf dieses Ende durch Selbstmord. Aber er verharrte auf dem Tode Heinrichs, der sich in der Selbstqual über ein verfehltes Leben, über den Tod der

Mutter und eine nicht gestandene Liebe verzehrt. „Der einmal beschlossene Untergang — heißt es in der autobiographischen Skizze — wurde durchgeführt teils in der Absicht eines gründlichen Rechnungsabschlusses, teils aus melancholischer Laune. So wurde der Grüne Heinrich also begraben." „Und es ist — schließt die erste Ausgabe — auf seinem Grabe ein recht frisches und grünes Gras gewachsen." In dem ergebnisreichen Brief an Hettner vom 9. Mai 1855 spricht sich Keller ausführlich über diesen Schluß aus und gesteht, daß derselbe an der ungenügenden Ausführung leide, indem er ursprünglich etwa drei Kapitel stark und eine förmliche Elegie über den Tod werden sollte.

Diesen Ausgang, gegen welchen außer dem Verleger sogleich Hettner, Varnhagen und später auch Vischer Einwendungen erhoben, empfand der Dichter, nachdem er ihn erst so entschieden verteidigt, im Laufe der Jahre selbst als einen Fehler und hat ihn geändert und damit eine weitere Annäherung an Selbsterlebtes vollzogen. Ob er wohl gethan? Man kann in dieser Frage verschiedener Ansicht sein und jede mit starken Gründen stützen. Ich neige mich jetzt auch der Meinung zu, daß der erste sog. tragische Ausgang richtiger gefühlt war, daß er in Heinrichs Wesen trotz aller Gesundheit, die in ihm steckt, tief begründet lag, und daß niemand die Notwendigkeit desselben besser dargelegt hat als der Dichter selbst in dem angeführten Brief an Hettner. Und das Exposé für Vieweg spricht die Moral des Buches nüchtern geradezu dahin aus, daß derjenige, dem es nicht gelinge, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt sei, im bürgerlichen Leben eine Stellung einzunehmen.

Die Art und Weise der Veröffentlichung des „Grünen Heinrich“, nach welcher der Leser der drei ersten Bände den Schluß anderthalb Jahre später erhielt, that der dichterischen Wirkung wie dem buchhändlerischen Geschäft erheblichen Eintrag. Als der Verfasser kurz nach dem Erscheinen des letzten Teils an die Verlagshandlung ziemlich siegesgewiß die Frage stellte, wie es nun mit einer neuen Auflage stehe, bekam er die Antwort: von den tausend gedruckten Exemplaren seien hundertfünfzig abgesetzt. An diesem wider Erwarten ungünstigen Ergebnisse trage einzig die Verzögerung des Dichters die Schuld. Der nicht unbeträchtliche Rest wurde von diesem, als er zu Ende der siebenziger Jahre das Buch umgearbeitet hatte, zurückgekauft, und Jungfer Regula mußte auf den strikten Befehl des Herrn Bruders während des Winters 1878 auf 79 mit wohlgezählten dreihundertsechszig Bändchen[1]) den Stubenofen auf dem „Bürgli“ heizen.

Was die Personen, die sich im „Grünen Heinrich“ erkennen mußten, dazu sagten? Das Urteil der verständigen Mutter liegt in dem schönen Briefe vom 11. März 1854 vor. Die Aufnahme des Werkes von Seite der maßgebenden zeitgenössischen Kritik war, von wenigen mißwollenden Stimmen abgesehen, eine freundliche. Der alte Varnhagen von Ense nannte in einer öffentlichen Besprechung die Dichtung „in jedem Sinne eine ungemeine, eine zwar der Unterhaltung gewidmete, aber nicht für gewöhnliche Romanleser berechnete: sie fordere Leser von Gemüt, von höherem Geist, von edlem Kunstsinn.“ Es wehe in dem durchaus ursprüng-

[1]) Es waren nur die drei ersten Bände, der vierte hatte auf dem Lager Schaden gelitten.

lichen, aus kräftiger Eigenheit hervorgewachsenen, von aller Ziererei freien Werk echte Schweizerluft, der Geist allgemeiner Freiheit und persönlicher Selbständigkeit. Die klare Schreibart erinnere an die helle Festigkeit des „Wilhelm Meister" und an die zarte Anmut des „Heinrich von Ofterdingen". „In Einem Stücke nur — schloß Varnhagen von Ense — können wir unsere Unzufriedenheit nicht verhehlen; wir wünschen, dem Grünen Heinrich nicht einen so frühen Tod beschieden zu sehen, er soll mit seinen schönen Gaben und Kräften weiterleben, sich selber und uns zur Freude. Möge er als ein glücklicher redivivus uns fernerhin begegnen[1])!" Auch andere Beurteiler wie Lewin Schücking, Julian Schmidt und Julius Grosse fühlten sich an Goethe erinnert. Eben so einig gingen sie in der Verwerfung des elegischen Schlusses. Bei allen Aussetzungen, namentlich in bezug auf die Form, sprachen es fast sämtliche Kritiker aus, daß, wer im stande sei, vier Bände mit einem so einfachen Inhalt ohne hinlänglich wichtige oder gar pikant verschlungene Ereignisse zu füllen, und dabei die Teilnahme nicht im geringsten verliere, sich schon eines großen Reichtums von Selbstempfundenem, -Erlebtem und -Gedachtem bewußt sein müsse. Die Dichtung sei der frischeste Bergquell, der je aus den Thälern Helvetiens in die Flut deutscher Geistesströmung eingemündet habe.

Einen originellen Ton schlug Kellers Freund, Hauptmann Wilhelm Schulz in Hottingen, an. Er erließ in den „Blättern für lit. Unterhaltung" 1855 (No. 37) einen offenen Brief an den Verfasser der Dichtung: „Der Grüne Heinrich?

[1]) Abgedruckt im Album des litterarischen Vereins in Bern (1858) S. 113 f.

Aber das ist ja, wie er leibt und lebt, der Gottfried Keller selbst, aus Glattfelden im Kanton Zürich! Was soll ich also viel Umstände machen? Wir kennen uns ja schon lange. — — Ich rede Dich geradezu mit dem vertraulichen Du an, und wir führen zwischen Berlin und Zürich eine litterarische Unterhaltung über dieses und jenes, u. a. über Deinen ‚Grünen Heinrich'". Nachdem Schulz dem Dichter nun sehr breitspurig erzählt hat, was die Züricher Landsleute von dem Buche sagen (die einen behaupten, es sei ein Roman, die andern, eine Selbstbiographie) und mit ihm in Dingen der Politik und Religion diskutiert hat, ruft er ihm zu: „Glaube, was Du willst und dichte, was Du mußt! Und ein Dichter bist Du; das muß man Dir nachsagen. Wie hast Du es nur gelernt? Aber wahrscheinlich hast Du es gar nicht gelernt, sondern es steckte schon in Dir, da Du noch eine kleine Meerkatze warst, und ist seitdem nur groß und größer gewachsen." Den laut gewordenen Vorwurf, der Verfasser habe seinen Heinrich vorschnell sterben lassen, blos um mit dem vierten Band zu Ende zu kommen, weist Schulz ganz in Kellers Sinn zurück: „Der Grüne Heinrich und seine Mutter sind in Leben und Liebe so fest in einander gewachsen, daß es der Sohn gerade im Gefühl der Sicherheit des unauflöslich scheinenden Verhältnisses um so eher versäumt, seine Liebe auch noch in besonderen äußern Zeichen erkennen zu lassen. Aber an dieser Versäumnis stirbt seine Mutter, und nun muß ihr der keineswegs lebenssatte Heinrich in das Grab nach, da ihn selbst die leidenschaftliche Liebe zum lebensfrohen Dortchen nicht mehr aufrecht zu halten vermag. Noch nie ist ein Gedicht der Liebe zwischen Mutter und Sohn gedichtet worden, so

einfach und innig, so wahr und schön. Und ich — fährt Schulz fort — würde mich nicht genieren, es geradezu wunderschön zu nennen, wenn ich nicht befürchtete, daß Du mich sogleich als Wundergläubigen mißhandeln würdest.“ Die Darstellung des spezifisch schweizerischen Volkslebens sei so treu und wahr, daß sich gerade daraus manche von Kellers Landsleuten am allerwenigsten machen, weil ihnen die Erzählung von Dingen, die sie täglich mit Händen greifen und die nicht viel anders sein können, sehr überflüssig vorkomme. Übrigens sollen die Schweizer und die Deutschen froh sein, einen ganzen Mann und ganzen Dichter an Keller zu haben. „Darum — so schließt der Brief — fordern wir alle diejenigen, die lesen gelernt und an Deinen Sachen noch allzu viel auszusetzen haben (denn daß gar nichts auszusetzen wäre, habe ich auch nicht gesagt) hiermit förmlich und feierlich auf, den ‚Grünen Heinrich‘ und Deine Gedichte zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male zu lesen. Und wenn sie auch zum dritten Male nicht wissen, was sie an Dir haben, so erklären wir beide ihnen rundweg, daß ihnen der Sinn für echte Poesie für immer vernagelt ist. . . . Allein ungeachtet dieser beiderseitigen, reiflich erwogenen, ernstlich gemeinten, aber leider unmaßgeblichen Beschlußfassung wäre es gut, wenn Du bald in die Schweiz kämest, um wieder einmal in das Leben des Volks unterzutauchen und einigen deutschen Schulstaub abzuwaschen, der hier und da Deiner Dichterhaut anhängen mag. Thue das!“

Dennoch fand der „Grüne Heinrich“ nur einen sehr kleinen Anhang. Es gibt Dichter, die so abseits von den breiten Pfaden des Lesepublikums wandeln, daß ihre Bücher nie populär werden können. Dahin gehört z. B. in erhöh-

terem Maße Mörikes „Maler Nolten" (den Keller übrigens damals noch nicht kannte).

Die frühere Litteraturgeschichte machte dem Buche das Leben nach Kräften schwer. Sie wußte eben nicht recht, was sie dazu sagen sollte. Man stößt da auf die sonderbarsten Urteile, wobei meistens böser Wille ins Spiel kommt. Am unverhülltesten tritt dies hervor in Friedrich Kreyßigs „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (1871) S. 138 ff., wo sogar die bloßen inhaltlichen Thatsachen schnöde verkehrt und entstellt wiedergegeben werden. Kreyßig spottet über den grünen, „leider sehr und dauerhaft grünen Heinrich" und schließt seine hämische Besprechung mit den Worten: „Und dieser Roman hat seinem Verfasser einen Namen gemacht unter den deutschen Ästhetikern und lockt noch heute eine gläubige Gemeinde von schönen Seelen in seine traumhaften Labyrinthe: eines von vielen Beispielen für die Langsamkeit und Ungleichmäßigkeit, mit der die kulturhistorischen Wandlungen sich in unserm vielgegliederten und gebrochenen Volke vollziehen." Robert Prutz in seiner flüchtigen „Deutschen Litteratur der Gegenwart" 2, 209 (1860) scheint das Werk gar nicht zu Ende gelesen zu haben, sonst würde er unmöglich schreiben: „Doch gewährt der Schluß des Buches keine Befriedigung. Der Dichter weiß für seinen Helden keinen andern Ausgang, als daß er ihn wahnsinnig werden läßt, ja schließlich entdeckt es sich, daß er schon von jeher wahnsinnig gewesen." Solche und ähnliche Beurteilungen, die nicht über die Ungleichheit der Komposition hinwegkamen, hatte Keller im Auge, als er später in bezug auf den Titelhelden seines Buches, den er für immer begraben zu haben glaubte, die unmutige Äuße-

rung that: „Allein er schläft nicht sehr ruhig; denn wie ich höre, wird der arme Kerl in den Mädchenpensionaten, wenn der Sprach- und Litteraturlehrer auf das Kapitel des Romanes kommt, stets heraufbeschworen und vor die unaufmerksamen Schülerinnen hingestellt, herumgedreht, hin- und hergeführt und muß als abschreckendes Beispiel dienen, wie ein guter Roman nicht beschaffen sein soll, und es hilft gegen diese grausame Belästigung nicht der Umstand, daß der Ärmste ja mittels der eigenen Vorrede die Erklärung in der Tasche mit sich führt, daß er kein rechter Roman sei!" Ein Franzose verstieg sich sogar zu der abenteuerlichen Behauptung, das Buch sei eine grausame Satire auf das deutsche Wesen, geschrieben von einem geistreichen, aber schnöden Menschen. Erst die schöne tiefe Studie Vischers in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1874 (Nr. 203 bis 210), welche Kellers dichterisches Ansehen mächtig förderte, hat auch dieses Jugendwerk nach dem vollen Werte gewürdigt.

„Der grüne Heinrich" ist, wie man nun weiß, in erster Linie eine Autobiographie im Sinne der künstlerischen Auffassung Goethes: Wahrheit in dichterisches Gewand gekleidet. Daneben stecken eine Menge novellistischer, rein poetischer Anlagen in dem Buche. Der Inhalt der drei ersten Bände kommt der Wirklichkeit manchmal in überraschender Weise nahe; er bildet eine ehrliche Bekenntnisschrift ohne unnötige und eitle Rousseausche Entblößung, ist Darstellung eines Lebensmorgens, wie er, vom Dufte der Poesie verklärt, an der Seele des zum Manne reifenden Dichters, wehmütig Abschied nehmend, noch einmal vorbeizieht und in der Erinnerung sich dichterisch ausweitet. Der

Schluß des letzten Teils dagegen ist romanartig angelegt: er zeigt, wie es hätte werden können, wenn sich Gottfried Keller nicht zusammengenommen hätte.

Mag man den „Grünen Heinrich" Selbstbiographie oder Roman nennen, gewiß ist das: er ist ein Werk, wie es in unserer Litteratur nur einmal vorhanden ist, eine Dichtung voll Versenkung in die geheimsten Tiefen einer träumerischen Gemütswelt. Wenn man darin liest, wird einem zu Mute, als ginge man Sonntags durch den stillen Sommerwald. Das Gefühl der Beglückung zieht in die Seele, und was Wohllautendes in ihr vorhanden ist, klingt leise mit. Sie läßt sich von dem Zauber umspinnen, welcher in dem Buche seine goldenen Fäden um das Alltägliche webt. Denn darin besteht die unvergleichliche Kunst Gottfried Kellers, daß er das Gewöhnliche zum Ungemeinen, fast zum Wunder zu erheben weiß. Welche Fülle von Poesie, wohin wir schauen! Welche Gestaltungskraft, welche Andacht für die ahnungsvolle Welt des jugendlichen Herzens, welche Mannigfaltigkeit und Abstufung vom hold Idyllischen, tief Rührenden, bis zu dem goldenen lachenden Gottfried Keller-Humor! Bis dahin hatte der Dichter, außer einigen kritischen Aufsätzen für Tagesblätter, wie z. B. die in Heidelberg und Berlin geschriebenen Studien über seinen Landsmann Jeremias Gotthelf, keine umfassenden Prosaleistungen aufzuweisen; um so bewunderungswürdiger sind die Tugenden der Sprache und des Stils seines Erstlings.

Reichlich zwanzig Jahre später hat der alternde Mann nochmals Hand an sein Jugendwerk gelegt und zwar in der Absicht einer gründlichen, namentlich den vierten Band tief berührenden Umarbeitung. Ob der Sechsziger die glück-

liche Stimmung wiederfinden, ob er mit der nötigen Unbefangenheit und Schonung an die Arbeit gehen, ob er nicht die grünen Töne grau übermalen würde: das waren damals wohl aufzuwerfende Fragen.

Er schritt selbstverständlich ohne Sentimentalität ans Werk, etwa wie ein Maler, der sein altes Bild nach langer Zeit wieder auf die Staffelei stellt und halb bestürzt, halb ärgerlich zum Bimsstein greift und unbarmherzig damit über die Leinwand weg fährt. Manches erscheint dem Gereiften albern, und er versteht nicht, wie ein vernünftiger Mensch auf solche Dinge geraten konnte; manches zu entfernen thut ihm fast leid, denn es ruht ein kleiner, wenn schon greller Streifen Jugendsonnenschein darauf. Im Vordergrund liegen einige Naturblöcke, die ohne Gnade weggeräumt werden. Zunächst mußte es sich darum handeln, die Unförmlichkeit der äußeren Komposition zu verbessern. Einen Moment schwankte er, ob er nicht den Schluß an den Anfang stellen und rückwärts blickend erzählen solle. Dann aber bediente er sich eines einfachen Kunstgriffs: er schickte die frühere Einlage, die Jugendgeschichte, voraus und ließ seinen Helden das Ganze bis zum Schluß in der Ichform vortragen, wodurch die geschlossenere einheitlichere Form erreicht wurde. Die autobiographische Erzählungsweise hat freilich — wie er sehr wohl erkannte — auch ihre Nachteile, indem sie nicht selten die absolute Reinheit und Objektivität der wahren Dichtersprache beeinträchtigt. Das Barocke und Spukhafte, das einst in dem merkwürdigen Buche sein ungebundenes Wesen trieb, ist entfernt oder gemildert, Verletzendes beseitigt, maßlose, nicht organische Längen sind gekürzt; das zumal im letzten Teil ermattend und oft jugendlich grüne Reflektieren

über Politik, Religion und Erziehung ist beschnitten, endlich der trübselige Schluß durch einen Ausgang ersetzt, der in eine fast behagliche Resignation ausklingt.

Keller hat den vierten Band völlig neu gestaltet. Der auferstandene Heinrich wandelt noch einmal „die alten grünen Pfade der Erinnerung". Seiner Trübsal entgeht er zwar mit nichten. Der Dichter beugt den Ärmsten zudem noch unter das Joch einer demütigenden Liebschaft („Hulda"), die, zusammen mit dem „Flötenwunder", zu den schönsten neuen Partieen gehört. Jene Episode ist übrigens mißverstanden worden. Sie soll selbstverständlich zeigen, wie im strebenden Menschen bei fortwährendem Mißgeschicke manchmal das Gelüste nach dem Versinken in die Dunkelheit auftaucht, wie er bei sich denkt: wie gut könntest du's mit diesem Menschlein haben, das von nichts als Arbeit und Liebe redet, wenn du allem andern still entsagtest und in den bescheidenen Venusberg einträtest! Mit dem Schädel des Albertus Zwiehan und seiner Jugendgeschichte, der einzigen Habe, welche er aus dem Schiffbruche gerettet, tritt Heinrich den Heimweg an. Neu ist ferner der auf dem Grafenschloß anrückende Peter Gilgus mit seinem Sack und dem wahren Auge Gottes — Gilgus ist eine Karikatur des Feuerbachianers — ein Hauptstück Kellerschen zornigen Humors.

Das Mütterchen, welches unterdessen die langen Jahre über umsonst täglich das flache Dach des Hauses erklommen und, die Hand über die Augen haltend, unverwandt nach der Ferne hinausgeschaut hatte, sieht mit dem letzten brechenden Blicke den wiederkehrenden Sohn, der nun in einer andern Lebensstellung seine stillbeschränkte Zufriedenheit findet. Und wie der Grüne Heinrich, der ausgezogen war,

die Kunst zu suchen und die Lebenskunst heimbringt, seine Läuterung durchgemacht hat, da tritt auch jenes Kraftbild der Jugend, Judith, wiederum in seinen Gesichtskreis. Der Dichter wollte sich nach seinem eigenen Geständnisse selbst noch einmal am Abglanze dieses von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebildes erfreuen. Judith kommt aus der Fremde zurück, und wir stehen in einem Schlußkapitel von überwältigender Schönheit mit den beiden am „Tisch Gottes", von dem sie nun nehmen könnten, was die Welt das Glück nennt. Aber sie krönen sich nicht. Mit einer Heirat, die doch hier das gewöhnliche Romanhafte weit hinter sich gelassen hätte, durfte das Buch nicht abschließen. Wir hören da zugleich eine kleine Apologie des Junggesellentums heraus.

Niemand kann dem Dichter wehren, mit seinem Werke nach Gutdünken umzugehen, namentlich wenn die Umgestaltung eine gründliche Verbesserung bedeutet. Wenn nur der ursprüngliche Duft nicht verloren geht. Aber auch dem Leser bleibt es unbenommen, sich an die Fassung zu halten, die ihm die liebste ist. Als Kunstwerk steht der neue „Grüne Heinrich" gewiß weit über dem alten. Aber das frühere Buch ist mit all seinen Fehlern und „Schauerlichkeiten" (wie der Dichter zu sagen pflegte) so mit dem jungen Gottfried Keller verwachsen, daß es zum Verständnis seiner Entwickelung nicht zu entbehren ist. Ihm selbst war freilich das Verschwinden der ersten Ausgabe, die heute sehr selten und teuer geworden ist, eine wahre Herzensangelegenheit. „Die Hand — sprach er einst fast feierlich — möge verdorren, welche je die alte Fassung wieder zum Abdruck bringt!"

Eine dritte Arbeit, welche in Berlin leicht und mühelos neben der am „Grünen Heinrich" einherging, hat später

seinen Dichterruhm begründet, die Novellen. Schon im September 1851 schrieb er Hermann Hettner, er habe, um den schlechten Eindruck zu verwischen, den sein formloser und ungeheuerlicher Roman auf die Menge machen werde, einige farbenreiche Erzählungen ausgeheckt. Also wieder ausgeheckt, nicht ausgeführt! Es sind Novellen-Entwürfe, die sich teils zu den Seldwyler Geschichten oder zu denjenigen des „Sinngedichtes" auswuchsen, teils unausgearbeitet blieben. Wir lernen die Rohstoffe aus den folgenden Notizen kennen.

„Berlin 1851.

Erzählungen.

1. Variationen zu dem Logauschen Sinngedicht: „Wie willst du weiße Lilien" rc.

2. Obige Novelle contra Auerbach[1]).

3. Novelle in Berlin. Der Fremde und die fremde Dame im Miethause. Motiv: stummes Lieben während der Nacht. Jedesmal tauschen sie einen am Tage geschriebenen Brief aus, welcher teils Biographisches, teils poetisch-Dämonisches, teils ein unbestimmtes dithyrambisches Jubilieren enthält. Erst bei der Trennung für immer eine feierliche Zusammenkunft am Tage, mündliche Erklärung und gegenseitige Übergabe versiegelter Briefe, welche den Namen und Wohnort enthalten und nur in dem Falle zu öffnen sind, wo eines die Hülfe des andern bedürfe oder nicht mehr ohne dasselbe leben könne. Sonst aber wollen sie sich unbekannt bleiben.

4. Geschichte von den drei Schreinergesellen, welche alle recht thaten und desnahen nicht neben einander existieren konnten. Kostüm des achtzehnten Jahrhunderts.

[1]) Offenbar gegen Auerbachs Dorfgeschichte „Die Frau Professorin".

September 1851.

5. Novelle: „Ein wechselvoller Tag“. Anfang: Morgen im Schlafzimmer der Frau. Toilette. Apollo ꝛc.

6. Novelle: Neapel. Die beiden Mädchen und der Lauschende.

7. Märchen. Eine Überschwemmung. Schilderung der Elementarkräfte im Kampfe. Die Wassergeister stürmen ein Haus am Ufer, dringen in alle Räume und schlagen sich, triefend von Schaum und Schlamm, auf den Feuerstellen, in Öfen und Kamin mit den rußigen Haus- und Feuergeistern herum. Hieran geknüpft die Entführung eines Mädchens durch das Wasser, als Fond der Fabel.

8. Adelige Korruptions-Geschichte. Husarentasche. (Dies ist „Die arme Baronin“ im „Sinngedicht“ geworden, dreißig Jahre später[1].)

Berlin, Oktober 1852.

Novelle: „Die Sträflingin“. Junger erfahrener und geistvoller Mann. Sie findet Schutz und Arbeit bei ihm. Erholt sich. Um sie ganz zu sichern und ihre Zukunft zu begründen, hält er sich streng zurück und wagt es nicht, der schönen Magd nur das Kinn zu streicheln oder sie anzulachen. Ein junger Knecht kommt ins Haus: ernsthafter und stolzer Mensch, welchem noch kein Mädchen genügt hat. Er hält sehr auf Ehre, ist aber ein guter Teufel bei alle dem. Der Herr merkt an seinem Brummen, daß ihm die Magd nicht mehr gleichgültig ist. Da er auch an ihr eine traurige hoffnungslose Neigung bemerkt, sagt er einst vertraulich zu ihr: „Was meinst du, armes Ding? Du solltest schauen,

[1]) Spätere Bemerkung Kellers.

daß du den Hans bekommst! Ihr könntet gut zusammen passen." Sie gibt zu erkennen, wie dies ja unmöglich sei, da Hans schon unbescholtene und schöne Mädchen verachtet und an sie gar nicht denken könne. Nun erklärt er ihr im Stillen, wie gerade ihr Schicksal sie dem Hans nicht gleichgültig lasse und ihn zwinge, sie zu beachten; daß das Ungewohnte viel mehr geeignet sei, ihn zu fesseln und für ihre Vorzüge aufmerksam zu machen, als wenn sie ein gewöhnliches Mädchen ohne diese traurige Erfahrung wäre. Es geht ihr ein Licht auf, sie lächelt durch ihre Thränen, wird aufmerksamer und lächelt jedesmal freundlicher, wenn sie den Herrn allein sieht, zum Zeichen, daß sie seine Voraussetzung bereits für wahr befinde. Die beiden Dienstboten sind bereits zwei Verlobte: der Knecht hat sich nach langen Kämpfen entschlossen, sie zu heiraten. In ihrem Glücke läuft sie zum unverheirateten Herrn, ihm ihr dankbares Herz zu öffnen. Er ist ihr unendlich lieb. In ihrer Herzensfreude möchte sie ihn beim Kopfe kriegen und abküssen, wenn sie nicht so gewaltigen Respekt hätte. Doch erscheint sie ihm in ihrer zutraulichen überströmenden Freundlichkeit, verklärt durch Ehrerbietung und Dankbarkeit, so liebenswürdig, daß er sich für einen Augenblick vergißt, die Errötende umarmt und auf den Mund küßt, doch weit mehr wie jemand, der eine große Freude an einem durch Sorge lieb gewordenen Gegenstande hat, als wie ein lüsterner Herr die hübsche Magd. In diesem Gefühle sträubt sie sich auch nicht: sie hält vielmehr andächtig still, ja sie gibt ihrem dankbaren und unschuldigen Drange sogar einen Augenblick nach, vergißt den Respekt und legt ihren Arm um seinen Hals. (Eine fröhliche Naivetät ist früher schon angedeutet.) In diesem

Augenblick steht Hans unter der Thüre. Alles ist verloren und kann nur mit Mühe wieder ins Geleise gebracht werden.“

Von diesen Erzählungsstoffen sind außer dem „Sinngedicht“, dessen Motiv hier lediglich angedeutet wird, nur „Die drei gerechten Kammmacher“ und „Die arme Baronin“ ausgeführt worden. Daneben entstand der Plan zu einem spezifisch schweizerischen Novellen-Cyklus. Er wurde im Laufe des Jahres 1853 entworfen und seinem ersten Teile nach 1854 und 1855 in Einem glücklichen Zuge niedergeschrieben: „Die Leute von Seldwyla“, ohne daß ihr Verfasser vorher je auf diesem Gebiet sich geübt hätte. Vieweg, der Keller zu solchen Erzählungen aus der Schweiz ermuntert hatte, hielt seit dem Sommer 1854 die Anfänge dazu in seinen Händen gleichsam als Pfand, welches er im Herbst, als er das Ende des „Grünen Heinrich“ erwartete, freiwillig herausgab. Keller wollte nämlich damals den Verlag dieser „Charakteristiken und Schilderungen“, in der Art seiner Jugendgeschichte, einem angehenden Buchhändler in Zeitz überlassen. Er besann sich jedoch anders, löste den Vertrag wieder und kehrte zu seiner Braunschweiger Firma zurück. Diese erklärte sich zwei Monate nach Beendigung des Romans im Juli 1855 bereit, das neue, von seinem Urheber als Fortschritt bezeichnete Werk in Verlag zu nehmen. Für den auf fünfundzwanzig Bogen berechneten einen Band wurde ein Honorar von 350 Thalern festgesetzt; Keller selbst schlug für den Fall verspäteter Ablieferung des Manuskripts eine Konventionalstrafe von 25 Thalern für den Monat vor. Im September zeigte es sich, daß das vorhandene Material nicht in einen Band untergebracht werden konnte; daher wurden von den sieben Geschichten zwei: „Die mißbrauchten Liebes-

briefe" und „Der Schmied seines Glückes" ausgeschieden. Sie sollten mit andern den Bestand eines zweiten Bändchens ausmachen, wie im Dezember 1856 vertraglich festgesetzt wurde. Der Verfasser sollte bis spätestens zum 1. April des nächsten Jahres, wiederum unter Androhung der bezeichneten Buße, die noch fehlenden Novellen für den zweiten Teil einsenden. Dieser ist bekanntlich erst 1873 zu stande gekommen, jedoch nicht mehr in Braunschweig erschienen. Die zwei Geschichten, auf denen ein Vorschuß von 200 Thalern lastete, blieben handschriftlich beinahe zwanzig Jahre in der dortigen Druckerei liegen. Die eine davon: „Die mißbrauchten Liebesbriefe" brachte Vieweg im Herbst 1865 im Feuilleton seiner „Deutschen Reichs-Zeitung" zum Abdruck. Das Manuskript zum „Schmied seines Glückes" ging inzwischen verloren, und der Autor mußte diese Novelle 1873 neu herstellen. Kurz vor dem Tode Eduard Viewegs machte die Verlagshandlung im Sommer 1869 den letzten Versuch, den Dichter zur Fortsetzung seiner Erzählungen zu bewegen. Das ganze Vertragsverhältnis wurde im März 1873 rechtlich gelöst.

Jener erste und auf lange hinaus einzig gebliebene Band der „Leute von Seldwyla" konnte im Januar 1856 ausgegeben werden. Mit diesen Novellen tritt Gottfried Keller aus den bisherigen subjektiven Gefühlskreisen heraus und erhebt sich auf eine objektivere und vollkommenere Stufe seiner dichterischen Entwicklung. Das Buch von den unsterblichen Seldwylern wurzelt mit all seinen Fasern in der Heimat des Dichters, aber einzelne dieser Gebilde ragen in die Sphären höchster Poesie hinein. Alles ist künstlerisch gereifter: Stil, Darstellung, Anlage. An die Stelle der Romantik des

„Grünen Heinrich“ tritt ein lebenskräftiger urgesunder Realismus. Weil dieses Seldwyla überall und nirgends in der Schweiz liegt, bekommen die hier erzählten ungewöhnlichen und doch so alltäglichen Vorfälle einen poetischen Gehalt, der zwar von ausgesprochen schweizerischer Eigenart und doch von typischer Bedeutung ist.

Seldwyla ist ein sonniges altes Nest irgendwo in der Schweiz und von seinen Gründern eine gute halbe Stunde von einem schiffbaren Fluß entfernt angelegt worden, „zum deutlichen Zeichen, daß nichts daraus werden solle“. Die Seldwyler sind ein sorglos lustiges Völklein und stets guter Dinge. Gemütlichkeit ist ihre vornehmste Tugend. Genügendes Holz liefert der Stadtwald, und ein ziemlich guter Wein gedeiht ringsum. Sie lassen die fremden Leute für sich arbeiten und benutzen ihre Profession lediglich zur Betreibung eines ausgedehnten Schuldenverkehrs. Gewöhnlich werden sie in ihren besten Jahren fertig und ziehen dann, als Verstoßene aus dem Paradiese des gegenseitigen Kredites, auf Abenteuer aus, halten sich tapfer in fremdem Kriegsdienst und wissen in allen Lagen des Lebens und in sämtlichen Weltteilen, wo sie nicht übel gedeihen, einen gebratenen Fisch zu behandeln. Was am Orte selbst zurückbleibt, lernt nachträglich etwas arbeiten, wenn auch nicht viel und nichts Rechtes. Wird das Geld rar, stellen sie Motionen auf Verfassungsrevision. Herrscht ein radikales Regiment, so scharen sie sich, dasselbe zu ärgern, um den konservativen Pfarrer; ist ein liberales am Ruder, so drängen sie sich an den Schullehrer der Stadt und werfen dem Pfarrer die Scheiben ein, da sie zu den ausgesuchtesten Teufeleien jederzeit aufgelegt sind. Zur Sommerszeit befindet sich der sämt-

liche Glanz von Seldwyla auf den Kegelbahnen oder in den kühlen Schenkstuben. Nur die Falliten — wenn sie nicht bei schwülem Wetter in schweigsamen Scharen am Flusse stehen und angeln — hämmern, nähen, schustern und basteln gegen Abend emsig darauf los in Aussicht auf einen vergnüglichen Stuhl im Wirtshause. Aus allen Häusern zichoriert dann der Vesperkaffee. Im Herbst aber duftet das ganze Stadtwesen nach jungem Wein, und die Seldwyler taugen dann gar nichts. Das ist das alte Seldwyla.

Die Neuseldwyler (in der späteren Fortsetzung dieser Geschichten) sind einsilbiger geworden, lachen weniger und führen nicht mehr die ehemaligen Schwänke auf. Als geborene Agenten spekulieren sie in Aktien, Baumwolle und Seide und haben genug zu thun mit dem Eröffnen und Absenden von Depeschen. „Schon sammelt sich da und dort einiges Vermögen an, welches bei eintretenden Handelskrisen zwar zittert wie Espenlaub, oder sich sogar still wieder auseinander begibt, wie eine ungesetzliche Versammlung, wenn die Polizei kommt." . . . „Von der Politik sind sie beinahe ganz abgekommen, da sie glauben, diese führe immer zum Kriegswesen": dieses jedoch fürchten sie als angehende Besitzlustige.

In einer dergestalt beschaffenen Stadt kann sich schon etwas zutragen, und an allerhand Käuzen und Käuzinnen wird es auch nicht fehlen. Aber man muß schon ein Gottfried Keller sein, die schönsten Originale einzufangen. Da steht z. B. vor dem Thore die alte, von Kürbisstauden umrankte Nagelschmiede des John Kabys; in der trübseligen Winkelschenke wirtet der verlumpte Bauer Manz; hier wohnt der Tuchherr Wenzel Strapinski. Auf dem warmen Pflaster

blinzelt der edle Spiegel im Sonnenschein und ruft dem geplagten Stadthexenmeister sein: „Immer fleißig, Herr Pineiß?" zu. Am Sonntag Nachmittag trägt ein gerechter Kammmacher in klappernden Pantoffeln das frische Hemd und den Vatermörder auf der flachen Hand aus dem Hause der tugend- und lehrreichen Jungfer Züs Bünzlin u. s. w.

Wo ist Seldwyla? In jeder Stadt und in jedem Thale der Schweiz rage ein Türmchen von Seldwyla — lautet die Antwort des Dichters. Es sei mithin eine Zusammenstellung solcher Türmchen, eine ideale Stadt, auf Bergnebel gemalt und mit ihm weiterziehend, vielleicht über die Grenzen des lieben Vaterlandes hinaus. Warum vergißt man diese Geschichten nie mehr, wenn man sie einmal gelesen? Das thut nicht die ungewöhnliche Begebenheit, die sog. spannende aufregende Erzählung, und doch ist etwas ganz Unerhörtes, Unvergeßbares daran. „Romeo und Julia auf dem Dorfe", dieses Juwel novellistischer Kunst, „Die drei gerechten Kammmacher", ein Prachtstück grotesken grausigen Humors, brauchen bloß genannt zu werden. Es ist die tüchtige Ursprünglichkeit, die unverwelklich frische Farbengebung, die machtvolle Charakteristik, und ein Humor, der, gerne als lösende und beschwichtigende Kontrastwirkung angebracht, spezifisch Gottfried Kellersches Eigengewächs vorstellt: trocken, drollig, phantastisch, schalthaft, barock, karikierend, ingrimmig, ausbündig närrisch. Erfunden sind diese Schwänke oft so toll — sagt ein Kritiker — als hätte gar nicht ein einzelner Mann sie ersonnen, sondern ein lustiges Geschlecht jahrelang an ihrer köstlichen Narrheit gearbeitet. Trotz aller Knappheit überall die behaglich epische Darstellungsweise. Ganz eigenartig ist die Sprache: nicht alt, nicht neu, in natürlicher Anmut dahin-

fließend, durch ihre edle Einfachheit immer die größten Wirkungen hervorrufend.

Eines sei besonders betont: das ist die Demut und Schlichtheit des Dichters in der Wahl seiner Stoffe. Denn es gehört zu den tiefsten Offenbarungen der Kunst, daß uns zur Anschauung gebracht wird, wie das Gewöhnliche, das Ewiggestrige stets auch das wahrhaft Poetische ist. Gottfried Keller bedarf nicht der Großen dieser Erde, um an ihnen ein Schicksal zu vollziehen; seine Gestalten holt er sich aus dem Volk und greift oft tief hinunter; aber er versteht es, den Geringsten menschlich und durch seine Kunst zu heben. Selbst den moralisch Gesunkenen läßt er nie ganz fallen, da sogar „jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden ist“. „Selbst die Seele des Lasterhaften — sagt er so schön — reibt sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren dunkeln Hände, wenn sie sich überzeugt, daß andere für sie gut und tugendhaft sind.“

Wir haben es hier zunächst nur mit dem einen 1856 herausgekommenen Bande der „Leute von Seldwyla“ zu thun. Derselbe umfaßt vier Geschichten: „Pankraz“, „Frau Regel Amrain“, „Romeo und Julia“, „Die Kammmacher“ und das Märchen „Spiegel, das Kätzchen“.

Die zwei ersten dieser Erzählungen gehören nach ihrem ganzen Stoffgebiet und der Ausführungsweise noch zum „Grünen Heinrich“ und es ist nicht undenkbar, daß sie jene Novellen sind, die der Dichter, einer vorübergehenden Anwandlung folgend, als fünften Band in den Jugendroman einzuziehen beabsichtigte. Die zwei Hauptgestalten der beiden Erzählungen tragen ganz deutlich charakteristische Züge ihres Urhebers an sich.

In „Pankraz dem Schmoller" lebt ein gut Teil des jungen Gottfried Keller, welcher zu Hause beim Essen deswegen schmollte, weil das Gefühl an ihm nagte, er verdiene dieses Essen nicht, da er anscheinend nichts Rechtes that. Erst die wilde Not des Lebens, ein kokettes Frauenzimmer und — gut Kellerisch — ein wildes Tier heilen Pankraz von seinem Schmollen. Estherchen trägt — als Ersatz dafür, daß sie sich nicht im „Grünen Heinrich" fand — einige Züge von der Schwester Regula, obschon diese nie so lustig gelacht hat; und es war ein sanfter brüderlicher Hieb, wenn es von dieser Schwester heißt: sie sei nicht nur aus Kindestreue bei der alternden Mutter geblieben, „sondern eben so wohl aus Neugierde, um ja in dem Augenblicke da zu sein, wo der Bruder sich endlich zeigen würde". Trotzdem konnte der Dichter gelegentlich recht böse werden, wenn ein fremder Besucher die Wohnung etwa mit der Redensart verließ: „Sehr erfreut, auch Estherchen gesehen zu haben". In der Heimkehr des verlornen Sohnes führte er sich ein kleines künftiges Glück vor, welches dem in der Unbilde des Lebens und der Fremde Stehenden tröstlich täuschend vorschwebte. Daß in dem Jüngsten der „Frau Regel Amrain" abermals ein Stück eigener Entwicklungsgeschichte steckt, wurde früher gezeigt[1]). Es ist ein herzerfreuender Anblick, dieses Erziehungswerk, das eine Frau, von ihrem Manne verlassen, mit fester Hand an dem Sohne fertig bringt, bis dieser ein ganzer Mann und Bürger wird. Nirgends zudringliche Tendenz in dieser Geschichte, die an pädagogischem Goldgehalte Bände theoretischer Erziehungsbücher

---

[1]) Bd. 1, 244 ff., vgl. auch S. 44.

aufwiegt. Der Zug, wie der kleine Fritz mit der Gardinenstange auf den seine Mutter bedrängenden Werkmeister losgeht, ist einem wirklichen Vorfall entnommen, den sich Keller notierte: „Die Geschichte vom Generalkonsul H., dessen vierzehnjähriger Sohn weinend mit einer Gardinenstange auf einen fremden Mann loshaut, den er bei seiner Mutter findet".

Eine Dichtung, welche jeden Vergleich mit dem Höchsten ihrer Art besteht, ist die nächste, „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Sie reicht in ihren Anfängen in das Jahr 1847 zurück. Im September jenes Jahres verzeichnet Kellers Tagebuch das eine, das Eingangsmotiv von den zwei pflügenden Bauern, die über den bösen Weltlauf sprechen und mit sicherer Hand einem zwischen ihnen liegenden fremden Acker einige Furchen abfahren[1]). Der Kern der Erzählung jedoch beruht, wie der Dichter im Eingange ausdrücklich hervorhebt, auf einer wirklichen Begebenheit. In der Ausgabe von 1856 folgt die Novelle unmittelbar nach „Frau Regel Amrain". Von dieser hatte es in der ersten Fassung am Schlusse geheißen -- die Worte sind jetzt gestrichen —:

„Das Beste an ihrem Charakter, von ihren Meinungen und Reden aber ist, daß dieselben durchaus nicht etwa erfunden, sondern in einer wirklich lebendigen Frau begründet gewesen." Dann setzt „Romeo und Julia" ein und zwar mit folgender Wendung: „Auch diese Geschichte zu erzählen, würde eine müssige Erfindung sein, wenn sie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben

[1]) Bd. 1, 297.

jede der schönen Fabeln wurzelt, auf welche ein großes Dichterwerk gegründet ist.“ Und am Ende betont der Dichter es nochmals, man habe in den Zeitungen von dem Tode zweier jungen Leute gelesen, den Kindern zweier zu Grunde gegangener, in unversöhnlicher Feindschaft lebender Familien. Jene beiden hätten, nachdem sie einen ganzen Nachmittag mit einander getanzt, im Wasser den Tod gesucht. Als die Göschensche Buchhandlung 1875 bei der neuen Auflage der „Leute von Seldwyla“ eine Streichung des angeführten Eingangs wünschte, widersetzte sich Gottfried Keller diesem Ansinnen, weil ihm durchaus daran gelegen sei, zu sagen, daß die Geschichte sich thatsächlich ereignet habe, „weil nur dadurch die Arbeit sich rechtfertige“. Ich wußte von ihm, daß sich die Begebenheit in der Nähe von Leipzig zugetragen, und daß er durch die „Züricher Freitagszeitung“ Kenntnis davon erlangt hatte. Nach kurzem Blättern habe ich auch den Standort der Notiz in Nummer 36 vom 3. September 1847 der „Freitagszeitung“ unter der Rubrik Sachsen aufgefunden. „Im Dorfe Altsellerhausen bei Leipzig liebten sich ein Jüngling von neunzehn Jahren und ein Mädchen von siebzehn Jahren, beide Kinder armer Leute, die aber in einer tödlichen Feindschaft lebten und nicht in eine Vereinigung des Paares willigen wollten. Am 15. August begaben sich die Verliebten in eine Wirtschaft, wo sich arme Leute vergnügen, tanzten daselbst bis nachts ein Uhr und entfernten sich hierauf. Am Morgen fand man die Leichen beider Liebenden auf dem Felde liegen: sie hatten sich durch den Kopf geschossen[1].“ Das ist die Quelle von „Romeo und Julia

[1]) Herr Georg Hirzel in Leipzig hat die Freundlichkeit gehabt, Folgendes festzustellen. Im Leipziger Kreisblatt (dem Organe der

auf dem Dorfe“. Nur die Todesart des Paares hat der Dichter geändert; er bettet die beiden in den Fluten des Stromes.

Ursprünglich gedachte er, die beiden Motive zu einem kleinen epischen Gedichte zu verwerten. Der nicht eben glückliche Anfang dazu, von dem Baumgartner am 28. Juni 1849 Kunde erhielt[1]), hat sich im Nachlaß vorgefunden. Er lautet:

„Aus eines stromdurchzognen reichen Grundes
Gedehnten Feldern, Wäldern, Flur und Moor
Hebt eine Welle dieses Erdenrundes
Den breiten Rücken sonnbeglänzt empor.

Nicht eine Welle, die im Kampf sich ballte,
Mit scharfem Grat, von weißem Schaum gekrönt,
Nein! die noch langsam hin und friedlich wallte,
Als sich die Elemente ausgesöhnt.

Das Grün des Friedens kleidet ihre Lenden,
Ein zartes Grün von jungem Birkenhain;
Doch von der Höhe winkt den Menschenhänden
Das harte Gold im heitern Sonnenschein.

K. Amtshauptmannschaft) Nr. 105 vom 2. September 1847 findet sich folgende Notiz: „Volkmarsdorf. Am 16. August hat der achtzehnjährige Handarbeiter Gustav Wilhelm von hier durch einen Pistolenschuß die sechszehnjährige Auguste Abicht, Wollarbeiterin, getötet und sodann sich selbst erschossen.“ Vgl. auch Leipziger Zeitung 1847 Nr. 203 vom 17. August. Das Kirchenbuch von Alt-Schönefeld bei Leipzig enthält den unrichtigen Eintrag, nach welchem der Jüngling Heinrich Christian Abicht geheißen hätte. Begraben wurde er am 18. August auf dem alten Gottesacker zu Reudnitz.

[1]) Bd. 1, 361.

Dort dehnen sich drei mächtige Ackerlängen,
Drei Bänder, über die sanfte Wölbung hin,
Wer in der Niedrung steht, sieht drüber den Himmel hängen
Und durch die Aehren die weißen Wolken ziehn[1]).

Drei Aecker, eine wahre Augenweide
Für jeden, der geführt schon einen Pflug,
Die laufen neben einander über die Haide
In grader Flucht vor unsres Auges Flug.

Auf zweien dieser Aecker, die den dritten
In ihre Mitte schließen, war die Frucht,
Die unschätzbare, eben abgeschnitten,
Geführt schon in der Scheunen sichre Bucht.

Da lagen sie gestreckt in braunen Farben,
Die unzählbar die welke Stoppel lieh,
Verlassne Jugendheimat goldner Garben;
Der Sommermorgen nur bethaute sie."

Die rhythmische Form wurde aufgegeben und dafür die Prosa gewählt. Hier ist der Stoff voll in Poesie aufgegangen. Das Ganze — den schwülen Schluß nicht ausgenommen — ist von einer makellosen Reinheit und einem seltenen künstlerischen Adel. Einzig ist die wundervolle Verschmelzung der Tragik des Gesamtvorganges mit dem Humor des Einzelnen. Man hat die Folgerichtigkeit des tragischen Ausgangs angezweifelt. Die zwei Liebenden können sich im Leben nicht besitzen. Vrenchens Vater ist durch den Steinschlag von Salis Hand blödsinnig geworden. Diese That

[1]) Die Anklänge an die Beschreibung der weitgedehnten „Erdwelle" im Eingang zu „Romeo und Julia auf dem Dorfe" und an eine spätere Stelle (S. 273 der ersten Ausgabe), wo Sali zu den drei Aeckern hinausgeht, Vrenchen zu erwarten, sind fast wörtliche.

steht als sittliches Hindernis zwischen den beiden. Durch die Schlechtigkeit der Väter sehen sich die Kinder aus der Gesellschaft, in die sie sich gegen den Schluß hin noch einmal getrauen, ausgestoßen. „Ebenso ist aber — wie Vischer sagt — die Liebe als absolutes Pathos, weil als ideale Leidenschaft, mit gleich gutem Rechte behandelt wie von Shakespeare in dem Drama, dessen Name Keller entlehnt hat." Der Hang zur Romantik, ohne die nun einmal die Poesie nicht bestehen kann, macht sich namentlich gegen das Ende hin geltend: in jenem totentanzähnlichen nächtlichen Reigen von dem verfallenen Landsitz aus durch die schlafenden Fluren, in der Figur des schwarzen Geigers oder dem beinahe geisterhaften stromabwärts gleitenden Todesschiffe.

Nicht lange nach dem Erscheinen dieser Novelle ging in Zürich ein Liebespaar ins Wasser. Die sog. Frommen deuteten mit Fingern auf Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

Die liebsten unter seinen Seldwyler Geschöpfen blieben dem Dichter „Die drei gerechten Kammmacher", deren Wertschätzung er auch jederzeit zum Prüfstein seiner Beurteiler machte. Jedenfalls ist hier seine Eigenart voll ausgeprägt. Der tiefe Sinn, der sich unter dem barock tollen Vorgange verbirgt, wird von ihm dahin ausgesprochen, „daß wohl eine ganze Stadt von Ungerechten oder Leichtsinnigen zur Not fortbestehen kann im Wechsel der Zeiten . . ., daß aber nicht drei Gerechte lang unter einem Dache leben können, ohne sich in die Haare zu geraten". Gemeint ist „jene blutlose Gerechtigkeit, welche aus dem Vaterunser die Bitte gestrichen hat: und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern! weil sie keine Schulden macht und auch

keine ausstehen hat". In das Gelächter über das Hoch-komische und Abgeschmackte mischt sich schließlich das Grausen und Entsetzen. In der Kunst, das Nichtige und Lächerliche ins Große, beinahe Erhabene umschlagen zu lassen, hatte Keller — woran Paul Heyse erinnert —, nur Einen überlegenen Vorgänger, Cervantes mit dem „Don Quixote" und in bezug auf derbe Lustigkeit etwa Rabelais, dessen unsterbliches Buch in der Übersetzung von Regis in Kellers Hausbibliothek stand. Jener Schluß ist übrigens zu grausam für die verhältnismäßig harmlose Schlechtigkeit der zwei ältern Tröpfe; wie dagegen Züs Bünzlin und das junge Schwäblein zur Strafe einander bekommen, ist von vorzüglicher Wirkung. Keller züchtigt in seinen Dichtungen kein Gebrechen maßlos härter als die Kleinlichkeit des Wesens. Darin zeigt sich die dem Dichter unentbehrliche „Malice", von der er in einem Briefe spricht, die unnachsichtliche Bitterkeit gegen alles Verkehrte und Gespreizte, gegen jede falsche Größe und After-Tugend, gegen alles innerliche Lumpentum. Man erinnere sich an den „Wurmlinger", den eitlen Narren, im alten „Grünen Heinrich"! Es sieht zugleich aus, als ob dem Erzähler die vorgebrachten übermütigen Narrheiten oft selbst zu bunt würden und er plötzlich mit einer grellen Dissonanz innehielte. Mir fällt bei solchen Stellen immer der Gottfried Keller ein, welcher eines fröhlichen Abends lustig singend die Trommel schlug und dann plötzlich, wütend über seine Ausgelassenheit, das Instrument an die Wand warf[1]). Die Hauptgestalten der Kammmacher-Dichtung sind schlagende Belege für den alten Schulsatz, wie

[1]) Bd. 1, 37.

aus dem Häßlichen in der Poesie die Empfindungen des Lächerlichen und Schrecklichen hervorgehen können.

Wie das Romantische und das Realistische bei ihm stets neben einander schreiten, zeigt das anmutvolle Märchen „Spiegel, das Kätzchen", wo jeder einzelne noch so phantastische Zug von einer seltenen Wahrheit ist.

Gottfried Keller hat die humoristisch-phantastische Richtung der Romantiker weiter geführt, auch den romantischen Spuk Hoffmanns fröhlich weiter getrieben. Von allen hat er — seiner Originalität unbeschadet — gelernt, zumeist von Tieck. Nicht umsonst gehörte die komische Märchennovelle von dem Schneider „Abraham Tonelli" zu seinen litterarischen Lieblingen. Er hat 1853 den Tod des Meisters, den er zwar niemals gesehen, in Berlin miterlebt. In der humoristischen Kleinmalerei erinnert er mitunter entschieden an Clemens Brentano. Einzelne Inventarstücke in den „Mehreren Wehmüllern" z. B. könnten auch aus Kellers Kuriositätenkammer herstammen, so der zusammenlegbare Reisestock, der ein Blas- und ein Pfeifenrohr, einen Mal- und einen Angelstock zugleich darstellt; überdies befinden sich ein Stiefelknecht, ein Barometer, ein Fernrohr, ein Feuerzeug und eine Hühneraugenfeile darin. Dergleichen Sachen besitzen bei dem Schweizer Dichter Züs Bünzlin, John Kabys, Herr Jaques, Peter Gilgus u. a. Auch Ähnlichkeiten mit Achim von Arnim sind da. Die meisterliche Einleitung zu „Dolores" könnte Gottfried Keller sehr wohl geschrieben haben. Aber er steht zum Unterschied von den Romantikern stets auf festem Boden und auf sichern Füßen.

„Die Leute von Seldwyla" teilten lange das Schicksal des „Grünen Heinrich": sie erfuhren mehr die Gunst der

Kenner als der Käufer und brachen sich nur langsam breitere Bahn. Jedesmal, wenn sie halb vergessen schienen, tauchte ein sog. Gottfried Keller-Entdecker auf. Wie viele haben im Laufe der Zeiten unsern Züricher Poeten entdeckt! Als einer der Ersten zeigte Berthold Auerbach am 17. April 1856 das Buch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" mit herzlicher Freude an. „Im ganzen genommen — sagte er — möchte ich das Werk Gottfried Kellers ein helles Sommerbuch nennen; es mag sich sehr dazu eignen, in grüner Laube an heiteren Tagen gelesen zu werden." Er verglich „Romeo und Julia" mit einem Volksliede. Keller dankte vergnüglich lachend am 3. Juni und schilderte drastisch die Wirkung, welche jene Besprechung in Zürich hervorgerufen. Als Auerbach später wieder einmal mit Nachdruck auf seinen noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten Keller hinwies, machte dieser (und kein anderer) den guten Witz: „Nun sei er bald Auerbachs Keller"! Man stieß sich zwar, namentlich in Norddeutschland, an allerlei Derbheiten des Schweizers, an knorrigen Auswüchsen, ohne recht zu bedenken, daß solche Dinge zum Teil im Stoffe begründet lagen. Wenn er einst vornehmere Dinge erzähle — meinte Keller — werde er auch eine ehrbarlichere Sprache führen. Mit verdrießlicher Nergelei äußerte sich Karl Gutzkow[1]): „Gottfried Keller ist ein Schweizer und gibt sich schon seit geraumer Zeit in unserer Litteratur mit einer gewissen Sondertümlichkeit. Er gehört zu den neuern Autoren, die von der fast ausschließlichen Wendung unserer Litteratur zur Erzählung und zum provinzialen Kolorit derselben den Vorteil gezogen haben,

[1]) „Unterhaltungen am häuslichen Herd" 1856 S. 591.

daß sie nur im Tone ihrer Heimat zu reden und ihre Jugendeindrücke auszubeuten brauchen, um sogleich am Parnaß eine zuvorkommende Begrüßung zu erleben. Auch er besitzt ein reichgefülltes Gedächtnis mit allerhand Schnurren und Schnaken und Schwänken, von seltsamen Abenteuern, Menschen und Erlebnissen aus seiner Gegend her. Er sieht sein heimatliches Wesen mit einer Klarheit vor sich, wie ein Maler und hat z. B. in den Kommodenschubladen eines sentimentalen Dienstmädchens mit einem solchen Scharfblick gestöbert, daß man seine innigste Freude haben muß an den Prachtstücken von gemalten Stillleben dieser Sphäre. . . . Sowie aber der Autor seine Sphäre, d. h. die Erinnerung verläßt, wandelt ihn denn doch ein auffallendes Ungeschick an, daß man sagen möchte: er gibt Opferschalen in der Gestalt von Butterbüchsen und läßt Menschen vor uns wandeln, denen die ledernen Hosen am Halse zugeknöpft sind. . . . . Mißlich ist an dem Verfasser, daß er in seiner Eigenart auffallend breitspurig und behaglich und an seinen zuweilen recht schwachen Witzen, wie in den „Kammmachern", sogar gefallsüchtig sein kann. . . . . Phlegma und Apathie lassen bei ihm selbst die Satire nicht recht aufkommen, und so schlendert der Autor in einer gewissen menschenfeindlichen Selbstzufriedenheit hin, die uns um die Wirkungen eines großen Talents bringen wird."

Interessant und geistreich ist das Urteil Otto Ludwigs in einem Briefe von 1861 an Berthold Auerbach: „Also ‚Die Leute von Seldwyla'! Mit einem Kleinstadtroman ging ich auch um, wie ich, glaube ich, Dir einmal sagte; so etwas, wie der Kellersche wäre er weit nicht geworden. Der Teufelskerl, der Keller, hat ein wundervolles Kolorit in seiner

Macht. So tiefe glühende Farben hat nur Giorgione oder Tizian; mein innerer Sinn ist davon noch immer wie eine gothische Kirche mit gemalten Fenstern, durch welche eine Augustsonne hereinscheint. . . . Wunderbar, wie, gerade wie bei den Venetianern, bei Keller das Kolorit Zeichnung und Komposition aus seinen Mitteln herstellt, d. h. aus des Kolorites Mitteln; und wie beides, was von Zeichnung und Komposition vorhanden, wiederum nur dem Kolorite dient. Die Farbe tritt für alle andern Anforderungen ein, ersetzt und bezahlt sie. Mehr Zeichnung und eigentliche Komposition, und die Farbe wäre nicht möglich, und wir verlören mehr als jene ersetzen könnten. Gezeichnet wären die meisten Gestalten und Gruppierungen abenteuerlich; mit dieser Farbe gemalt, werden sie wahr, wie sie wiederum, und nur eben sie, wie sie sind, die Farbe wahr und natürlich machen, die bei eigentlicher Zeichnung und Komposition abenteuerlich erscheinen würde. Es ist Romantik, der das zähe, gesunde, schweizerische Phlegma den Schwerpunkt und die feste Leiblichkeit gibt, die unserer deutschen Romantik fehlte oder, wenn man es so nennen will, die poetische Wahrheit."

Neben der Fortsetzung zu den Seldwyler Geschichten, von denen auch „Dietegen" in Berlin bereits geplant war, — die „Ursula" der „Züricher Novellen" taucht ebenfalls schon im Entwurf auf — sann Keller einen zweiten Novellen-Kranz aus, der die Aufschrift „Galatea" führen sollte. Es sind die späteren „Sinngedicht"-Novellen („Küß' eine weiße Galatee" u. s. f.). Innerhalb dieses Rahmens hätten auch „Sieben christliche Legenden" ihre Stelle gefunden. Noch bevor der Dichter Berlin verließ, schloß er am 30. September 1855 mit dem Verlagsbuchhändler Franz Duncker

den Vertrag über „zwei von ihm zu schreibende Bände Novellen in einem Umfang von zusammen c. vierzig Druckbogen unter dem Titel Galatea" ab. Er verpflichtete sich, das vollständige druckfertige Manuskript spätestens bis zum nächsten 15. November einzureichen (Säumnis war mit einer hohen Buße bedroht); dafür wurde ihm sogleich die Hälfte des Honorars eingehändigt. Zwei Jahre darauf erkundigte sich Franz Duncker nach dem Verbleiben des noch nicht eingetroffenen Manuskriptes. Galatea schlief. Die Novellen seien stecken geblieben, weil sie lauter Liebesgeschichten bilden und er durch das Leben in der Heimat zu festeren und löblicheren Dingen angeregt werde — schrieb er 1858 in Zürich an Frau Lina Duncker, der die Sammlung gewidmet sein sollte. 1872 im Oktober, nachdem die Legenden in einem anderen Verlage erschienen waren, fragte Duncker bescheidentlich nochmals an, ob Keller nun vielleicht etwas Druckbares besitze, womit er die Geduld seines alten Berliner Verlegers belohne. Gleiche Gesuche wurden in den vier nächsten Jahren wiederholt, worauf die Zurückerstattung des Vorschusses samt den Zinsen erfolgte.

Man kennt an Gottfried Keller den ausgesprochenen Hang für das Bizarre und das Schauerliche. Anwandlungen, Stoffe dieser Art dichterisch zu behandeln, packten ihn namentlich während der trüben Zeiten völliger Vereinsamung. So zeichnete er im Dezember 1853 folgende entsetzliche Begebenheit auf: „In Wien wurde eine Frau verurteilt, welche ihren dreizehnjährigen Sohn ermordet hat. Die Frau und ihr Mann unbescholtene ehrliche Leute, die sich durch ihrer Hände Arbeit gewissenhaft ernährten und darauf sahen, sich mit Ehren durchzubringen. Der Knabe aber wurde von frühster

Jugend an bösartig und mußte vielfach wegen schlechter Streiche gerichtlich und elterlich abgestraft werden. Er entwich oftmals und ward trotz seiner Jugend von allen Nachbarn gefürchtet. Er war wieder entwichen und zurückgebracht, auch von den Eltern in übergroßem Kummer und Verzweiflung hart gezüchtigt. Der Mann als Kutscher abwesend. Die Mutter allein mit dem Scheusal, dasselbe hütend. Sie sucht ihn fortwährend durch Arbeit zu beschäftigen und vom Bösen abzuhalten. Sie weiß nicht, wo sie ihn hinthun soll, damit er den Nachbarn nicht schade. Sie schämt sich in ihrem Rechtlichkeitsgefühl, mit dem jungen unnatürlichen Schelmen auf der Straße zu gehen, überwindet sich aber doch, um ihn irgendwo außerhalb auf die Arbeit zu führen. Eines Morgens, als er lange schläft, weckt sie ihn und muntert ihn mit kummervollen Worten zur Arbeit auf, dieselbe als seine Rettung vom Verderben anpreisend. Er gibt ihr eine freche harte Antwort und sagt geradezu, er brauche nicht zu arbeiten, er könne stehlen, was er bedürfe 2c. Da bemächtigt sich eine grimme Wut und Verzweiflung der Frau, und als der Bursche unbekümmert sich auf seinem Lotterbette dehnt und wieder einschläft, faßt sie den Entschluß, sich von dem Dämon zu befreien und ihn zu töten. Sie holt ein Beil und schlägt den bösen Schläfer in zwei wohlgeführten Streichen tot (Mutterliebe oder Kummer in äußerster Potenz). Sie trifft Vorkehrungen, hackt die Glieder vom Leibe 2c. Dann holt sie ihr Brot, Milch 2c. zum Frühstück und kocht dasselbe. Während dreier Tage trägt sie nach und nach den zerstückelten Leichnam aus dem Hause, die Teile zerstreuend wie Medea. Sie sorgt aber, daß dieselben nicht von wilden Tieren oder Hunden gefressen

würden und legt sie daher überall an offenkundige Orte, wo sie gleich gefunden werden: so den Kopf auf den Rand eines Brunnens (echt weiblich, weil da Weiber hinkommen). Manchmal hat sie ein Stück des Toten im Korb bei sich, wo sie in Arbeit steht, wäscht u. s. f. und trägt dasselbe nach vollbrachter saurer Arbeit erst ins Feld (saurer Gang). Dem Mann, der nach dem Knaben fragt, sagt sie, er sei wieder geflohen. Als alles vollbracht war, bricht sie zusammen und geht krank ins Krankenhaus, von wo sie zum Erkennen des inzwischen zusammengefundenen Leichnams geholt wird. Sie wird zum Tode verurteilt. Moral."

Oder er notierte sich zu komischer Verwendung eine skurrile Zeitungsnachricht: „Die drei Diebe, die, in einen Delikatessenkeller eingebrochen, durch ein schmales Loch geschlüpft sind und sich dort so voll fressen, daß sie nicht wieder hinaus können und gefangen werden wie Aale in der Reuse", Damit in Zusammenhang steht eine ähnliche, ans Absurde streifende Produktionsreihe des Dichters. Er fing an, schreckhafte Tagesgräuel in der bänkelsängerischen Balladenmanier des früheren achtzehnten Jahrhunderts oder im Stile Schartenmeyers unter dem Titel „Schwurgerichtsgeschichten" ganz für sich in Reime zu bringen. Ein späterer Versuch, auf diese Dinge zurückzukommen, liegt in dem merkwürdigen, in der Gesamtausgabe der Gedichte gedruckten Stück „Ein Schwurgericht" vor, in dessen Eingangsversen auf jenes wunderliche Unterfangen, das ihn „befiel in wunderlicher Zeit", angespielt wird. Es ist die Geschichte eines Bübleins, das, die Mundharmonika blasend, durch den Wald geht und von einem verkommenen Burschen um dieses seines kindlichen Instrumentes willen ruchlos erschlagen wird. Eine Schauerballade von dem

Berliner Schneiderlehrling Haube, der seinen Meister ermordet, sich aus dem gestohlenen Gelde Konfekt kauft und, ein Herz von Zucker zum Munde führend, gefangen wird, mag mitgeteilt werden. Solche seltsamen Blasen hat damals sein Gehirn getrieben. Der allzugroßen Trivialität wegen ist er vom weitern Betriebe abgestanden. Ganz vereinzelte Reste davon finden sich noch in dem 1853 in Berlin gedichteten, wiederholt umgearbeiteten, erst nach drei Jahrzehnten veröffentlichten „Apotheker von Chamounix".

Seit dem vorletzten Jahre seines Berliner Aufenthalts besuchte Gottfried Keller mitunter den Legationsrat Varnhagen von Ense an der Mauerstraße. Diesem bereitwilligsten Förderer aller jungen Talente war es erst im Januar 1852 gelungen, die Wohnung des Schweizer Poeten, dessen „Neuere Gedichte" er einige Wochen zuvor erhalten hatte, zu ermitteln. Keller stattete ihm auf eine Einladung hin im März einen einmaligen Besuch ab, kam aber nicht wieder bis nach dem Erscheinen des „Grünen Heinrich". Man liest unterm 30. März 1854 in Varnhagens Tagebüchern, Band 11, 14: „Nachmittags Besuch von Herrn Gottfried Keller. Sein „Grüner Heinrich" ist ein Roman, wie Rousseaus Bekenntnisse einer ist, voll Psychologie, unbeabsichtigter Pädagogik, frischer Naturbilder, alles in edler höherer Haltung; zu den dort abgelegten dichterischen Bekenntnissen fügt er mündlich noch andere mehr prosaische. Ein eigentümlicher gehaltvoller Mensch, aber für die Welt etwas verschoben, nicht ganz brauchbar zugerichtet! Er lebt seit vier Jahren hier. Sein doppeltes Talent für Dichtung und Malerei sichert ihn gegen Harschers Unglück. Ich rief Ludmilla herzu. Er erzählte

sehr merkwürdig von Scherenberg, dessen Wesen, und machte dabei die treffendsten Bemerkungen[1])."

Varnhagen, „der Statthalter Goethes auf Erden", eine vornehme würdevolle Erscheinung, ein Kenner von feinstem Urteile, gab sich äußerlich voll verbindlichster Milde und Gelassenheit; im Innern brütete der zurückgesetzte Diplomat bekanntlich eine Unsumme von Haß gegen Preußens und Deutschlands berühmte Persönlichkeiten aus und legte ihn in seinen Tagebüchern nieder, welche nach des Onkels Tode zu allgemeinster Bestürzung die Nichte Ludmilla Assing schonungslos und stoßweise an die Öffentlichkeit schleppte. Ludmilla, eine unschöne kleine, höchst bewegliche Person, stand damals dem Hauswesen Varnhagens vor und lud Gottfried Keller zu Ende April 1854 zum ersten Mal in ihr Kaffeekränzchen ein. Seitdem wurde dieser ein gern gesehener Gast dieses Zirkels. Eine Tochter des Hamburger Arztes Assing und der Rosa Maria Varnhagen, war Ludmilla schon als Mädchen mit der Litteratur- und Skandalchronik des Tages vertraut. Der junge Friedrich Hebbel, welcher 1839 häufig in ihrem väterlichen Hause verkehrte, nannte sie und ihre Schwester krittelnde Geschöpfe von fanatisch jungdeutscher Gesinnung, der Frauenemanzipation huldigend, George Sand als Hohepriesterin verehrend. Ihr ganzes Wesen war ein phantastisch-exzentrisches. Sie hat später schwer dafür gebüßt. Für ihre Freunde jedoch legte sie eine wahrhaft aufopfernde Güte an den Tag. In ihrer Kaffeegesellschaft sah Keller allerlei interessante Persönlichkeiten: den alten General E. von Pfuel, den

[1]) Vgl. ferner Tagebücher 8, 476; 9, 100; 11, 4; 11, 93; 12, 96; 12, 116; 12, 122; 13, 78 ff. — Über Nikolaus Harscher von Basel (1783—1845) vgl. Varnhagens Denkwürdigkeiten.

ehemaligen preußischen Kriegsminister und Freund Heinrichs von Kleist; Ferdinand Lassalle, Adolf Stahr u. a. Von Varnhagen erhielt er Rahels Handexemplar des „Cherubinischen Wanders-Manns“ von Angelus Silesius zum Geschenk in der Münchner Ausgabe von 1827. Es ist das Büchlein, welches der Pfarrer am Schlusse des „Grünen Heinrich“ zum Entzücken der Gesellschaft ins Grafenhaus bringt. Hier findet Heinrich neben den übrigen tiefsinnigen Zweizeilen des „vehementen Gottesschauers“ auf S. 71 unter der Aufschrift „Jetzt mußt du blühen“ jene wunderschönen Verse:

„Blüh' auf, gefrorner Christ! Der Mai ist vor der Thür:
Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier“ [1]).

Für Varnhagen bewahrte Keller lebenslang große Verehrung, nicht zum mindesten für den vorzüglichen Prosaisten — Darstellungen wie „Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg“ hielt er für unvergleichliche Meisterstücke — und hatte die Freude, daß ihn jener im Sommer 1856 in Zürich besuchte. Die Nichte Ludmilla hatte sich schon in Berlin „höllisch“ für ihn erklärt: sie porträtierte ihn [2]), legte bereits die eleganten rosenroten und meergrünen Bogen Briefpapier in Bereitschaft und spitzte die Feder, um nach seiner Abreise ungesäumt einen höchst ehrenreichen Briefwechsel mit ihm zu eröffnen. Seine Antworten galten indessen sicherlich mehr dem Oheim als der Nichte; wie jene denn auch nach Varnhagens Tode (Okt. 1858) sehr einsilbig oder malitiös werden.

[1]) In der Vorrede zum nämlichen Büchlein S. XII traf Gottfried Keller auf das Motto zu „Dorotheas Blumenkörbchen“ aus Ludovicus Blosius „Geistlichen Unterrichtungen“: „Aber so sich verlieren, ist mehr sich finden,“ ebenso auf diejenigen zu den Legenden „Die Jungfrau und der Teufel“ und „Die Jungfrau als Ritter“.

[2]) Vielleicht ist dieses Porträt in Ludmillas Nachlaß auf der K. Bibliothek in Berlin zu finden.

In den sechsziger Jahren wohnte Ludmilla wiederholt und auf längere Zeit in Zürich, da ihr in dieser Stadt die Herausgabe der Tagebücher sowie ein Prozeß über dieselben mit einer Züricher Buchhandlung zu schaffen machte. Im Herbst 1873 zeigte die Zweiundfünfzigjährige ihre Verlobung und Vermählung mit einem schmucken Bersagliereoffizier an. Das verspätete Herzensglück nahm ein Ende mit Schrecken. Als die Vielgeprüfte im August 1879 von Florenz noch einmal nach Zürich kam, meinte Keller nach dem ersten Besuche bei ihr: die Ludmilla habe jetzt auch ein „abgebranntes Dorf" im Munde.

Ein anderer Kreis, der sich ihm während der letzten Berliner Zeit, wahrscheinlich durch Heidels Vermittlung, öffnete, war die prächtige, damals fast fürstliche Häuslichkeit des wackeren altpreußischen Volksmannes Franz Duncker.

Dieser hochherzige freisinnige Verleger nahm sich Kellers auf die edelste Weise an, und seine Gattin, Frau Lina Duncker, eine originelle Rheinländerin, eine geistvolle, für alles Schöne wie für jeden nobeln Sport empfängliche Frau, faßte eine ungewöhnliche Teilnahme für den urwüchsigen Schweizer, mit dem sie nach dessen Heimkehr einen eigenartigen Briefverkehr führte. In dem gastfreien Hause an der Johannisstraße hatte Keller das ganze berühmte Berlin beisammen. Hier lernte er u. a. Bogumil Goltz, dann den Geschichtsschreiber der kleinen deutschen Höfe, Eduard Vehse[1],

[1] Vehse gedenkt in dem Vorwort zu der Geschichte der kleinen Höfe 1, 9 unter Anführung einer Stelle aus dem „Grünen Heinrich" 4, 97, die vom historischen und politischen Bewußtsein handelt, Kellers mit folgenden, ja fast prophetisch klingenden Worten: „Ich empfehle den guten Mecklenburgern aufs wärmste diesen kurzweiligen Roman, eines der geistreichsten Bücher, das in den letzten Jahren die Presse verlassen

Dr. Julius Frese, der ihm später in Zürich wieder über den Weg lief, kennen.

Ludwig Pietsch schildert in seinem hübschen Buche: „Wie ich Schriftsteller geworden bin" (1893) das Dunckersche Haus und dessen Gäste sehr anschaulich. „Die merkwürdigste Persönlichkeit — heißt es S. 109 — war jedenfalls Gottfried Keller, 1853 trotz seiner achtunddreißig (lies vierunddreißig) Jahre in Berlin als Schriftsteller noch kaum gekannt; — seine Gedichte hatte man nicht gelesen, sein Roman ‚Der grüne Heinrich' erschien erst im folgenden Jahre. In seiner urwüchsigen schweizerischen Derbheit machte der kleine, breitschulterige, untersetzte, eisenfeste, wortkarge, bärtige Mann mit den schönen ernsten und feurigen dunklen Augen unter der mächtigen Stirn, der indes, wenn ihn etwas oder irgend wer ärgerte, nicht nur sehr unverhohlen seine Meinung äußerte, sondern auch immer bereit war, ihr mit seinen

hat. Der Verfasser ist ein Republikaner, aber ein geborner und ein einfacher echter, keiner von der Hyperkultur unserer durch und durch vereitelten und verfaulten modernen Genialität angesteckter ‚kurzatmiger Held und Rhetor', ein geborner Züricher, der in dem Buche seine eigne Geschichte vorführt; er lebt gegenwärtig noch Studien halber in Berlin, wird aber mit nächstem in seine Heimat zurückgehen, wo er voraussichtlich eine hervorragende Rolle in den Geschäften seines Staats einmal einnehmen wird; denn dieser vortreffliche Poet ist auch ein kerngesunder, profund gescheiter politischer Kopf und ein durchaus unabhängiger, fester, im edelsten Sinne des Worts einfacher Charakter, ein Mann ganz anderen Schlages als der jetzt sein Landsmann gewordene Erdemagog Herwegh, der dereinst ‚auf der Zinne der Partei' stand. — — — Was würde aus Deutschland geworden sein, wenn solche Genies der Partei an die Spitze gekommen wären, wohin sie, Waffen tragend, strebten! In Herrn Kellers Buche weht ein ganz anderer, friedlicher, aber frischer, neuer, gesunder, durchaus Maß haltender, besserer Geist — darum eben empfehle ich das Buch den guten Mecklenburgern."

kräftigen Fäusten mehr Nachdruck zu geben, zwischen den abgeschliffenen Berliner Menschen eine ganz eigentümliche Figur. Daß er nicht allzuviel von ihnen hielt, daraus machte er kein Geheimnis. Nur für Frau Duncker selbst hegte und bekundete er jederzeit warme aufrichtige Verehrung." Unrichtig ist blos, was Pietsch über den Ausgang des Romans sagt, als hätte der Dichter seinen Heinrich ganz wider die ursprüngliche Absicht und innere Veranlassung, lediglich dem Drängen des Verlegers nach einem Schlusse nachgebend, vom Leben zum Tode gebracht.

Ungefähr ins Jahr 1854 fällt eine erste flüchtige Begegnung mit Julius Rodenberg, zu dem Keller nachmals in enge litterarische und freundschaftliche Beziehungen trat. In der Konditorei Fuchs wurde Rodenberg durch Titus Ulrich auf den Schweizerdichter aufmerksam gemacht. „Er war — erzählt Rodenberg in seinen „Bildern aus dem Berliner Leben" III, S. 123 ff. — unter einer großen Zeitung gleichsam verborgen, doch so, daß ich ihn von der Seite sehen konnte: die kurze gedrungene Statur, das markige Gesicht, die mächtig hohe Stirn, die treuherzigen Augen, die Nase, der Mund stark ausgebildet, aber edel geformt, und Wangen, Kinn und Lippen von einem stattlichen Vollbart umrahmt". Rodenberg fand den so Geschilderten mehr als zwei Jahrzehnte später unverändert bis auf den ergrauenden Bart. Frau Justine Rodenberg bewahrt als Geschenk Gottfried Kellers eine Waldlandschaft mit dem Datum „Berlin 1855" auf. Ein Beleg dafür, daß es den Maler in ihm von Zeit zu Zeit nach Bethätigung verlangte[1]).

[1]) Auf die Rückseite schrieb Gottfried Keller am 29. August 1878 folgende Verse:

Zu seinen damaligen Bekannten gehörte weiter der junge Mecklenburger Dramatiker Karl Schröder, Verfasser einer „Iphigenia in Delphi“, eines „Catilina“, sowie eines geistreichen komisch-satirischen Epos „Die Krethiplethiade“. Er ist schon am 3. April 1856 in München gestorben. Im Juni 1855 hatte er Keller auf seinen anmutigen Landsitz Wittenhagen bei Feldberg in Mecklenburg-Strelitz eingeladen: „Weg mit dem Tiergartenstaub und den verkrüppelten Linden — hier ist frische Luft und ein Wald voll hundertjähriger Buchen und Eichen. Ein paar Wochen in behaglicher Ungebundenheit zu vertollen, sich gehen zu lassen in Hemdsärmeln und Bummelhosen, glauben Sie mir, es thut einem wohl. — — Nur nicht lange besonnen! Gepackt und zur Post!“

Gottfried Keller war inzwischen immer tiefer in ökonomische Verlegenheit hineingeraten. Warum er nicht heimkehrte? Seine Ehre stand auf dem Spiele. Noch war „Der grüne Heinrich“ nicht vollendet und von allen Bühnenplänen nicht Einer zur Reife gediehen. Die heimatlichen Behörden, welche ihm die Mittel zu seiner Ausbildung

„Dies trübe Bildchen ist vor dreiundzwanzig Jahren
Im einstigen Berlin mir durch den Kopf gefahren;
Mit Wasser wurd' es dort auf dem Papier fixieret,
Von Frau Justinen nun dahin zurückgeführet,
Wo es entstand, vom regnerischen Zürichsee
Bis hin zur altberühmt- und wasserreichen Spree.
Auf Wellen fähret so, ein Niederschlag der Welle,
Des Lebens Abbild hin, die blöde Aquarelle.“

Keller äußerte später scherzhaft Rodenberg gegenüber, er habe vor- und nachher beständig eine Brille getragen, nur in Berlin nicht; „vielleicht aus Eitelkeit nicht, daher möge es auch wohl kommen, daß er in Berlin nichts gesehen habe.“

an die Hand gegeben, die Freunde, die erwartungsvoll auf ihn sahen, hatten ein gewisses Recht, endlich auf einer positiven Leistung zu bestehen. Von Berlin wollte er, schon seiner dortigen Beziehungen wegen, nur in vollen Ehren, ohne Zurücklassung von Verbindlichkeiten weggehen.

In diesen Wirren blieb Hermann Hettner fortwährend ein treuer Helfer in der Not. Im März 1854 kam er selbst auf einige Tage nach Berlin, als er in der Singakademie seinen Vortrag über „Robinson und die Robinsonaden“ zu halten hatte.

Vor allen waren die Freunde in Zürich thätig. Keller hatte seine ganze Notlage dem heimgekehrten Christian Heußer im Herbst 1853 eröffnet. Dieser zog Männer wie Jakob Dubs und Alfred Escher ins Vertrauen. Keller sollte zunächst ein genaues Verzeichnis seiner Schulden in Zürich, Heidelberg und Berlin zusammenstellen. „Vergiß unter den Berlinern — mahnte Heußer — auch Schneider W. nicht! Es ist immer ein verfluchter Lärm in Nr. 22 an der Dorotheenstraße, der Quelle der Schweizerischen Fama in Berlin.“ Das verlangte Register traf ein, worauf sich Dr. Dubs ans Werk machte und sechs Aktien zu 300 Franken bei vertrauten Freunden zum Zwecke der Loseisung des Bedrängten abzusetzen suchte. Das Unternehmen war munterer als lukrativ für die Aktionäre. Keller brauche nichts zurückzuzahlen, schrieb Heußer. Nationalrat Planta z. B., der den Poeten weder kenne noch sonst ein großer Dichterfreund sei[1], nehme eine Aktie auf die Bedingung hin, daß Dubs das Plantasche Lukmanier-Eisenbahnprojekt unterstütze und Keller

[1]) Später wurde der treffliche Andreas Rudolf von Planta (gest. 1889) dem Dichter nahe befreundet.

z. B. eine Lukmanier-Ode verfasse. Es gelang, bis zum Frühling 1854 die Summe aufzubringen. Als sie bei Keller, der die Hauptaktionäre später insgesamt befriedigte, eintraf, reichte sie eben zur Tilgung der Passiven hin.

Um die nämliche Zeit schien sich ihm ein Weg aus allen Wirrnissen zu öffnen. Der genannte schweizerische Staatsmann Jakob Dubs, damals Züricher Staatsanwalt und Nationalrat, schrieb dem Freund aus Bern, aus einer Sitzung der Bundesversammlung vom 7. Februar 1854:

„Du hast wahrscheinlich in den Zeitungen von unserm Versuch, eine schweizerische Universität zu gründen, gelesen. Diese wurde zwar verworfen; hingegen wurde mit gestern erfolgter Zustimmung beider Räte ein Polytechnikum beschlossen, an das eine Art philosophischer Fakultät angeknüpft wird. Unter den hier zu lehrenden Fächern ist Litteratur- und Kunstgeschichte besonders herausgehoben, und es scheint mir nun, Du wärest der Mann, diese Fächer gehörig zu repräsentieren. Wärest Du damit einverstanden, so würde ich sofort Schritte thun. Wenn die Stellung vielleicht anfänglich auch nicht glänzend dotiert würde, so ließe sich doch möglicher Weise eine etwas höhere Summe aussetzen unter dem Titel von Übersiedlungskosten. Das Polytechnikum wird mutmaßlich auf Herbst 1854 eröffnet." Auf die drei ersten Bände des „Grünen Heinrich" eingehend, fährt Dubs fort: „Ich bin kein kompetenter Kritiker; ich glaube Dir jedoch prophezeien zu können, daß Du mit Deiner still, aber tief gemütlichen Welt- und Lebensanschauung Dir Bahn brechen wirst, wenn Du Dich nicht etwa zu sehr ins Breite entwickelst, wenn Du Deiner schweizerischen Einfachheit getreu bleibst und nicht etwa in die Stricke des Berliner Geistreich-

tums verfällst. Doch es hat damit keine Not, wo Schrot und Korn so gut und das Gefühl so reich entwickelt ist."

Nach einer gründlichen Selbstprüfung lehnte Keller die ihm zugedachte Professur ab und empfahl Hermann Hettner in Jena, welcher ungleich besser dazu tauge. Dieser wurde jedoch, bevor die Angelegenheit von Zürich aus zum Abschluß gelangt war, nach Dresden berufen. Nach Zürich ging Friedrich Theodor Vischer. Die Freundin Johanna Kapp schrieb dem Dichter am 31. März: „Erst that mir's leid, daß Sie kein Professor würden; dann aber bin ich froh geworden: denn in Zürich wird ebenso gut wie anderwärts der Professorenstuhl das Philisterium hervorlocken. Bleiben Sie eine frische freie Seele Ihr Leben lang!"

Gottfried Keller blieb in Berlin. Es sollte noch beinahe zwei Jahre dauern, bis sich das Hervorsteigen aus seinem Fegefeuer verwirklichte, und zwar bedurfte es einer Not ganz besonderer Art, vor der er die Segel endlich einstrich.

In seinem „Landvogt von Greifensee" läßt er seinen trefflichen Landolt in einer schönen Sommernacht den Plan fassen, eine kleine, aber ausgesuchte Gesellschaft einzuladen. „Welche Gesellschaft, Herr Landvogt? Wer wird kommen?" frägt die handfeste Haushälterin, Frau Marianne Kleißner aus Hall. „„Es wird kommen — versetzte er hustend — der Distelfink, der Hanswurstel, die Grasmücke, der Kapitän und die Amsel."" Die Frau sperrt Mund und Augen auf und erwidert: „Was sind denn das für Leute? Sollen sie auf Stühlen sitzen oder auf einem Stänglein?" „„Der Distelfink — bekennt Herr Landolt — ist ein schönes Frauenzimmer."" „Und der andere?" „„Der Hanswurstel? der ist auch ein Frauenzimmer und auch schön in seiner

Art.““ Und so geht es fort bis zur Amsel. „„Mit einem Wort — sagte er — es sind das alle meine Liebschaften, die ich gehabt habe und die ich einmal beisammen sehen will.““ „Aber heiliges Kreuzdonnerwetter! — schrie nun Frau Marianne — Herr Landvogt! Sie haben geliebt und so viele? O Himmelsakerment! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben immer gethan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten! Und Sie haben alle diese armen Würmer angeschmiert und sitzen lassen?“ „„Nein, erwiderte er verlegen lächelnd, sie haben mich nicht gewollt.““ „Nicht gewollt?“ rief Marianne mit wachsender Aufregung, „keine einzige?“ „„Nein, keine!““ „Du verfluchtes Pack!“ wetterte Marianne.

Genau so wie seinem Landolt ist es Gottfried Keller selbst ergangen. Sogar die Zahl dürfte leicht stimmen. Es hat ihn leider keine einzige von allen seinen Schätzen gewollt. Er hat vielmehr einen Vorrat zierlicher Körbe eingeheimst, der demjenigen des Landvogts nichts nachgibt. Und dann that der alte Knabe immer so, als ob er das Weibsvolk nicht leiden könnte. Im letzten Jahre seines Berliner Aufenthaltes hatte es ihn wieder einmal tüchtig gepackt, oder, wie er sich ausdrückte: der Teufel hatte ihm, nach fünfjähriger guter Ruhe, eine ungefüge Leidenschaft auf den Hals geschickt. Es sei die wunderlichste Mischung, die sich in einem Menschen zusammenfinden könne: hochfahrend, bettelarm und verliebt zugleich zu sein. Da die Dame heute noch lebt, muß sich der Leser mit einigen Andeutungen zufrieden geben. So mit der, daß der kleine, oft so bärbeißige Herr Gottfried sein Auge allezeit auf die schönste warf. Im Dunckerschen Hause hatte er sie zum ersten Mal gesehen.

Seine Liebe gestand er ihr niemals. Aber sie spricht aus Liedern, wie dem 1854 gedichteten:

„Weise nicht von dir mein schlichtes Herz,
Weil es schon so viel geliebet!
Einer Geige gleicht es, die geübet
Lang ein Meister unter Lust und Schmerz[1]).“

Sie redet zu uns aus dem in eben jenen Tagen seiner verschwiegenen Liebe geschriebenen Schluß des „Grünen Heinrich“, in naivster Weise aus einem großen blauen Bogen, den er damals als Schreibunterlage benutzte und sorgsam aufgehoben hat. Wie Heinrich den Namen Dortchen Schönfunds so oft wiederholt, bis ihn der Star zu seinen Häupten auswendig lernt (4, 419), schreibt hier der Dichter den geliebten Namen viele hundert Mal in den zierlichsten Formen, oft mit dem Zusatz „la bella trovata“ (Schönfund). Oder er zeichnet ein Landhaus, dessen reiches Gitter ihre Initialen trägt, ein Zimmer, dessen Gerät ihr gehört. Dann trägt er auf diesen merkwürdigen Bogen die Strophen eines schwermütigen Schwarzwälder Volksliedes ein:

„Wenn einer eine Liebe hat und weiß's nit z'machen,
Muß er auf die Seite, Seite stehn und freundlich lachen.

Lachen, das ist ein schweres Ding, leichter ist's Weinen.
Was ich am liebsten, liebsten hab', das muß ich meiden.“

Auf den „nassen Jahrgang“ hindeutend, in dem er sich befand, schilt er sich: „Herr Gottfried Thränenberger, Thränenmeier, Thränensimpel“. Oder er klagt mit Goethe: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß.“ u. s. w.

[1]) Zuerst in Schads Musenalmanach 1854. 4. Jahrg. S. 39, dann in den „Gesammelten Gedichten“ S. 284 gedruckt.

Dortchen ist das lebendige Abbild jenes Mädchenwesens, auch der äußern Erscheinung nach. Als „ein hochgewachsenes schönes Frauenzimmer mit schwarzen Locken" wird es im Jugendbuche geschildert. Gottfried Keller vertraute seinen Kummer wenigen Freunden, schließlich, da er bei längerem Bleiben krank zu werden fürchtete und durchaus heim mußte, sogar der Mutter. Dortchen hatte dieser auf ihrer Reise nach der Schweiz im Sommer 1855 einen Besuch zugedacht, sie aber nicht getroffen.

Man erinnert sich aus dem „Grünen Heinrich", wie dieser sterbensverliebt in Dortchen Schönfund sich in Feld und Flur umhertreibt und eines Tages sein Herzensweh auf den Rücken eines Bauernburschen prügelt. Dieser Zug ist so echt Kellerisch, daß man sich nicht zu verwundern braucht, beim Lesen der Briefe 88 und 106 auf eine ähnliche Keilerei, die einen Berliner Schriftsteller betraf, zu stoßen.

Unterdessen harrte in Zürich die alte Mutter kummervoll auf den Sohn, den sie so lange entbehrte. Jahr um Jahr war ins Land gegangen: keines wollte den Gottfried heimbringen. Im Herbst 1852 hatte sie ihr Haus am Rindermarkte mit einem bescheidenen Gewinne verkauft und war nach der „Platte" übergesiedelt, wo unverweilt ein Zimmer für den Erwarteten in Bereitschaft gesetzt wurde. „Wenn Du warten willst, bis Du genug Geld hast — schrieb sie ihm — so kommst Du nie mehr heim." Zu Ostern 1855 zog sie an die Gemeindegasse nach Hottingen und wurde dort die Nachbarin von Wilhelm Schulz. „Wie lange geht es noch — seufzte sie im Herbst — bis es dem Himmel gefällt, Dich heimzubringen?" Ohne ihre kräftige Hilfe wäre ihm die bald darauf erfolgte Rückkehr überhaupt nicht möglich gewesen.

Die Heimkehrszenen in Gottfried Kellers Dichtungen, das bange Harren eines alten einsamen Mütterchens, einer Schwester, einer Gattin, wie sie im „Grünen Heinrich", im „Pankraz" im „Martin Salander" so sehr ans Herz rühren, sind alle durchgelebt.

Neben der alten Mutter ersehnte den in Deutschland Weilenden niemand aufrichtiger, als der treue Wilhelm Schulz und seine zweite Frau Katharina an der Gemeindegasse in Hottingen, wo sie — wie Schulz schon im März 1851 an Keller geschrieben hatte — „im Epheu- und Asklepiasumrankten Stübchen sehnlichst darauf warten, bis Du wieder Schu—u—u—lz rufst, um uns zum Bier abzuholen. . . . Richard Wagnern, bei dem ich unlängst eine sehr interessante Vorlesung angehört, habe ich Dich bereits angekündigt. Vor kurzem haben wir auch wieder Deine Gedichte von A bis Z gelesen und uns um so mehr daran erlabt, als wir sie mit den *eien zusammenhielten, diesem schillernden, glatten leeren Reminiszenzen-Sammelsurium in der, ich weiß nicht wie vielten Auflage. Und nun, allerliebster Keller, mache Dich endlich fort aus der ‚Saustadt' und komme hieher — bald, recht bald, sehr bald! Hast Du auch kein Drama in der Tasche — aber um so besser, wenn Du es hast —, so bist Du doch höchlichst und sehrest willkommen Deinem sehr alten und treuen Wilhelm Schulz." Im Oktober wiederholte dieser seine Mahnung mit den Worten: „Du bist jetzt eine schweizerische Notabilität geworden und wirst hier und anderwärts bei Deiner Rückkehr mit offenen Armen empfangen werden. Findest Du Dich längstens bis März 1852 nicht ein trotz Dramen, Damen, Schulden &c., so erkläre ich Dich öffentlich für einen Sünder, für einen Pietisten, Atheisten,

Ichel, Michel u. s. w. Dein ‚Grüner Heinrich‘ soll jetzt gedruckt sein, nachdem Du ihn erst noch eines elendiglichen Todes habest sterben lassen. Aber wir haben noch nichts davon zu Gesicht bekommen.“ Im September 1852 schrieb Schulz nach schwerer Krankheit, während welcher ihn Frau Kitty wie ein Engel gepflegt: „Bitte, heirate doch bald eine Frau wie die meine! Alles andere Weibervolk magst Du aus Deiner Nähe wegbrummen oder mit Deinem ungeheuerlichen Fracke von dannen scheuchen. Kommt aber die rechte, so besinne Dich nicht lang und greife zu! Was solch eine Frau für ein bißchen Mann am Krankenbette thut, wiegt mehr als die Thaten aller deutschen Freiheitskämpfer von Anno 1848 und früher.“ Der Briefwechsel scheint von da an längere Zeit gestockt zu haben; erst am 15. Januar 1854 antwortet Schulz wieder: „Deinen letzten Brief, da er ein litterarisches Geheimnis enthält, haben wir pflichtgemäß für uns behalten zu heimlicher Erbauung. Dein vorletzter aber hat die Runde gemacht vor vielen wißbegierigen Augen der Lenker des Staats. Alle freuen sich sehr darauf, daß Du mit einigen unsterblichen Werken im Schnabel wieder in die Heimat geflogen kommst. Gleich nach Deiner Ankunft werden ‚Die Zürcherinnen‘[1]) in Uniform, in mittelalterlicher, aufgeführt. Was wird das für ein Juchhe unter dem Weibervolk geben! Meine Frau hat sich schon einen Küraß anmessen lassen; sie will absolut mitspielen. Du wirst nach jedem Akte auf die Bühne gerufen und nach dem letzten Aufzuge wirst Du gleich vom Theater weg geheiratet und brauchst nicht einmal Ja zu sagen.“ Frau Katharina meldete

[1]) Bezieht sich auf einen wohl nur im Scherz geäußerten dramatischen Plan Kellers, die Belagerung von Zürich, 1292.

am 16. Juni 1855: „Ihre Mutter ist unsere nächste Nachbarin, und ich seh' sie bei meinen Schulgängen[1] mit Eifer am Fenster arbeiten, so eifrig, daß ich, morgens wenigstens, nicht einmal ein Nicken anbringen kann. An dem vierten Band des ‚Grünen‘ habe ich sie sitzen sehen, als ich fort ging, und sah sie noch mit gleicher Andacht sitzen, als ich nach zweieinhalb Stunden wieder kam. Aber sie ‚planget‘, bis Sie kommen. Wegen der Professur brauchen Sie jetzt nichts mehr zu fürchten: Vischer in Tübingen ist gewählt." Ihr Mann fügt bei: „Von Freiligrath haben wir vor etlichen Wochen oder Monaten recht erfreuliche Nachricht erhalten. Frau Freiligrath hat jetzt eine Pension gegründet für angehende englische Hochverräterinnen, und sie soll sich dabei ökonomisch recht gut stehen. Also wieder eine Hoffnung auf die Zukunft der allgemeinen europäischen Republik. . . . Darin bist Du ein ärgerlicher Kerl, daß Du immer noch in der marklosen Mark hocken bleibst. Willst Du denn, Grüner Heinrich, wirklich so lange warten, bis Deine Mutter — —? Sie ist übrigens frisch und gesund und schwelgt strahlend vor Vergnügen in den Werken ihres ungezogenen Sohnes." Am 25. Juli 1855: „Wir sind sehr betrübt und sehr ärgerlich. Denn wir haben das Fräulein **[2], die ‚beifolgende junge Dame‘, leider nicht zu Gesicht bekommen. Es war gerade an einem Sonntag, als sie sich in der Hottinger Gemeindegasse einfand. Wir waren ausgegangen, schweiften auf dem Zürichberg und in den Wäldern umher, kamen spät abends nach Hause und fanden Dein

[1]) Das Ehepaar Schulz-Bodmer hielt am Rennweg eine Privatschule.

[2]) Dortchen.

offenes Sendschreiben nebst Visitenkarte. Am frühen Morgen stürzte sich meine Kätherli ins ‚Schwert‘, wo ‚die beifolgende junge Dame‘ in vornehmer adeliger und weiblicher Genossenschaft logierte. Sie war soeben zum Dampfschiff abgegangen. Die Meinige will nach, da reißt der Dampf die Deinige von dannen, und die Meinige hat nur noch das Nachsehen auf eine schlanke weibliche Gestalt im grauen Reisekleide. Die Wohnung Deiner Mutter hatte die besagte junge Dame zu ihrem in Bleistift ausgedrückten großen Bedauern nicht auffinden können. Wir mußten uns also an den Personalschilderungen genügen lassen, die uns die von ihrer liebenswürdigen Gegenwart beglückten Herr und Frau K. von ihr entwarfen. Dieses Paar Klötze — Du kennst sie ja und weißt, was das zu bedeuten hat — loderte noch hoch auf in den Flammen des Enthusiasmus. Nie und niemals — so erklärten übereinstimmend die sonst nicht immer übereinstimmenden Klötze — hätten sie ein solches Frauenzimmer gesehen, so frohmütig, so schön, so prächtig ‚gerüstet‘ und das eine so gute ‚Gattig‘ mache. Und nun fingen bei Deiner Mutter, bei uns und bei der gesamten Bekanntschaft die nachträglichen scharfsinnigen Vermutungen an. Wir argumentierten übereinstimmend wie folgt: ein in einem offenen Schreiben als ‚beifolgende junge Dame‘ signalisiertes Frauenzimmer von so guter ‚Gattig‘ steht unzweifelhaft mit dem Schreiber des Schreibens auf sehr vertrautem Fuße. Es ist also nach den jetzigen schlechten sozialen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen nichts anderes möglich, als daß das besagte Frauenzimmer entweder selbst die Braut des Schreibers ist, oder daß dasselbe im schlimmsten Falle doch wenigstens die Schwester der Braut des Schreibers ist.

Überdies geht aus der lebhaften Charakterschilderung des Herrn und der Frau K. aufs deutlichste hervor, daß die benannte ** die unverkennbarste Ähnlichkeit mit dem Dortchen Schönfund hat, und daß sie dermalen an keine andere Unsterblichkeit glaubt, als an die des Dichters Gottfried Keller. Darum ist nur das Eine zu wünschen: daß es dieser Gottfried Keller nicht ebenso mache, wie sein Grüner Heinrich bei dem Dortchen Schönfund, sondern daß er gegenüber der ** bei Zeiten das Maul aufthue, was er indessen — nach seinem offenen Schreiben zu schließen — mit vollständiger Offenherzigkeit vielleicht schon wirklich vollzogen hat. Dies sind in der Hauptsache die Mutmaßungen, wie sie gegenwärtig über Dein Verhältnis zu schönen Berlinerinnen oder Rheinländerinnen in allen Thee- und Kaffeevisiten der Stadt Zürich in Umlauf gekommen. Wir hoffen also, daß Du in Deinem nächsten Briefe unseren Scharfsinn nicht zu Schanden machen, sondern unsere sämtlichen, höchst wahrscheinlichen Hypothesen ausdrücklich und unumwunden als thatsächliche Wahrheit bekräftigen wirst." — Am 14. Okt. 1855: „Warum kommst Du nicht endlich? Von Woche zu Woche erwartet Dich Deine Mutter, und nicht bloß Du selbst bleibst aus, sondern auch Deine Briefe. Deine Mutter möchte Dich gar zu gern gegen einen Herrn Chronik eintauschen, der bei ihr wohnt und Verfasser eines verrückten Dramas ist, ‚Ahasveros' betitelt, worin die Esther mit dem Mardochai in ihrem ‚geheimen Winkelgemache' zusammenkommt und ihm den dazu gehörigen ‚Behälter' eigenhändig öffnet[1]). Du hast ja noch nicht einmal auf unsere dringenden Anfragen

[1]) J. L. Chronik, Ahasveros. Ein Drama aus dem Morgenlande. (Zürich 1855.)

geantwortet betreffend die schöne, frohmütige und trefflich ‚gerüstete‘ Fräulein **! . . . Seitdem hast Du vielleicht meine Anzeige Deines ‚Grünen Heinrich‘ in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung‘ gelesen. Du wirst doch nicht darüber gebrummt oder gar ausgespuckt haben? Ich mußte einige Narrheiten machen, um die Anzeige für ein größeres Publikum schmackhaft zu bereiten.“

Frau Schulz berichtete: „Morgen wird das Polytechnikum eröffnet, und wenn Sie da wären, dürften Sie ohne Zweifel trotz des Korbes, den Sie unserm Regierungsrat gegeben, im schwarzen Frack, weißer Cravatte und schwarzem Cylinder auch mit im Zuge gehen; und eine dem Schauspiel zusehende reifere weibliche Jugend würde mit Fingern auf Sie deuten und sagen: ‚Guck, da ist der Dichter Gottfried Keller, der sich nicht getraut, dem Dortchen seine Liebe zu gestehen‘. Es war eigentlich sehr pfiffig, so etwas in die Welt hinaus zu schreiben: denn nun wird jede junge Dame, neben der Sie etwa eine Stunde stumm gesessen, sich für Ihre heimliche Geliebte halten.“ In einem nächsten Briefe muß Gottfried Keller weidlich über diese Klatschereien von ‚Dortchen‘ aus Berlin geschimpft haben: wenigstens gibt sich der alte gute Schulz alle Mühe, den Erzürnten zu beschwichtigen. Auf die Erzählung von der Berliner Prügelgeschichte und der Polizeibuße erwidert der lustige Herr Hauptmann: „Lasse Dein Schlagwerk nicht allzu oft repetieren! Sonst bringst Du die preußischen Finanzen in die Höhe und richtest die Deinigen zu Grunde!“ Endlich am 14. November 1855 jubelt er: „Juchhe! Er kommt, der Grüne Heinrich! . . . . Deine Mutter ist per se in großem Vergnügen über Dein Hieherkommen, und Herr Chronik

wird gerade noch mit heiler Haut aus Deiner Wohnung abgezogen sein, ehe Du ihm die Haut vollgeprügelt hast."

In der That kam Gottfried Keller endlich. Er hatte es in Berlin nicht länger aushalten können. Wiederum war es die treue Mutter gewesen, welche tausend Gulden aufgenommen und ihm die Summe, vermittelst deren er sich nach allen Seiten abzufinden vermochte, übersandt hatte.

In den ersten Tagen des Dezembers 1855 befand er sich auf der Heimreise. Bei Hettner in Dresden machte er einen achttägigen Halt, wobei er Berthold Auerbach wieder sah und auf Karl Gutzkow stieß. Kurz vor Weihnachten traf er in der Heimat ein und hatte es nun — wie sein Heinrich — gut vor.

---

45. An Eduard Vieweg in Braunschweig[1].

Berlin, den 26. April 1850.

Hochgeehrter Herr! Ich muß vor allem aus dringendst um Entschuldigung bitten für die lange Verzögerung einer Beantwortung Ihres geehrten Schreibens vom 6. März, und ich ersuche Ew. Wohlgeboren, die Gründe meines langen Schweigens nicht in meiner Fahrlässigkeit, sondern in einem anfänglichen Unwohlsein und später in meiner Übersiedelung von Heidelberg nach Berlin suchen zu wollen. Ich konnte Ihnen natürlich nicht eher schreiben, als bis ich zugleich wieder eine feste Adresse beifügen konnte.

[1]) Unvollendeter Entwurf im Nachlaß.

Zu meinem Schrecken habe ich ersehen, daß Sie mein Manuskript[1]) nicht bequem lesen können; denn, abgesehen davon, daß ich die größte Mühe hätte, einem Kopisten meine Konzepte deutlich zu machen, und ich für denselben alles doch vorher ins Reine schreiben müßte, kann ich mich auch überdies nicht leicht entschließen, auf einen ungewissen Erfolg hin eine Ausgabe zu machen, welche in Berlin nicht klein sein kann. Indessen bin ich im stande, bei gehöriger Zeitnahme bedeutend leserlicher zu schreiben und hätte es auch bei dem schon übersandten Fragmente gethan, wenn ich Kenntnis von Ihrem bedauerlichen Unfalle gehabt hätte[2]). .

Ich glaube Ihnen, hochgeehrter Herr! schon geschrieben zu haben, daß mit der Reinschreibung des Ganzen (welche aus den oben angegebenen Ursachen seither auch aufgeschoben wurde) zugleich eine nochmalige Durchsicht und kleine Verbesserungen verbunden sind. Da ich nun aber aus verschiedenen Gründen den sofortigen Beginn des Druckes wünschen muß, so fällt es mir ebenfalls schwer, diesen bis nach Vollendung des ganzen Manuskriptes aufgeschoben zu wissen, während ich mit demselben in Ablieferung größerer Partieen Schritt halten könnte. Ich will aber, damit Sie sich vielleicht doch entschließen können, die Sache zu übernehmen ohne Lektüre des Ganzen, nicht unterlassen, hier eine Übersicht der Intention und des Planes beizufügen.

Die Moral meines Buches ist, daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Fa-

[1]) „Der grüne Heinrich“.

[2]) Vieweg war bei einem Volksauflaufe des Jahres 1848 gefährlich am Auge verwundet worden, wodurch die Sehkraft sehr gelitten hatte.

milie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt ist, im bürgerlichen Leben seine wirksame Stellung einzunehmen. Die Schuld kann in vielen Fällen an der Gesellschaft und am Staate selbst liegen, und alsdann wäre freilich der Stoff derjenige eines sozialistischen Tendenzbuches. Im gegebenen Falle aber liegt sie größtenteils im Charakter und dem besonderen Geschicke des Helden und bedingt hierdurch eine mehr ethische Bedeutung des Romanes. Unternehmung und Ausführung desselben sind nun nicht etwa das Resultat eines bloß theoretischen tendenziösen Vorsatzes, sondern die Frucht eigenster Anschauung und leider teilweiser Erfahrung. Ich habe noch nie etwas produziert, was nicht den Anstoß aus meinem äußeren oder inneren Leben dazu empfangen hat, und werde es auch ferner so machen; daher kommt es, daß ich nur wenig schreibe, und wirklich weiß ich gegenwärtig nicht zu sagen, ob ich je noch einen Roman schreiben werde. Einige Novellen ausgenommen, habe ich für die Zukunft ausschließlich dramatische Versuche im Auge.

Mein Held ist ein talent- und lebensvoller junger Mensch, welcher, für alles Gute und Schöne schwärmend, in die Welt hinauszieht, um sich sein Schicksal, sein künftiges Lebensglück zu begründen. Er sieht alles mit offenen klaren Augen an und gerät als ein liebenswürdiger lebensfroher Geselle unter allerlei Leute, schließt Freundschaften, welche seinem Charakterbilde zur Ergänzung dienen und berechtigt zu großen Hoffnungen. Als aber die Zeit naht, wo er sich in ein festes geregeltes Handeln, in praktische Thätigkeit und Selbstbeherrschung finden soll, da fehlt ihm dieses alles. Es bleibt bei den schönen Worten, einem abenteuerlichen Vegetieren, bei einem passiven ungeschickten Umher-

treiben. Er bringt dadurch sich und seine Angehörigen in äußerstes Elend; während minder begabte, aber praktische Naturen aus seiner Umgebung, die unter ihm standen, reüssieren und ihm über den Kopf wachsen. Er gerät in die abenteuerlichste traurigste Lage, abgeschnitten von den Seinigen und ganz verlassen. Da wendet sich sein Schicksal plötzlich günstiger; er findet Glück und einen Kreis edler Menschen, erholt sich, befestigt seine Grundsätze und betritt eine neue reinere Lebensbahn, auf welcher ihm ein schönes Ziel winkt. So rafft er sich zusammen, eilt mit goldenen Hoffnungen in seine Heimat, um seine alte Mutter aufzusuchen, von welcher er seit geraumer Zeit nichts mehr gehört hat, so wenig als sie von ihm. Er stößt vor den Thoren seiner Vaterstadt auf ihr Leichenbegängnis, mischt sich unter die Begleiter auf den Kirchhof und hört mit an, wie der Pfarrer den Tod der verarmten und verlassenen Frau ihrem ungeratenen, in der Ferne weilenden Sohne beimißt.

Da er im Grunde ein ehrenhafter und nobler Charakter ist, so wird es ihm nun unmöglich, auf den Trümmern des von ihm zerstörten Familienlebens eine glückliche wirkungsreiche Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen. Das Band, das ihn nach rückwärts an die Menschheit knüpft, scheint ihm blutig und frevelhaft abgeschnitten, und er kann deswegen auch das lose halbe Ende desselben, das nach vorwärts führt, nicht in die Hände fassen, und dies führt auch seinen Tod herbei. Dieser wird dadurch noch tragischer, daß ein gesundes schönes Liebesverhältnis gebrochen wird, welches ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war. Ein Nebenzug in seinem Charakter ist eine gewisse aufgeklärte rationelle Religiosität, eine nebulose Schwärmerei,

welche darauf hinausläuft, daß in einem unberechtigten Vertrauen auf einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben genialer Weise die Lösung aller Wirren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird. Nach dieser Seite hin ist die Moral des Buches das Sprichwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! und daß es gesünder ist, nichts zu hoffen und das Mögliche zu schaffen, als zu schwärmen und nichts zu thun.

Da, wie schon gesagt, der Roman ein Produkt der Erfahrung ist, ausgenommen die unglückliche Katastrophe am Schlusse, so glaube ich mir schmeicheln zu können, daß es kein fades Tendenzbuch sein wird. Es ist wohl keine Seite darin, welche nicht gelebt und empfunden worden ist.

Was Ihre Ansicht über das hohe Honorar betrifft, welches ich mir vorzuschlagen erlaube, so weiß ich in der That nicht recht, was ich, ohne unbescheiden zu sein, darauf erwidern soll; denn ich kann mich doch nicht selbst als ein Genie herausstreichen, dessen Werk gleich bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregen werde. Ich habe vor schon vier Jahren sechszig Louisd'or für ein kleines Bändchen Gedichte empfangen, welche bei Herrn Anton Winter in Heidelberg erschienen sind, ohne mein eigenes Dazuthun, indem Freunde und Gönner die Sache für mich abmachten. Seither habe ich für Kleinigkeiten, die ich da oder dort etwa einrücken ließ, verhältnismäßig noch mehr erhalten. Auch glaube ich, daß ich, obgleich ich nicht alle Wochen in den Zeitungen stehe, meines langen Schweigens wegen, doch zu der besseren litterarischen Gesellschaft gehöre, und habe auch solche Freunde und Verbindungen, welche meinem Buche bei seinem Erscheinen eine durchaus anständige Aufnahme sichern. Ferner

sehe ich nicht ein, warum ich allein, wenn ich endlich etwas fertig habe, dabei nichts verdienen soll, während ich täglich gewahre, daß rings um mich Leute, welche das Handwerk vielleicht mit weniger Beruf und weniger gewissenhaft betreiben, eben so viel und mehr mit Leichtigkeit sich zueignen, als ich verlange. Überdies wird mein Buch seit geraumer Zeit von vielen erwartet, welche darum wissen, und auch glaube ich, daß dasselbe ziemlich neu und, obgleich es sich an keine Tagesereignisse knüpft, dennoch zeitgemäß sein dürfte. Ich weiß wohl, daß mit allem diesem dem Geschäftsmanne, welcher sicher gehen will, nicht viel geholfen ist — —

46. An Ferdinand Freiligrath in Köln.

Motto:
Es steht ein Wirtshaus an dem Rhein,
Da kehren alle Fuhrleut ein,
Frau Wirtin sitzt am Ofen,
Fuhrleut' sitzen um den Tisch — —
Der Maitrank war jedoch gut.

Berlin, den 30. April 1850.

Lieber Freiligrat (nach Platen und Herweg streich' ich das h)! Da Ihr wahrscheinlich bald Euren Wohnsitz ändern werdet, so will ich mich beeilen, einige Nachricht von mir zu geben, damit wenigstens die Adressen in gegenseitigem Besitze bleiben. Denn sonst weiß ich von mir wahrlich nicht viel zu schreiben. Die Lewald war den Abend vor meiner Ankunft verreist und wird erst im Oktober zurückkommen; ich konnte also weder das bewußte mörderische oder ophthalmologische Experiment vornehmen, noch durch sie in die Pforten des hiesigen sozialen und litterarischen Himmels eingehen, und bis jetzt habe ich noch keine litterarische Laus hier gesehen. Werde nun aber doch den Harnwagen von

Ense aufsuchen und mich bescheiden hinten aufsetzen; denn jemand muß man doch kennen, sonst hätte ich mein Stipendium bei meinem Konrad Meier in Bülach[1]) verzehren können.

Ich habe die Tage bis jetzt benutzt, die Stadt in ihren materiellen und räumlichen Eigenschaften zu studieren, wo und wie man am besten ißt, trinkt ꝛc., habe das Budget gemacht und mich ganz artig einlogiert. Ich wohne Mohrenstraße No. 6, drei Treppen bei einem Maler, Namens Arndt, welcher den Schreiber meines Passes sehr notwendig hätte, wenn er von einem gewissen Bewohner des „Europäischen Hofes" in Düsseldorf unterschieden sein will. Ich habe ein schönes Eckzimmer, von welchem aus ich drei Straßen beherrsche, glaube aber nicht, daß ich die ganze Zeit hier bleiben kann, da die Wirtsleute entsetzlich dumm und unbeholfen sind.

Die Düsseldorfer haben mich nach Deiner Abreise noch mit Maitrank getötet, und ich bin erst in Berlin wieder lebendig geworden. Nun bin ich ein Muster von Nüchternheit und Melancholie, esse weltschmerzlichen Apfelkuchen neben lesenden Blaustrümpfen und gehe um neun Uhr ins Bett. Die Konstabler haben mich sehr auf dem Korn und halten mich für einen Wühler. Am ersten Tag kam ich ins Fremdenblatt als Kunstmaler und nachher, nachdem ich auf der Polizei weitläufig meine Tendenz und Existenz auseinandergesetzt hatte, als Staatsstipendiat aus Zürich, was mir Spott und Hohn von Seiten meiner hiesigen Landsleute zuzog.

Ich hoffe, daß Deine liebe Familie sämtlich wohlauf ist: von Deiner verehrten Frau, welcher ich mich dankbarst

---

[1]) S. Bd. 1, 322.

empfehle, bis zur Luise herunter, einschließlich des Fuhrmanns[1]), welchem ein guter Engel ferner das rechte Geleise durch den Urwald der väterlichen Erziehungsmethode hindurch zeigen möge, und der Käthe, welche sich von selbst rauchen wird. Werden Deine übrigen Verse bald gedruckt? In einem künftigen Briefe hoffe ich Vernünftiges schreiben und melden zu können und bitte ungeachtet dieses Lumpenbriefes um ein gefälliges Lebenszeichen, wenigstens die neue Adresse.

Euer ergebener

Gottfried Keller.

47. An Hermann Hettner in Heidelberg[2]).

Berlin, den 29. Mai 1850.

Verehrtester Herr und Freund! Wer ernten will, muß erst säen! Desnahen sehe ich mich gezwungen, endlich die Feder zu ergreifen, wenn ich Nachricht und freundliches Wort aus einer mir sehr lieb gewordenen Landschaft und einigen von mir hochgehaltenen Insassen derselben erhalten will. Doch denken Sie nicht, lieber Hettner, daß dies Säen ein saures Geschäft des Eigennutzes für mich sei; sondern genehmigen Sie allerfreundlichst die Versicherung, daß es ein wahres Labsal und ein Ersatz für manche der in Ihrem Hause plauderhaft zugebrachten Stunden zu sein versucht werden soll. Vielleicht finde ich auch im Verlaufe des Briefes Gelegenheit, etwas von dem süßen Salze unschuldiger Verleumdung beizumischen, um die Illusion so vollständig als

[1]) Den kleinen Wolfgang Freiligrath nannte man so; W. Buchner 2, 264.

[2]) Die Briefe an Hettner sind durch die Güte von Frau Geh.-Rat Anna Hettner in Dresden dem Keller-Nachlaß zugewandt worden.

möglich zu machen; und es würde mich beglücken, dürfte ich annehmen, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin noch mit eben der schweigsamen und nachsichtsvollen Geduld unser kritisches Geplauder hingehen läßt, wie in jenen vertraulichen Konventikeln auf Ihrer Stube.

Ich bin also in Berlin. Meine erste That in dieser Stadt war, daß ich für die Bekanntschaft der Fanny Lewald um einen Tag zu spät kam. Ich fand zwar noch eine Weibsperson vor, welche sagte, sie würde ihr Briefe nachschicken. Ich gab derselbigen meinen Brief ab, unterließ aber aus purer momentaner Dummheit, die drei Thaler beizufügen. Man sagte, Fräulein Lewald werde bis zum Oktober wieder erscheinen, und da ich dann jedenfalls hier bin, so werde ich das Geld bis dahin behalten, im Falle Sie nichts anderes inzwischen verfügen. Ich hatte nun, wollte ich in Berlin in litterarische Kreise kommen, keinen anderen Weg, als zu Varnhagen zu gehen und zu sehen, ob er sich meiner noch erinnerte. Bis jetzt bin ich aber — nicht gegangen, und es hat sich der Eigensinn in mir festgesetzt, den Sommer über ganz still und unbekannt zu bleiben; auch denke ich, Varnhagen werde nun ebenfalls verreist sein.

So beschränkt sich also mein Umgang auf das abendliche Zusammensein mit studierenden Schweizern und — preußischen Lieutenants! nämlich in der Armee dienenden Neuenburgern höchst aristokratischen Aussehens, welche aber trotzdem gute Kinder, artige Gesellschafter und patriotische Landsleute sind. Sonst befinde ich mich insofern wohl hier, als man ungestört und anhaltend für sich sein und arbeiten kann, der großen Einsamkeit wegen in der großen Stadt; und ist man müde, so findet man, auch wenn man allein

ist, außer dem Hause bald Zerstreuung. Ich wohne sehr angenehm in einem Eckhause der Mohrenstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, auf welcher es im Anfange des Romanes „Prinz Louis Ferdinand“[1]) sieben Uhr schlägt. Gegen Osten ragt das Dach des Schauspielhauses über die Häuser empor, und das auf seinem westlichen Giebel stehende Flügelpferd, das mit dem Vorderfuße scharrt, scheint mir manchmal auf italienische Weise freundlich zuzuwinken; indessen kehrt mir Apollo, auf dem östlichen Giebel, den Rücken zu, und Er hat doch den Kranz in Händen! Eine zweifelhafte Konstellation. Soll ich mich umquartieren und unter seinen Augen wohnen? Dann vernachlässige ich den Gaul, welcher mich einzuladen scheint, hinter dem Rücken des Gottes aufzusitzen. Ich will mich an Herrn Rötscher[2]) wenden.

Was das Theater betrifft, so bin ich erstaunt und erschreckt über die Art, wie das geschriebene Wort des Dichters in Berlin, nachdem die deutsche Kritik über ein halbes Jahrhundert gewütet hat, mißverstanden oder beliebig aufgefaßt wird, und wie an einer Anstalt, wie das hiesige Hoftheater, neben einigen routinierten, gut zu nennenden Personen die vollendetsten Stümper existieren können. Nur einige Beispiele. Im „Hamlet“ werden gerade diejenigen Szenen gestrichen, welche seine Unentschlossenheit, Thatlosigkeit, kurz den eigentlichen Angelpunkt des Stückes am deutlichsten darstellen, z. B. wo Hamlet dem thatenfrohen Fortinbras gegenüber sich die erschütternden Vorwürfe macht. Der Schauspieler selbst gibt den Hamlet zu lebendig und unklar geräuschvoll, so daß man, alles zusammen genommen, gegen

[1]) Von Fanny Lewald.

[2]) Den Dramaturgen.

den Schluß das Pathos und Tragische gar nicht motiviert findet, wenn man das Stück nicht sonst studiert hat. In Hebbels „Maria Magdalena" spielt der Tischlermeister in seiner Art vortrefflich, aber für die Rolle viel zu bewegt und bunt; der Sohn Karl erscheint als ein roher Lump aus irgend einer Wienerposse, während man ihm doch deutlich den, wenn auch leichtsinnigen Sohn aus einem guten Hause und besonders das Schoßkind einer guten vortrefflichen Hausfrau in Kleidung und Benehmen noch ansehen sollte.

Solche oberflächliche krasse Auffassung stört mich peinlich; zu was dienen die Hunderte von Theaterzeitungen, die Jahrbücher, die Monographieen, all das endlose Gewäsche, wenn nicht einmal die einfachsten wichtigsten Grundsätze und Typen unverletzlich festgestellt werden können? Und welch blindem Ungefähr ist das Schicksal eines Produktes preisgegeben! Um so ärgerlicher, wenn man bedenkt, daß die Schauspieler nur durch die wohlverstandenen schönen Worte des Dichters ihre Triumphe feiern können, und daß sie trotz des besten Spieles immer nur dann zum Beifallssturme hinreißen, wenigstens den großen Haufen, wenn der Text recht schön und imponierend ist.

Indessen, um nicht ungerecht zu sein, liegt wieder ein großer Trost darin, daß vieles, was in trockener Laune geschrieben wurde, durch die lebendige Darstellung einen Eindruck macht, den man nie geahnt hätte. Diese meine Bemerkungen scheinen nach dichterischem Egoismus zu riechen, der die Schauspieler nur als ein Mittel betrachtet, wie es diese oft mit uns umgekehrt zu halten pflegen. Ich bin aber von dieser Schnödheit frei und möchte jedesmal den Kerlen, besonders aber den Damen, um den Hals fallen, wenn sie

recht gut und verständig gespielt haben. Nur verlange ich, daß sie originell und ursprünglich seien und mir mein Werk in einem neuen Leben, gleichsam einer zweiten Natur wieder vorführen, damit ich in ihnen eine andere selbständige Kraft achten und ehren kann. Diejenigen aber, welche die Glanzstellen eines Stückes nur dazu benutzen, durch abgedroschene Mittel und Effektmacherei momentane wohlfeile Siege unter den Eseln zu erringen, sind mir zuwider, wie schlechter Tabak. Es sind dieses alte Geschichten; ich muß aber alles neu und von vornherein erleben.

Den „Robespierre" habe ich in Frankfurt gesehen und muß leider auch mit seinen Feinden schreien. Obgleich vortreffliche Szenen darin sind, so kann ich einem Drama doch keine große Bedeutung beilegen, wenn jede Szene mit vorgeschriebenen Pointen und bonmots schließt. Es ist eine Frucht der Lektüre von Lamartines „Girondisten"; so kam es mir wenigstens von Anfang an gleich vor, und dazu braucht es meines Erachtens keinen dramatischen Messias. Die hohe vielgerühmte Unparteilichkeit des Gedichtes reduziert sich auf eine unklare Zusammenstellung von allbekannten Expektorationen, Phrasen und Fakta. Die Helden verkünden zwar ohne Widerspruch ihre schönen Grundsätze, aber man sieht nirgends, wie sie dazu gelangen; das Volk erscheint durchaus niedrig und lächerlich; und das ist nicht nur kleinlich von Herrn Griepenkerl, sondern auch gemein und unwahr. Robespierre selbst ist eine konfuse Erscheinung, in deren inneren Lebensprozeß nur einige schwache Blicke vergönnt sind. Besser angelegt ist Danton, welcher sehr dankbar ist für eine energische Effektrolle; wenn nur nicht der erwähnte fatale Umstand da wäre, daß er immer mit einem

längst gedruckten Witze abgeht. Die klassischen Phrasen eines Shakespeare, Goethe, Schiller, welche tausend Büchern zum Motto dienen, wurden nicht aus Chroniken und Memoiren abgeschrieben, sondern selbst gemacht. Ich weiß wohl, daß bei der zeitlichen Nähe und Bedeutung der französischen Revolution jene Pointen nicht zu übersehen waren; aber es ist halt ein fataler Umstand für die Wertbestimmung des Dichters.

Eine Moral, ein fabula docet, hat das Gedicht gar nicht, wenn nicht etwa die Herabsetzung des Volkes eine solche sein soll. Die gelungenste Gestalt ist weitaus der alte Vadier und wirklich der besten Umgebung würdig, die man sich denken kann, besonders da, wo er mit Stroh bekränzt an dem Festzuge erscheint, um Robespierre und sein höchstes Wesen lächerlich zu machen. Dieser Charakter, sowie mehrere Szenen, z. B. ein Bankett, wo Danton und Robespierre sich als Todfeinde erkennen, oder Robespierre in der alten Königsgruft, wo ein uralter Mönch, der Hüter dieser Gräber, weder von der Revolution noch von dem gewaltigen Robespierre ein Sterbenswörtchen weiß, sind vom besten Stoffe und machen Einen zweifelhaft. Wenn nur Griepenkerl ein junger Mensch und nicht so ein alter Sünder und Professor wäre, so ließen sich die schönsten Hoffnungen schöpfen.

Auerbachs „Hofer" habe ich auf der Reise gekauft und gelesen. Wenn ein politischer Cretin eine dramatische Gestalt ist, so ist es dieser Hofer auf jeden Fall. Mißverstehen Sie mich nicht! Höchst dramatisch und tragisch muß der Konflikt sein zwischen dem sich opfernden betrogenen Volkshelden und der falschen elenden Dynastie und auch gewiß bedeutungsvoll und zeitgemäß; in dieser Hinsicht ist Auerbachs

Intention durchaus zu anerkennen und zu loben. Nur mußte der Held auch etwas sagen, etwas handeln, kurz uns ein wenig unterhalten. Ein Mensch aber, welcher nie das Maul aufthut, als nur dann und wann zu sagen: „Mein Koaser“! und dann wieder still ist und sich zuletzt erschießen läßt, der ist in meinen Augen kein tauglicher Mitspieler in einer Haupt- und Staatsaktion. Meines Erachtens liegt die Schuld hierin an einem affektierten Haschen Auerbachs nach schlagender Lakonik, Naivetät oder weiß der Teufel was, und es ist schmählich mißlungen. Mit anerkennenswertem Freimut hat er den Erzherzog Johann zu einem Schuft gestempelt; wenn aber, wie ich höre, und ich kenne die Geschichte nicht genug, um selbst zu urteilen, wenn die Verhältnisse unwahr und entstellt wären, und Johann dazumal entschieden gegen den Hof gewesen ist, so wäre es von Auerbach doch etwas willkürlich und gewissenlos gegenüber einer lebendigen Person, die das Bewußtsein vom Gegenteil in der Brust hat. Daneben hat es genug wunderhübsche Sachen in dem Buche; das Verhältnis zwischen den beiden zerfallenen Gatten ist von wahrhaft antiker Größe, wenigstens die Frau.

Von Auerbach bin ich überzeugt, daß er meisterhafte Dramen schreiben wird, wenn er nicht zu hochmütig ist, die Ökonomie der Bühne und die Forderungen des schaulustigen Volkes sowohl, als die hundertjährigen Erfahrungen und Entwicklungen der Theaterwelt und ihrer Kritik zu beachten und seinen souveränen persönlichen Einfällen überzustellen. Leider scheint mir das ganze sichere und naive Auftreten mit diesem dramatisch ziemlich übel eingerichteten Stücke eher darauf hinzuweisen, daß er einstweilen sich an keine allgemeinen Erfahrungen und Errungenschaften zu halten

gedenkt. Es wäre jammerschade, wenn seine reiche und tiefe Herzens- und Menschenkenntnis, sein starkes Gemüt durch Eigensinn für die Bühne verloren gehen und es nur einer Birch-Pfeiffer gelingen sollte, aus seinem Reichtume Nutzen zu ziehen.

Bei der Aufführung der „Maria Magdalena“ habe ich entdeckt, was ich früher übersehen habe, daß auch dies Stück noch gewaltig am Schicksal und Zufall laboriert. Gleich anfangs die Geschichte mit dem Grab, in welches die Frau ihren Strauß wirft, und nachher die Katastrophe, welche eigentlich nur durch den Zufall herbeigeführt wird, daß der Sekretär in der Eile vergißt, der Klara zu sagen, er wolle sie dennoch heiraten, und er sie also in dem Wahne läßt, auch diese letzte Hoffnung sei gestorben.

So schön nun das Hereinziehen dieses ersten Geliebten in die Entwicklung ist, so wohlthuend für die Bühnengerechtigkeit sein Koramieren des Leonhard, so peinlich ist es, das arme Kind lediglich an diesem Irrtum und nicht an der inneren Notwendigkeit sterben zu sehen. Indessen ist Hebbel dadurch zu entschuldigen, daß der Fehler eigentlich nur ein embarras de richesse ist, indem ohne die Wiederkunft des Sekretärs die Katastrophe schon motiviert und unvermeidlich gewesen wäre, es also auch nicht Verlegenheit und Gedankenarmut ist, welche den leidigen Zufall veranlaßt.

Wir haben in Mannheim bei der „Deborah“ das Unglück gänzlich durch ein kleinliches zufälliges Mißverständnis hereinbrechen gesehen, und nun höre ich auch, daß in einem neuen Trauerspiel, das jetzt gepriesen wird, dem „Erbförster“ von Otto Ludwig, die Katastrophe ebenfalls durch einen Zufall herbeigeführt wird. Woher kommt es, daß alle diese

entschiedenen Talente an diesem wichtigsten Punkte scheitern und in einer Art geistiger Faulheit stecken bleiben? Entweder glaube ich, es ist die verkünstelte und gesuchte Wahl des Stoffes, welche sie auf das Eis führt, oder sie legen zu viel Gewicht auf das Gelingen der Sprache und Szenerie, ein Gelingen, welches, wie andere poetische Formen, nach und nach zum Gemeingut und von den Inhabern zu hoch angeschlagen wird. Wir haben erlebt, daß ein lyrisches Gedicht, dessen Bilder und Wendungen vor zwanzig Jahren den Verfasser berühmt machten, jetzt kaum gelesen wird; ich denke, es wird auch mit dem Drama so gehen.

Ich benutze jetzt die Nächte, mich mit Fanny Lewalds Arbeiten näher zu befreunden. Wenn man den Roman das moderne Epos nennt, so hat sie allerdings das Recht gehabt, mit dem Tode des Helden abzubrechen. Dann hätte sie aber auch dem Gedichte[1]) mehr epische Breite geben, weniger dilettantische Geschichtschreibung und mehr Beschreibung und Poesie hineinlegen sollen. Die Lewald hat einen scharfen Verstand, aber wenig Phantasie und Wärme. Sie läßt uns zu wenig allein in den Verkehr und Haushalt ihrer Personen hineinsehen. Ich möchte sagen, daß es eine angenommene gelehrte Vornehmheit ist, welche sie von einem liebevollen freudigen Ausarbeiten und Ausfüllen ihrer Schriften abhält und sich mehr einem kalten Raisonnement hingeben läßt in flüchtigen Umrissen, welche sie mehr als eine femme spirituelle, als eine Dichterin erscheinen läßt. Wenn ich ein Gedicht lese, so will ich mich sättigen an der Begeisterung und Phantasie, am technischen und musikalischen Genie des Ver-

[1]) „Prinz Louis Ferdinand.“

fassers und nicht immer hinweggetrieben werden, wenn eine interessante Situation kaum angegeben ist. Ich wünschte sehnlich, daß die Lewald weniger Bücher, aber die wenigen voller und üppiger schreiben würde. Wenn ihr die damalige Gesellschaft der Schlegel, Gentz, Unzelmann u. s. f. objektiv war und sie beabsichtigte, dieselbe recht in ein ungünstiges Licht zu stellen, so ist ihr dieses meisterhaft gelungen; denn nicht bald hat mich etwas so angewidert als der Verkehr jener Menschen, und ich bedaure, das schöne Bild Rahels darunter stecken zu sehen. Übrigens achte ich Lewalds Energie und männliche Erfahrungsgabe, sowie ihre Tendenz sehr hoch.

Doch klatsche und krittle ich ohne Ende drauf los, ohne zu bedenken, daß mein eigenes Examen vor der Thüre steht, und daß ich allen Grund habe, mit Demut und Bescheidenheit umherzugehen. Mit Vieweg bin ich jetzt im Reinen; er hat zwar das Manuskript nicht gelesen, ist aber über mein Exposé[1]) entzückt und fängt nun an zu drucken. Gebe der Himmel, daß ich das Exposé nicht zu schön gemacht habe! Es macht mir angst. Er ist ganz vergnügt, hat mir sogar vorläufige Zahlungen angeboten und will nun auch meine Gedichte unversehens doch drucken, so daß ich also auch annehmen kann, er werde die dramatischen Sachen auch nehmen. Den Roman will er Spekulations halber erst im Oktober versenden; jedoch will ich dafür sorgen, daß ich Ihnen vorher die Aushängebogen schicken kann. Ich sehe erst jetzt ein, daß ich ihm doch vielleicht zu viel gefordert habe, und wünsche nur, daß die Sache gut abläuft und er nicht petschiert ist.

Meine wunderliche Tragödie[2]) muß noch ein wenig

[1]) Brief 45.

[2]) „Therese“.

theatralische Färbung bekommen. Ich glaube nicht gegen die Natur eines Trauerspiels zu sündigen, wenn ich in den ersten Akten einige Heiterkeit hineinbringe, und halte mich manchen Kritikern zum Trotze an Shakespeare hierin. Wie der Humor oft auf dem dunklen Grunde der größten Trauer seine lieblichsten Blüten treibt, nach allbekannter Erfahrung, so darf oder muß vielleicht sogar die Tragödie im ganzen und allgemeinen diesen Charakterzug beibehalten und zwar nicht nur in humoristischen oder ironischen Auslassungen der einzelnen Personen, sondern an rechter Stelle in lustspielartiger Wendung ganzer Szenen. Doch genug hierüber! Weiß ich doch nicht bei meiner geringen Belesenheit, ob alles, was ich vorbringen kann, nicht schon besser und gründlicher besprochen ist.

Den versprochenen Aufsatz über die Berliner Ausstellung habe ich nicht geschrieben. Die Ausstellung ist ein solcher Ausdruck einer inneren geistigen Armut und Bettelhaftigkeit der jetzigen Staffeleikunst, daß nichts zu sagen war, als etwa über diese Armut selbst. Und dazu fühlte ich mich nicht aufgelegt, da ich mich nun lieber der positiven Beschäftigung zuwende. Freilich ist auch nicht viel gesandt worden von außen her. Aus Frankreich und England gar nichts, von München und Wien zwei oder drei Bilder und selbst aus Düsseldorf wenig. Die glänzendste Repräsentation genoß die vornehme Porträtmalerei in gut gemalten Bildnissen von Fürsten, Adelichen, Diplomaten und eleganten Damen. Selbst die guten Landschaften übersteigen nicht ein halbes Dutzend; gute Genrebilder bringen es nicht einmal so hoch, und doch zählt die Ausstellung 1300 Nummern! Die biblische Geschichte war in großen Dimensionen von nicht talentlosen

Leuten vorgeführt, aber ebenfalls mit einem solchen Mangel an Energie und Lebensfrische, daß Ihr in Ihrem Buche über die romantische Schule ausgesprochener Satz[1]) in diesen Sälen seine Bestätigung leider nicht findet. Und doch liegt Wahrheit darin, besonders wenn man noch die Mythologie im weitesten Sinne herbeizieht. Ich fühlte dieses, als ich jüngst von einem Bilde Rahls in München[2]) las. Ohne es zu sehen, kann ich mir lebhaft vorstellen, wie der Künstler den uralten Stoff aufgriff, lediglich als Mittel, ein Stück gewaltigen schönen Natur- und Sinnenlebens und einen namenlosen Moment begeisterter Stimmung mit einem legitimen Namen und Laufpaß zu versehen.

Ich war sehr lustig am Rhein; Freiligrath kam mit mir nach Düsseldorf, wo drei Tage lang schwer Maitrank getrunken wurde. Jetzt bin ich aber gänzlich ausgenüchtert, und die nordische Mäßigkeit ist mir sehr willkommen für meine Zwecke. Freiligrath ist ganz absorbiert durch politische Umgebung und Geschäfte und klagt über gänzliche Verlassenheit in litterarischen Dingen. Besonders that er's, als wir zusammen Ihr Buch besprachen und ich sagte, daß ich das Vergnügen hätte, Sie näher zu kennen. Dabei nahm ich mir vor, Sie recht fest beim Rockzipfel zu halten, lieber Herr Doktor! Wollen Sie wohl die Güte haben, mir gelegentlich ein paar Zeilen zukommen zu lassen!

Hoffentlich befindet sich alles, was Ihnen lieb ist, also auch auf jeden Fall Sie selbst, wohlauf! Dieses verlange

[1]) S. 201. Die Historienmalerei werde immer gut thun, sich an die alttestamentlichen Gestalten zu halten, vorausgesetzt, daß sie diese in freiem, wahrhaft historischem Stil behandle.

[2]) Wohl Arion.

ich auch in gerechter Weise vom Kappschen Hause, in welchem mich indessen recht herzlich zu empfehlen ich Sie ersuche, so wie Herrn Moleschotts. Sagen Sie Herrn Kapps, daß ich bei diesem schönen Wetter oft das Heimweh nach ihrem Garten und dem Heiligenberge empfände. Ich sollte auch an die Johanna und an Fries[1]) schreiben, fürchte aber, beide kunstbeflissene Kinder Gottes seien irgend wo im Gebirge und wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir in Ihrem gelegentlichen Briefchen hierüber Nachricht geben könnten. Empfehlen Sie mich insbesondere Frau Hettner und bitten Sie wohldieselbe, die Erinnerung an mich freundlicher sein zu lassen, als der Eindruck meiner kleinen struppigen Personnage sein mag.

Ihr ergebenster Gottfried Keller[2]).

---

[1]) Bd. 1, 335.

[2]) Hettner am 21. Juni 1850 an Keller: „Ich danke Ihnen aufs herzlichste für Ihren lieben Brief. Er ist für mich eine wahre Pandorabüchse gewesen; mit so viel Reichtum haben Sie mich, der ich arm und einsam in öder Wüste schmachte, aus der Fülle Ihres Schatzes überschüttet. Fahren Sie recht fleißig fort mit Ihren Berichten! Vielleicht können Ihnen diese Mitteilungen dazu dienen, daß Sie dann und wann Ihre Gedanken, Anschauungen und Stimmungen resümieren; und mir bieten Sie mit diesen rasch hingeworfenen Aphorismen unendlichen Genuß und Nutzen. Verlassen von allen äußeren Anregungen einer kunstreichen Stadt, ja selbst abgeschnitten von dem Verkehr gleichgestimmter Kunst- und Fachgenossen, bin ich jetzt lediglich dazu verdammt, die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, zu sammeln. Diese Ungunst der Lage müssen Sie bedenken, wenn ich auch darin dem Bettler gleiche, daß ich Ihre reiche Gabe nicht mit einer Gegengabe erwidern kann, sondern nur mit einem armseligen: Ich danke, oder: Gott vergelt's!"

48. An die Mutter.

Berlin, den 12. Juni 1850.

Liebe Mutter! Ihr wißt gewiß zu Hause nicht mehr, was Ihr von meinem langen Stillschweigen denken müßt, und mir selbst ist es unmöglich, länger ohne Nachricht von den Meinigen zu bleiben. Es ist mir oft angst, dies oder jenes möchte in der Zeit vorgefallen sein, und ich denke immerwährend an Euch. Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr zu schreiben, bis ich zugleich Geld schicken könnte, weil ich es so oft versprochen habe; allein immer neue Hindernisse traten ein. Ich mußte noch den ganzen Winter in Heidelberg bleiben und bin erst im April nach Berlin gekommen. Mit den Buchhändlern habe ich die Teufelsnot gehabt und wurde immer zum Narren gehalten, indem dieselben wohl meine Sachen drucken, aber bei der schlechten Zeit am Ende kein Geld hergeben wollten. Ich habe nun endlich mit dem Braunschweiger eine feste Verbindung angeknüpft; er druckt alles von mir und wird mich ordentlich bezahlen. Ich habe auch schon 150 Gulden von ihm erhalten, dieselben aber selbst gebraucht, da ich von meinem Regierungsgeld nicht mehr viel nach Berlin gebracht habe. Er hat mir aber nun regelmäßige Zahlungen zu machen, einstweilen bis auf 800—1000 Gulden, und für die Zukunft, wenigstens die nächsten Jahre, habe ich einen ordentlichen Verdienst in Aussicht. Sobald wieder einmal einige Sachen von mir in die Welt kommen, so geht es besser, und mein Aufenthalt in Berlin ist mir sehr nützlich dafür. Sobald es mir irgend möglich ist, werde ich Geld schicken, jedoch kann es immer noch sechs bis acht Wochen gehen. Ich fürchte, daß

Du, liebe Mutter, von meinen Gläubigern viel Unannehmlichkeiten gehabt hast und selbst in große Verlegenheit gekommen bist; da es aber leider nun einmal so lange ging, so wirst Du es vielleicht auch noch eine kurze Zeit machen können. Doch bitte ich, auf jeden Fall mir sogleich zu schreiben, wie alles steht.

Wenn Du nicht schon so alt wärest, so würde ich mich nicht viel kümmern; denn was die äußeren Umstände, die Existenz betrifft, so weiß ich gewiß, daß ich mich noch herausbeißen werde, und meine Schulden sind gar nicht wichtig. Aber es quält mich immer, daß Du in der Zeit Dich abkasteiest und alles entbehren mußt, besonders da ich weiß, daß Du noch unnötiger Weise Dir alles schwer machst. Was Regula schon für mich gethan und entbehrt hat, hoffe ich schon noch gut machen zu können. Doch hoffe ich, daß auch Deine gute Natur und Gesundheit noch lange sich bewähren. Wenn immer möglich, so komme ich im Herbst nach Hause, obgleich es für mich notwendig sein wird, daß ich nachher wieder für einige Zeit nach Deutschland zurückkehre. Ich habe das Heimweh nach unserm Hause, auch nach Glattfelden, sonst aber nach keinem Menschen in Zürich. Daß sie den alten Hinki-Sulzer[1]) aus der Regierung ge-

[1]) Eduard Sulzer, einer der Beschützer des jungen Keller (an ihn geht der Brief 39 des ersten Bandes), eine Persönlichkeit, die vermöge ihrer Bedeutung als Staatsmann, Schriftsteller und auch Dichter eine besondere Darstellung verdiente, wurde nach dem Nekrolog, den die „Eidgenössische Zeitung“ vom 12. April 1857 (Nr. 102) brachte, 1789 in Leipzig geboren. Seine reichen Eltern verloren im österreichischen Staatsbankerott von 1815 ihr Vermögen. Ein schweres Hüftleiden verdüsterte außerdem seine Jugend. Er wuchs in Böhmen auf, studierte in Prag die Rechtswissenschaft, war eine Zeit lang auf einem Comptoir thätig

schmissen haben, ist eben nicht sehr schön und gescheit; und wenn ich nach Haus komme, so werde ich ihm doch meine Aufwartung machen, wenn er schon nicht mehr in der Regierung sitzt. In Heidelberg habe ich einen Zürcher, namens Flaigg (von dem ehemaligen Flaigg an der Wühre) kennen gelernt, welcher schon seit Jahren Dampfschiff-Kapitän in Heidelberg ist. Früher war er Sekundarlehrer in Embrach und hat nun dort eine Braut, welche sein ehemaliger Schatz war[1]). — — —

In Berlin ist es sehr teuer, aber man ißt und trinkt dafür weniger. Ich trinke nie mehr als zwei Glas schlechtes Bier oder ein Glas Zuckerwasser am Abend. Dies hat auch seinen Vorteil, weil man immer wohl und nüchtern ist. Obgleich ich in Heidelberg nicht gelumpt habe, so gab es doch dann und wann einen kleinen „Stüber", weil es ein Weinland ist. Doch ziehe ich mich immer mehr von allen Dummheiten zurück und möchte am liebsten in einer eigenen Häuslichkeit leben. Wenn ich einmal wieder in Zürich bei Euch bin, wo man am Abend in seiner eigenen Familie

---

und ging dann 1823 nach Hofwyl, wo er eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur am Fellenbergschen Institut erhielt. 1828 siedelte er nach Zürich über und war seit 1830 Mitglied des Großen Rats. An der Regeneration des Kantons hatte er bedeutenden Anteil. 1831 wurde er in die Regierung gewählt, welcher er bis 1850 angehörte. Er starb am 10. April 1857.

[1]) Rudolf Flaigg, geb. 1817 in Zürich, bildete sich unter Thomas Scherr in Küßnach zum Lehrer aus, ging 1839 als Institutslehrer nach Württemberg, dann wurde er Kapitän eines Neckardampfers, ließ sich in die Bewegung von 1848 hineinreißen und verlor seine Stelle. 1850 wurde er Beamter am Kaufhaus in Zürich, später Bahninspektor in Romanshorn und 1860 Kornhausdirektor in Zürich. Er starb 1863. Flaigg war auch litterarisch thätig.

sein kann, so werde ich wenig mehr ausgehen. Nur muß man sich auch gemütlich einzurichten wissen. Ich bitte, mir doch sogleich von allem Nachricht zu geben und grüße alle. Ich hoffe, der Onkel werde auch noch wohlauf sein, und lasse ihn, so wie Heinrich vielmals grüßen. — —

Die Hemden sind etwas grob für den hiesigen Gebrauch, und ich muß mir feinere kaufen. Dafür werde ich sie aber besser schonen und länger daran haben; denn ich ästimiere sie doch mehr als die gekauften.

Ich fürchte, daß wieder dieser und jener Bekannte gestorben sei, wenn Du mir schreibst; denn bis jetzt enthielt fast jeder Brief eine solche Nachricht. Der Ruff ist auch krank gewesen, wie ich hörte; wenn ihn jemand sehen sollte, so lasse ich ihn herzlich grüßen.

Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Die Zimmer sind schändlich theuer: ich muß monatlich 8 preußische Thaler oder 14 Gulden bezahlen.

49. An Hermann Hettner in Heidelberg.

Berlin, den 16. September 1850.

Ich komme soeben von einem Abendgang im Tiergarten zurück und weiß in meiner gottvergessenen Einsamkeit nicht, was ich anfangen will, da ich zum Schriftstellen nicht aufgelegt bin. Drei Referendare, welche neben mir wohnen und sich den ganzen Tag über gegenseitig Pandekten in den Kopf treiben, hämmern in diesem Augenblick auf einem Klavier

herum, und das Echo, das ihre indiskreten Finger in den nur zu willfährigen Tasten finden, erweckt auch in mir die Lust, mich mitzuteilen, und da fällt es mir ein, daß ich ein wenig auf Ihrer Geduld Klavier spielen könnte, indem ich Ihnen einen Brief fabriziere, ohne erst eine konventionelle Antwort auf den jüngst abgesendeten erhalten zu haben[1]). Da es mir rein selbstsüchtig ums Plaudern zu thun ist, so brauchen Sie das Geschreibsel nicht auf einmal zu lesen.

Ich genieße endlich das Vergnügen, die Druckbogen des „Grünen Henri" zu korrigieren, welcher in drei Bänden, jeder von ungefähr sechszehn Bogen, erscheinen wird. Vieweg wird Ihnen den ersten Band zuschicken, sobald er gedruckt ist, damit Sie nach dem unendlichen Geschwätz endlich die Spur einer That sehen. Das „Werk" liegt wie ein Alp auf mir, und ich werde zu keinem frischen und raschen Vorwärtsschreiten kommen, bis es endlich ganz aus dem Hause gefegt ist.

Inzwischen treibe ich mich in den Theatern herum, was aber mit einer eigentümlichen Strapaze verbunden ist, indem die guten Berliner Bürgersfrauen und Jungfrauen, zwischen welche ich einsamer Fremdling im Parkett gewöhnlich zu sitzen komme, so stark von allen erdenklichen kostbaren Parfüms duften, daß ich manchmal ganz betäubt werde. Doch erhole ich mich wieder durch die Augen, und ich würde mir bald getrauen, einem ansehnlichen Putzmachergeschäft würdig vorzustehen vermittelst der genauen Studien, welche ich in den Zwischenakten an Häubchen und Halskrausen aller Art vornehme.

[1]) Dieser Brief G. Kellers ist verloren gegangen.

Ich habe letzthin auch den „Tasso“ gesehen, und er hat mir sehr viel Vergnügen verursacht und viel dramatischer geschienen, als das handlungslose Stück mich vermuten ließ. Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im „Hamlet“ und „Faust“ besitzen und welche die alte Welt durchaus nicht kannte, zu ihrem Glücke, gelungen und meisterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichen Wurfe vervollständigt und damit manchem aus der Seele geredet hat. Die Geschichte der Sappho, welche man einwenden könnte, gehört meines Erachtens gar nicht hierher. Übrigens ist der Berliner Tasso (ein viel bewunderter Herr Hendrichs) ein höchst trauriger Mensch.

Die Rachel habe ich einige Male gesehen und fast Lust bekommen, mich zu entnationalisieren und französisch zu lernen. Sie hat viel Manier, ist aber trotzdem eine großartige Person und die oder vielmehr der größte Künstler, den ich kenne. Am besten hat sie mir in Racines „Athalie“ gefallen, wo sie eine altorientalische, tyrannische und blutbefleckte Königin so darstellte, wie es nur ein Weib kann, die in der Wirklichkeit und in den gegebenen Verhältnissen das Original selbst gewesen wäre. Sie spielte nur den zweiten Akt und diesen fast ganz in einem Sessel sitzend, in einem prägnanten glanzvollen Kostüm, mit großen ergrauten Locken. Ihre Bewegungen waren so kolossal einfach, derb und fast männlich, und doch so majestätisch, wie man es sich von einem Königsweib aus der Pyramidenzeit nur denken kann; es lag auch

so viel wilde Majestät und Größe in ihr, daß man für sie Partei nahm gegen die frommen, aber langweiligen Priester Jehovas, wenigstens ich. Dem deutschen Publikum hat sie freilich in dieser Rolle am wenigsten gefallen; man sah nur ein böses „Weib" und bewunderte sie hingegen als Virginia, wo sie als liebende Braut ihre Jungfräulichkeit gegen einen Tyrannen bewahren mußte. Diese Aufgabe ist nicht nur ihrer, sondern auch jeder tragischen Personnage unwürdig; wenigstens kann ich nicht umhin, einen feineren und für ein Weib weniger peinlichen Konflikt für eine tragische Situation auf der Bühne zu verlangen, als das angstvolle und tapfre Zusammenhalten ihrer Unterröcke ist. Das Stück ist übrigens nicht ohne Wirkung und von einem jetztlebenden Franzosen geschrieben[1]).

Während Rachels Aufenthalt haben eine Menge Litteraten Veranlassung genommen, in alter Weise über das altfranzösische Theater zu salbadern, was mich sehr geärgert hat[2]). Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Lessing die Aufgabe hatte, das französische Theater als ein Hindernis für eine nationale eigene Entwicklung wegzuräumen, und daß diese Aufgabe nun längst gelöst, also das Hindernis nicht mehr da und der Anerkennung wieder Raum zu lassen ist, wohl zu eigenem Frommen.

[1]) „Virginie" von Isidore Latour (de Saint-Ybars).

[2]) Hettner an Keller 17. Okt. 1850: „Binnen kurzem wird Ihnen ein Heft der „Blätter für lit. Unterhaltung" in die Hände fallen, in denen ich mir den Scherz erlaubt habe, unmittelbar an Ihren letzten Brief anknüpfend meine Gedanken über die altfranzösische Tragödie in die Welt hinauszuschreiben." Dieser Aufsatz über die altfranzösische Tragödie ist neu gedruckt in Hettners Kleinen Schriften S. 397 ff. (1884).

Schiller hat selbst die „Phädra" übersetzt und Goethe sogar den „Mahomed" wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat, als der Pfuscher und Lauser. Die Franzosen seien Phrasenmacher, heißt es immer. Macht einmal solche Phrasen, die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt! Wenn es in gleicher Mühe zugeht, so will ich doch lieber schöne Worte hören als triviale. Sie hätten die Griechen schlecht nachgeahmt! Das ist nicht wahr: sie sind eben die Franzosen ihres Zeitalters geblieben und die ganze Gesinnungsweise, Manier und Form ist originell, und sowohl Shakespeare als Calderon, sowohl Sophokles als Goethe und Schiller gegenüberstehend, berechtigt und unbefangen zu genießen. Erst jetzt, da wir sie nicht mehr nachzuahmen brauchen, sind sie auch für uns wieder schön geworden. Besonders wenn ich ihre Zeit und Umgebung betrachte, beneide ich sie doppelt um ihre edle Einfachheit und moralische Frische, um ihre kindliche und doch so männliche Naivetät und hauptsächlich um ihre reine wahre Tragik. Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er dringe am sichersten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe[1]).

Es sind diesen Sommer schon mehrere Wiener Komiker hier als Gäste aufgetreten, und ich gehe deswegen auch in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater und vergnüge mich alldort in allen möglichen Dummheiten der Wienerpossen. Wenn die tragische Schauspielkunst täglich mehr in Verfall gerät, so hat sich dafür in der sogenannten niedern Komik eine Virtuosität ausgebildet, welche man früher nicht kannte. Unabhängig

[1]) Hettner hat diese Stelle in dem angeführten Aufsatz abgedruckt.

vom Text der Stücke werden mit allen möglichen Organen Possen, Schlingeleien und Faxen ausgeführt, welche einen unendlichen Jubel erregen und Alt und Jung aufheitern. Bald ist es ein Bein, bald der ganze Körper, bald nur das Gesicht oder gar ein einzelner Ton, gleich dem Krähen eines jungen Hahnes, was unser Lachen erregt. Diese Wienerpossen sind sehr bedeutsame und wichtige Vorboten einer neuen Komödie. Ich möchte sie fast den Zuständen des englischen Theaters vor Shakespeare vergleichen. Auch hier sind schon eine Menge traditioneller, sehr guter Witze und Situationen, Motive und Charaktere, und es fehlt nur die Hand, welche den Stoff reinigt und durch geniale Verarbeitung und Anwendung den großen Bühnen aufzwingt. Ein vortreffliches Element sind auch die Couplets, welche von den Hauptpersonen gesungen werden und gewöhnlich politische oder soziale Anspielungen enthalten. In halb wehmütiger, halb mutwilliger Melodie, begleitet von den wunderlichsten Gesten und Sprüngen, werden diese anzüglichen Verse gesungen, und es ist jedesmal ein befriedigender Moment, wenn während des rauschenden Beifalls, den das Volk reichlich spendet, zwei tolle Käuze zusammen als Refrain einen ergötzlichen Tanz aufführen und die zierlichen Waden auf die lächerlichste Art herumschlenkern. Der deutsche Michel, Belagerungszustand, deutsche Einheit u. s. f. sind meistens der Gegenstand dieser Couplets und ziemlich erbärmlich zusammengereimt, und doch ist in alledem mehr aristophanischer Geist, als in den Gymnasialexerzitien von Platen und Prutz. Die Schauspieler oder befreundete Litteraten machen diese Verse immer nach den Tagesbedürfnissen neu und wechseln damit ab in den Stücken; das Volk bekommt davon nie genug und fordert

den Komiker jedesmal, wenn er endlich abtreten will, auf, noch mehr vorzutragen, worauf er mit komischen Verbeugungen zurückkehrt, während das Volk in lautloser Spannung wartet und denkt: nun kommt's, nun bringt er gewiß den Hassenpflug! nun kommt der Haynau u. s. f. Der Schauspieler spielt endlich den letzten Trumpf aus und bleibt dann gewöhnlich entweder der Polizei oder eigenen Unvermögens wegen hinter den Erwartungen zurück; aber es ist rührend anzusehen, wie unverkennbar hier Volk und Kunst zusammen, unbewußt, nach einem neuen Inhalte und nach der Befreiung eines allmälig reif werdenden Ideales ringen[1]).

Ich befürchte als Kavalier nicht, [in] Ihrer Achtung zu sinken, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß die Bierbrauer von London auch Ihnen einige Satisfaktion verschafft haben. Fast alle halbliberalen Waschblätter und Leute, welche selbst niemals einen Handel „ritterlich" auszufechten im stande sind, wollen sich jetzt dadurch ein ritterliches Ansehen geben, daß sie über die wackeren Bursche schimpfen, welche Herrn Haynau ausgeklopft haben[2]). Und doch ist die Begebenheit gerade für den Ästhetiker und Kunstliebhaber sehr erwünscht gewesen. Haynau hat uns in Ungarn so vortrefflich phantastische Bilder, ganz à la Callot geliefert,

[1]) Auch dieser Abschnitt wurde von Hettner benutzt in dem Buch „Das moderne Drama" (1852) S. 179 f.

[2]) Gemeint ist der rücksichtslos thatkräftige österreichische General von Haynau (1786—1853), der sich im italienischen Feldzuge von 1848, im folgenden Jahr im Kampfe gegen die aufständischen Ungarn ausgezeichnet hatte. Wegen der Züchtigung Brescias hatte er sich als „Hyäne von Brescia" der öffentlichen Meinung damals sehr verhaßt gemacht. In London wurde er bei einem Besuche der Barclayschen Brauerei von den Brauknechten durchgeprügelt.

Galgen in Masse, mit langen Reihen Gehängter, gepeitschte Weibsbilder, gequälte Juden u. dergl., dazu das Land der Zigeuner, die malerischen Kostüme rc., daß wir bei diesen Vorstellungen eine Sammlung Callotscher Kupferblätter oder eine alte Chronik mit Holzschnitten zu durchstöbern glaubten, wozu auch der Pandurenschnauz des Generals gut paßte: ist da nicht die Londonerszene ein vortreffliches Gegenstück in Breughels oder Teniers Geschmack? Geschwungene Besen und Strohwische, zerfetzte Straßenjungen, derbe Brauknechte, dazwischen rollende Bierfässer, Kehrichthaufen und in der Mitte die abenteuerliche Gestalt! Es nimmt mich wunder, wo der Kunstfreund einen geeigneteren Pendant hätte finden können! Neben einen Niederländer hängt man nicht einen Raphael, sondern auch einen Niederländer, und die Zeit wird beiden Bildern schon die erforderliche Bräune und jenen düstern Firnis geben, welche sie für die Galerie der Geschichte aufnahmsfähig macht. Ich hoffe, das Volk werde fortfahren mit einem munteren Breughel aufzuwarten, wenn man ihm einen Callot-Hoffmann vorsetzt.

Dieser Tage habe ich mit vergnüglicher Erinnerung Ihren Aufsatz über Schillers Anthologie gelesen[1]), sowie früher den von Stahr über Ihre und Vischers Werke; ich habe mich dabei geärgert, daß Brockhaus die letztere Arbeit in die Hinterkammer seines Blattes rangiert hat, während er das Unbedeutendste manchmal in die Hauptspalten rückt. Wie steht es mit Ihren Arbeiten? Ich fürchte, ich habe Ihnen jüngst sehr triviales Zeug geschrieben über Ihren Gedanken eines dramatischen Katechismus; wenigstens habe

[1]) „Blätter für lit. Unterhaltung" 1850, Nr. 220 f.

ich nachträglich klarere Gedanken gehabt; doch will ich es nicht zum zweiten Mal riskieren, platt zu sein.

Ich hoffe, Frau Hettner und Fräulein Tochter werden sich des vollkommensten Wohlseins erfreuen, so wie auch Sie selbst. Was mich betrifft, so habe ich die Cholera noch nicht bekommen und gedenke es auch nicht zu thun. Nach Dresden gehe ich nun nicht mehr, sondern will meinen dortigen Aufenthalt mit meiner gänzlichen Abreise zusammenreimen. Auf jeden Fall spekuliere ich auch, nach Wien zu kommen; ob in diesem Zug, oder nach einem vorhergehenden Aufenthalt in der Schweiz, weiß ich noch nicht.

Mein namenloses Trauerspiel ist den Sommer über liegen geblieben, und obgleich ich nicht viel darauf gebe, will ich es doch nächstens fertig machen und es Ihnen schicken, wenn Sie noch so freundlich sind, es lesen zu wollen.

Was ich denn eigentlich thue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekuliere, düftle, oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen, und neue haben sich bereits angesetzt; und im ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte. Gutzkows neuer Roman[1]) oder der erste Teil desselben hat mir sehr

[1]) „Die Ritter vom Geiste".

gefallen, obgleich er etwas liederlich geschrieben ist. Es sind sehr treffende und feine Zeit- und Charakterschilderungen, und er zeigt seine Meisterschaft im Beobachten. Ich glaube, es wird ein bedeutendes Werk sein, wenn die mannigfaltigen Anlagen gleichmäßig fortgeführt werden, und wird eine Lücke in unserer Litteratur ausfüllen. Wie geht es dem alten Kapp? Wissen Sie nichts von Feuerbach? Mit herzlichen Empfehlungen und Grüßen Ihr ergebenster

G. Keller.

50. An Ferdinand Freiligrath in Düsseldorf.

Berlin, den 22. September 1850.

Lieber Ferdinand! Da ich in zwei bis drei Wochen meine jetzige Wohnung verlasse, um eine neue zu beziehen, so muß ich bescheidentlich wieder an Deine Thüre klopfen, um Dich zu warnen, mir nicht etwa Deine rückständige Antwort auf meinen letzten Brief vom schönen Monat Mai dieses Jahres an die damals angegebene Adresse zu befördern, indem dieselbe (Mohrenstraße 6) nur noch vierzehn Tage gültig und die neue noch unbekannt ist; denn ich bin eben im Begriff, ein gemütliches Winterquartier auszukundschaften. Ich bleibe nämlich über Winter noch allhier, um im Frühjahr über Wien nach Hause zu reisen. Wenn jedoch nicht meine Mutter in Gestalt einer alten müden Frau sehnlich auf mich harren würde, so bliebe ich noch lange in Deutschland, denn für den Augenblick zieht mich sonst nichts nach Zürich. Weiß der Teufel, was das Freundesgesindel alles daselbst durcheinander macht! Denn auf verschiedene Briefe bekam ich keine Antwort, und aus den Nachrichten meiner Mutter ersehe ich,

daß keine Seele etwa sich um meinen jeweiligen Aufenthalt oder Adresse erkundigt.

Der Hauptzweck dieser Zeilen ist aber, Deiner verehrten Frau und Dir herzlich zu Eurem Neustgeborenen Glück zu wünschen, obgleich mir dessen „Geschlecht noch unbekannt ist“, wie einst Heinzens Schuster in Zürich schrieb. Ich habe nämlich heute glücklicher Weise in der „Didaskalia“ einen hübschen Bericht aufgeschnappt, wie die indianische Rothaut Ga Ge Gi Go Gu Dir ein Kind aus der Taufe zu heben im Begriffe sei (was hoffentlich seither geschehen ist), und der ganze Artikel hat mich so gefreut, daß ich auf der Stelle zu schreiben beschloß[1]). Möge das Kind florieren und urwaldskräftig werden zu Ehren seines merkwürdigen Paten, und möge das Alphabet fortgesetzt werden, bis Du den Ka Ke Ki Ko Kuh, nämlich meine Wenigkeit, zu Gevatter bitten wirst! Bis dann werde ich ein ordentlicher und solider Gevattersmann sein. — Ferner habe ich früher gelesen, daß im Düsseldorfer „Malkasten“ das Schweinfurtergrün und das Judenpech nebst einigen Dachspinseln sich gegen die Oktroierung einer dicken roten Zinnoberblase auflehnten; hoffe aber, Du werdest das Feld behauptet haben und Dich lustig

[1]) Die „Didaskalia“ Nr. 221—222 vom 16. u. 17. September 1850 berichtete über einen originellen Besuch, den der Indianerhäuptling Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh, selbst Dichter sowie Übersetzer des Neuen Testaments, im August bei Freiligrath, dem famosen Verdeutscher des „Hiawatha“ machte und bei diesem Anlaß Patenstelle bei Otto Freiligrath vertrat, der seither den Namen des Indianers zum Scherze führte. Vgl auch W. Buchner 2, 321. Später, 1877, schrieb die Schwägerin Freiligraths, Maria Melos, an Gottfried Keller: „Ida bedauert es jetzt noch, daß der „Ka Ke Ki Ko Ku“ nicht bei Percy zu Gevatter gebeten wurde. Es wäre doch hübsch gewesen, wenn er mit der Ma Me Mi Mo Mu zusammengestanden hätte.“

machen[1]). — Sonst weiß ich nichts von Eurem Thun und Lassen; das zweite Heft Deiner politischen Gedichte ist nicht erschienen, obgleich ich es wünschte, weil ich, angeregt durch Dein „Zwischen den Garben", der miserabeln Tageskritik ein wenig unter die Arme greifen und einen Aufsatz über Deine Sämtlichkeit fabrizieren möchte. Das einseitige und unbefugte Gewäsche hat mich neuerlich wieder bei Lenaus Tode geärgert; da hört man immer die gleichen, einmal angegebenen Phrasen und Schlagwörter, und von dem, was einen am meisten freut, über das man Gleichgesinntes vernehmen möchte, wird keine Silbe gesagt.

Lenaus Leichenbegängnis habe ich um so stiller und ernster in meinem Herzen gefeiert, als ich weder in irgend einem ästhetischen Kränzchen noch sonst mit einer litterarischen Seele ein Wort darüber wechseln konnte, da ich in einer totalen Abgeschiedenheit lebe, stumm und nüchtern, wie eine Schildkröte. „Bringen Sie Wasser herein! Die Speisekarte! Ich habe keine Kerzen mehr! Ich wünschte ein Dutzend Cigarren!" sind so ziemlich die einzigen Worte, welche manchmal wochenlang über meine Lippen kommen. Ich spekuliere aber desto mehr innerlich und lache in die Faust, wenn meine Gönner glauben, ich sei eingeschlafen. Es wird ein schreckliches Erwachen sein für dieselben, wenn meine schwarzen Thaten endlich das Licht erblicken.

„Der grüne Heinz" ist endlich unter der Presse, und ich habe die ersten acht Bogen korrigiert. Er wird, höre und zittere! drei Bände stark werden, aus Rücksicht für — die

[1]) Betrifft Freiligraths Austritt aus der Düsseldorfer Künstlergesellschaft „Malkasten". W. Buchner 2, 219.

Leihbibliotheken, welche übrigens damit angeschmiert sind; denn der Stil des Buches ist noch ziemlich breit und willkürlich und der Inhalt monoton und trübselig. Um so mehr freue ich mich auf ein forsches lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll, nachdem es allmälig in mir reif geworden ist. Das subjektive und eitle Geblümsel und Unsterblichkeitswesen, das pfuscherhafte Glücklichseinwollen und das impotente Poetenfieber haben mich lange genug befangen. Ich lobe nur mein Phlegma, welches mich nicht noch mehr Dummheiten begehen ließ, als ich schon begangen habe zum Gaudium der andern Esel.

Vieweg will nun aus freien Stücken doch noch meine Gedichte drucken, und ich bin deshalb in Verlegenheit; wenn ich nicht das Geld brauchte, so gäbe ich sie ihm nicht, da sie zum Teil auch noch stümperhaft sind. Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache; sie duldet nur selten eine rivalisierende Thätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus dessen edelstem Blute als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Thränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel, und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh' einer hin und werde Lyriker! An genugsamer Aufregung und Bewegung fehlt es mir zwar nicht; aber ich habe bei meiner wunderlichen Lebensart erst angeangen, kräftig und wahr zu empfinden, nachdem die erste und reichste Singlust schon verpufft und verkünstelt war. Ich muß erst jetzt lachen, wenn ich daran denke, wie sehr

die guten Schulze, Eßlinger[1]) u. s. f. jene gemachten und wässerlichen Liebeslieder protegierten und für bare Münze nahmen. Entweder verstanden sie sich nicht auf die Poesie, oder nicht auf die Liebe, und beides ist in diesem Falle gleich schauerlich; doch will ich annehmen — und das zu ihrem Ruhme — das erstere sei der Fall. Doch hatte ich den Schaden davon, indem ich auf den mir unbefugter Weise erteilten Lorbohnen ausruhte, anstatt zu machen, daß ich etwas Ordentliches erlebte. Doch ich will weder undankbar noch lümmelhaft sein und entflamme deshalb in diesem Augenblicke die Friedenspfeife in gutem türkischem Tabak und rauche sie allen guten Freunden zu. An die liebe Karoline[2]) denke ich oft und an ihren Hasenbraten; er kostet zwar in Berlin nur sechs Silbergroschen die Portion, ist aber nicht so gut gekocht, und die Tischgesellschaft ist abscheulich, lauter Referendare und Doktoren, welche Klavier spielen!

Auch Dichter gibt's eine Menge, an jedem Tische einen, welche überlaut vom Handwerk sprechen, ohne zu ahnen, daß in meiner Person ein gefährlicher und ehrgeiziger Nebenbuhler aus der gleichen Schüssel ißt. Sie essen ungeheuer viel, erscheinen jedoch unregelmäßig bei Tische, da sie oft geladen sind und es den Tag nachher erzählen: „gestern bei Geheimerats“ ꝛc. Daher sieht man gegen ein Uhr eine Menge dieser Leute über die Gassen rennen, den wunderbaren Frack zugeknöpft, nur ein Endchen weißer Weste unten hervorragend, oft, wenn es warm ist, den Hut in der Hand tragend und die blonden Locken fliegen lassend. Als ich sie

[1]) Wilhelm und Karoline Schulz sowie Regierungsrat M. Eßlinger in Zürich; vgl. Bd. 1, 234.

[2]) Schulz.

zum ersten Male sah, glaubte ich, es wären elegante Schneider, welche zu ihren Kunden gehen; merkte aber, daß es Kunden sind, welche zu ihrem Vorschneider gehen. Manchmal, wenn es noch nicht ganz die Stunde ist, treten sie schnell in eine Konditorei und durchfliegen geschwind die „Europa“ oder das „Morgenblatt“, um etwas Stoff mitzunehmen; dazu essen sie ein zierliches Baiser und wechseln den unabänderlichen Thaler, den sie immer bei sich führen. Ihr Lieblingsgetränk ist das sogenannte Bairische Bier, eine abscheuliche Brühe, welche krank macht, und von welchem sich übrigens auch die hiesige Demokratie nährt. Ich habe es im Anfang auch getrunken, verspürte aber bald ein verdächtiges asiatisches Mouvement in meinen Eingeweiden und faste jetzt lieber so lange, bis der Betrag einer halben Flasche Rotwein erspart ist, wozu ich dann jedesmal aus der Privatschatoulle meiner Liederlichkeit die andere Hälfte füge und still und vergnügt eine Ganze trinke. Dies gibt mir Veranlassung, bessere Gesellschaft zu sehen in den Weinstuben, wo vernünftige Weinländer mit dicken Bäuchen und jovialen Gesprächen zusammensitzen, denen ich gern zuhöre in einer Ecke den heimatlichen Lauten besserer Zonen lauschend. Auf der Straße sieht man diese rheinischen Gestalten nur selten; ich glaube, die Racker sitzen am Ende den ganzen Tag in den Löchern, während ich zu Hause sitze und die Finger krumm schreibe.

Mit dem Theater, meiner Hauptunterrichtsanstalt, bin ich gut zufrieden; die Schauspieler können zwar nicht viel nach meinen Begriffen, doch werden möglichst viel instruktive Stücke gegeben, so z. B. in dieser laufenden Woche zwei von Shakespeare, „Nathan“, und eines von Sophokles; dazu war jüngst die Rachel hier und führte Corneille und Racine vor;

so daß ich eine ziemliche Übersicht fast aller dramatischen Richtungen gewinne, wie sie sich auf der Bühne ausnehmen. Übrigens bin ich hier in meinem Vorhaben bestärkt worden und werde womöglich vor meiner Heimreise ein Stück in Deutschland zur Aufführung zu bringen suchen. Wenn es sich zeigen sollte, daß ich mit dem Troß mitlaufen kann, so wären spätere zeitweise Aufenthalte in Germania und „ein freies Leben führen wir" vermittelt.

Ich traf hier schon mehrere Male den Dr. Rustorf oder Emil Meklenburg, dessen Du Dich gewiß noch erinnerst, auf der Straße; hüte mich aber wohl, ihn zu kennen[1]). Dagegen unterhalte ich mich oft mit Theodor Mügge, das heißt, mit einer guten Novelle von ihm in dem Feuilleton der „National-zeitung" und erinnere mich dabei seiner derben Gestalt, die ich in Zürich sah während jenes famosen Litteratursommers[2]). Im nächsten Winter werde ich wieder etwas in die Schule gehen, wenn etwas Nützliches gelesen wird, und auch sonst unter die Leute kommen, da es doch einmal geschehen muß. Empfehle mich Deiner sämtlichen lieben Familie und melde mir gelegentlich den Gesundheitsstand des Fuhrmann, der beiden Mädchen und des neuen Unbekannten! Grüße auch Köster[3]) und Hasenclever von mir, wenn sie mich nicht schon vergessen haben, und gehe nicht zu oft in den „Ludwig" und in den Antimusikverein! Ich schicke diesen Brief an Deinen

[1]) G. Keller hatte in den „Blättern für lit. Unterhaltung" 1848 Nr. 304 von Emil Meklenburg gesagt: das sei ein Poet, der in ab-surden und greuelhaften Reimen Rugesche Weisheit vortrage.

[2]) 1846. Als Ergebnis jener Schweizerreise Mügges erschien sein Buch: „Die Schweiz und ihre Zustände" (1847).

[3]) Heinrich Köster in Düsseldorf, Schulmann (1807—1881).

Verleger; solltest Du denselben nicht erhalten, so melde es mir sogleich! Denn ich befürchte, Du habest den letzten auch nicht bekommen. Nun schirm Dich Gott, Du deutscher Wald!

Dein getreuer Gottfried Keller[1]).

51. An Ferdinand Freiligrath in Düsseldorf.

Berlin, den 10. Oktober 1850.

Lieber F. F.! Wenn ich Dir schreibe, daß ich, nur das Zimmer changierend, in meiner bisherigen Wohnung geblieben bin und also immer noch die Adresse: Mohrenstraße 6 trage, so beschwöre ich Dich, deswegen meinen letzten Brief nicht als eine schnöde Erpressungsmaßregel ansehen zu wollen; sintemal ich wirklich entschlossen war auszuziehen, nachher aber ein besseres Winterzimmer vom alten Wirt offeriert bekommen habe. Indessen bitte ich, trotz der unwillkürlichen Mystifikation Dein Wort zu erfüllen.

[1]) Ferd. Freiligrath an G. Keller, Bilk bei Düsseldorf, 4. Oktober: „Lieber Keller! Deine letzten Briefe (ich habe übrigens alle beide erhalten) trafen hier ein, als ich eben auf einer kleinen Reise abwesend war. Ich habe somit wider Willen die zwei Wochen, welche Du noch in Deiner alten Wohnung zuzubringen gedachtest, verstreichen lassen müssen, ohne eine Dir längst gebührende ausführliche Antwort an Dich abzufertigen. Ich mag eine solche aber nicht ziehen lassen, ohne zu wissen, daß sie Dich auch bestimmt trifft. Darum heute bloß diese Anfrage auf gut Glück, wo ein längerer Brief mit Sicherheit darauf rechnen kann, Dich zu treffen. Lasse mich solches umgehend mit einer Zeile wissen, und ich werde Dir meine Korrespondenzschuld sofort mit tausend Freuden abtragen. Dein letzter Brief hat mir große Freude gemacht. Es geht uns allen wohl. Meine Frau grüßt Dich mit mir aufs herzlichste. Also, nicht wahr, eh' acht Tage herum sind, weiß ich Straße und Hausnummer? Du erhältst dann augenblicklich, ich wiederhole es, eine Musterepistel von Deinem alten F. F."

Was sagst Du zu der Tscherkessengeschichte[1])? Ist es nicht ein Stücklein nach Deinem Geschmack und eine gute naturwüchsige Erscheinung gegenüber dem passiven Widerstand und dem preußisch-östreichischen Verkehr und den Pariser Ereignissen? Die blasierten Berliner interessieren sich zwar wenig für die armen Teufel, und die großen Logiker und Konsequenzstecher behaupten, diese Tscherkessen seien eben bloße unbewußte Bestien, welche ihr Schicksal an den Ungarn verdient hätten. Was wissen aber diese wackeren Kaukasier von unsern unnatürlichen europäischen Sauereien? Und ich fasse sie auch nicht als politische Parteigänger, sondern als naive kriegerische und thatkräftige Naturen auf, welche der Welt und der Poesie wieder einmal einen guten Bissen verschafft haben und gezeigt, was wahre Ritterlichkeit und Todesverachtung ist. Die Affaire ist hauptsächlich auch darum preiswürdig, weil das Schöne und Ehrenhafte ganz auf Einer Seite und das Schofle und Bestialische ganz kompakt auf die andere Seite beschränkt ist. Diese Bursche haben auch in ihrer Unwissenheit mit ihren Kugeln und Wurfdolchen einen ganz guten Leitartikel geschrieben, welcher, an seinem Orte, unvermerkt mehr Wirkung hinterlassen wird als zwanzig Zeitungen.

Solche Dinge gewähren einem armen Litteraten eine gute Erholung, wenn er von der Litteraturmacherei des Herrn Dingelstedt und Konsorten ermüdet ist. Solche Misère war doch noch nie in Deutschland, wo solche Kerle sich dadurch interessant zu machen suchen, daß sie, anstatt etwas Rundes zu produzieren, immer über Personalien schmieren und be-

[1]) Die erfolgreichen Kämpfe Schamyls gegen die Russen.

haupten, sie selbst und noch mancher andere seien auch wahnsinnig, nicht nur der Lenau, und es sei dieses das tragische Geschick der heutigen Poeten. Es will nun jeder ein Stück tragischen Wahnsinn oder Heinesche Lähmung in sich tragen! Ich meine hier Dingelstedts „Litteraturbriefe" in der „Allg. Augsburger Zeitung", wo er solches Zeug vorbringt, anstatt etwas Instruktives und wirklich Litterarisches zu sagen.

Auch Alfred Meißner ist ein solcher affektierter Nichtssager geworden, wenigstens in seinem eitlen und einfältigen Bericht über Heines Krankenlager. Was soll denn das heißen, wenn er sagt, Heine sei religiös auf seine Weise gegenüber einer offenkundigen Atheistenklike und dann einige konfuse Seitenhiebe austeilt? Das will nichts anderes sagen, als daß man auf der einen Seite einen pikanten Byronschen Atheismus, ganz belletristischer Natur, für sich allein als haut-gout in Pacht nehmen und doch auf der anderen Seite einen ebenso pikanten Anstrich von sonderbarer Pietät und Sentimentalität, wohinter nichts steckt, bewahren will. Man will eben à tout prix interessant sein. Ich meine hier natürlich nicht den Heine selbst, welcher diese Widersprüche mit wahrem Wesen darstellt, sondern den Meißner, welcher nicht zu wissen scheint, was er anfangen soll, um von sich reden zu machen. So lese ich von einem neuen Buche von ihm: „Aus der halben Heimat". Was ist denn das für ein verrückter Titel! Er will nun nicht nur ein interessanter Böhme und Hussit, sondern auch ein merkwürdiger Walter Scottscher Schotte sein; und ich rate ihm, auch seine Tracht demgemäß zu mischen und oben eine böhmische Bergmannsjacke nebst Hinterleder, unten aber nackte Beine zu tragen. Ich muß gestehen, froh zu sein, daß ich mich durch meine Langsamkeit

und Faulheit über diese krankhafte und impotente Periode hinausgerettet habe und zur Vernunft gekommen bin, ohne dergleichen Eseleien zu machen, wozu ich auch große Anlagen hatte. — —

Gustav Siegmund ist über die Ferien nach Berlin gekommen, und ich soll nun meiner gemütlichen Einsamkeit beraubt werden und heute in seinem Hause essen. Ich muß deshalb hier schließen, da ich noch ein Loch in meinen schwarzen Beinkleidern zuzunähen habe.

Aus dem Titel „Kunstmaler" ersehe ich, daß Du das Gedächtnis für verworfene Hallunkereien noch nicht verloren hast. Mein Buchhändler tituliert mich auf seinen Briefen „Doktor"; andere schreiben „Litterat", andere „Studiosus"; dazu kommen täglich Korrekturbogen unter Kreuzband, welche man für verdächtige Druckschriften halten kann, so daß ich am Ende einer polizeilichen Inquisition und Ausweisung nicht entgehen werde, da die Konstabler mich meines Bartes wegen schon lang auf dem Korn haben und von der Seite anschielen.

Herzliche Begrüßung an Deine Sämtlichkeit

Euer G. Keller.

Vergiß nicht, mir das Geschlecht Deines jüngsten Kindes zu melden nebst der Benamsung!

52. An Hermann Hettner in Heidelberg.

Ich habe die verlangten Schriften bei keinem Antiquare gefunden, sende Ihnen dagegen fünf Hefte der Rötscherschen Jahrbücher, welche ich früher für einige Groschen aufge-

trieben und längst durchgelesen habe[1]). Wenn ich einmal nach Heidelberg komme, will ich sie gelegentlich wieder mitnehmen, wenn ich inzwischen mir nicht das ganze Werk anschaffe, wozu ich große Lust habe, da wir jedenfalls in einer bedeutenden Entwicklungsperiode leben, auf welche wir später einmal, wenn wir an Leben und Gedeihen bleiben, vielleicht gern zurückschauen. Nach dem, was Sie mir über Hebbel schreiben[2]), machen einige Arbeiten von ihm in diesen Heften, besonders die im vierten, einen wahrhaft traurigen Eindruck auf mich, welcher weit entfernt von allem schadenfrohen Spotte ist. Diese Grübeleien, dieses müssige Herausfordern und souveräne Behaupten von Dingen, welche niemand bestreiten wird, sehen aus wie ein gewaltsames Heraufbeschwören seines jetzigen Zustandes. Ich habe letzthin den Dingelstedt in meinem Herzen verhöhnt, als er bei Anlaß Lenaus in der „Allg. Augsburger" Wort haben wollte, es seien noch mehrere Zeitgenossen dem Wahnsinne verfallen, und hielt es für gewöhnliche Affektation, welche à tout prix interessant sein will, selbst um den Preis der Verrücktheit. Aber es ist doch etwas Wahres daran, und bald entschlüpft einem der Ausruf: sauve qui peut!

Auf Ihren Aufsatz über das französische Theater bin ich

[1]) Hettner hatte Keller am 17. Oktober um einen Band der Rötscherschen Jahrbücher und um die kleinen vermischten Schriften von Eduard Gans gebeten.

[2]) Hettner an Keller, 17. Oktober 1850: „Gestern habe ich „Julia" von Hebbel (Theatermanuskript) gelesen. Es ist meine völligste Überzeugung, daß Hebbel nunmehr das Schicksal Lenaus und Hölderlins teilt oder nächstens sicher teilen wird." Hettner war mit Hebbel seit seinem Aufenthalt in Neapel im Sommer 1845 persönlich bekannt.

sehr begierig; hoffentlich wird er nicht so lange liegen bleiben, als es sonst oft der Fall ist.

Wenn Sie in Ihrer Schrift über das moderne Drama die Shakespearomanie besprechen, so werden Sie, wie ich denke, darauf aufmerksam machen, daß diese mehr an Äußerlichkeiten hängt, und werden dann darauf hinweisen, daß es mehr darauf ankomme, den Kern, die höchsten Aufgaben, welche Shakespeare sich stellte und welche er wiederholt mit Wohlgefallen zu lösen schien, mit ähnlichen Lieblingsaufgaben anderer Zeiten und Dichter zu vergleichen. Es gibt in Shakespeare gewisse einzelne gewaltige Szenen, welche, von aller Zeitkultur und ihrem Anhängsel entkleidet, nackt und erhaben an uns herantreten und zu uns sagen: „Wir sind die wahren Proben von seinem Herzblute, uns müßt ihr fassen und mit unsern Geschwistern im Sophokles, im Calderon, im Corneille, im Schiller vergleichen, wenn ihr den wahren Maßstab finden wollt!" Es handelt sich nicht sowohl um Ökonomie und Szenerie, um Sprache und Bilder, um Charaktere und Sitten, um Religion und Politik — dieses sind alles vergängliche Dinge (d. h. in Beziehung auf diese spezielle Vergleichung) — als um diese majestätisch hervortretenden einzelnen furchtbaren Situationen, für welche die Dichter alles andere nur gemacht zu haben scheinen und an welchen einzig man erkennen kann, wie sie sich von einander unterscheiden würden, auch wenn alle zusammen leben würden.

Eine Szene dieser Art bei Shakespeare ist für mich z. B. die zweite des ersten Aufzuges im „Richard III.", und er hat sie wiederholt in der vierten Szene des vierten Aufzuges. Ferner die Situationen im „Lear" und andere mehr.

Man muß, um beurteilen zu können, was ein solcher Klassiker für wirklich schön hielt, auf diejenigen Züge merken, mit welchen er gern zu kokettieren scheint. Bei Shakespeare ist ein solcher wiederholt das Reflektieren über einem Gegenstande, einem Attribute, einem Möbel u. s. f. und das endliche Wegwerfen desselben. So Hamlet mit Yoriks Schädel und Richard der Zweite mit dem Spiegel (IV, 1). Dieses sind die wahren genialen Züge, welche man ablauschen muß, und nicht die Willkürlichkeit und Zufälligkeit in Behandlung und Zeitwitz. In den äußerlichen Dingen, welche ich oben angeführt habe, wozu noch manche kritische Streitfragen kommen mögen, muß der Dichter sich allerdings der theoretischen und praktischen Bildung seiner Zeit unterwerfen und sich mit ihrem Bedürfnisse fortentwickeln. Will er aber auf die Sterne der Vergangenheit zurückschauen und sich an ihnen stärken und Rats erholen, so muß er sich an diese stofflichen Lichtblicke halten und zu ergründen suchen, was sie mit Vorliebe für schön und imposant gehalten haben. Nur eine Vergleichung in diesem Sinne wird wirklich fruchtbar sein.

Es versteht sich von selbst, daß ich mit dieser langatmigen Bemerkung nicht etwa dem freien Prozesse der Kritik und der notwendigen Entwicklung des Geschmackes zu nahe treten, sondern Sie nur speziell hier in der Bekämpfung der Manie unterstützen möchte. Und wie sehr diese immer herrlich an ihrem Ziele vorbeischießt, sehen wir an den Romantikern, welche nur das Willkürliche und Witzige an Shakespeare gepackt haben, und andrerseits an Gervinus, welcher nur von seiner tiefen Philosophie und männlichen Weisheit zu sagen weiß. Jene lassen sich nachahmen, diese können auch bei jedem andern ausgezeichneten Menschen vorhanden

sein. Von den spezifisch poetischen Urkräften aber, von der eigensten wunderbaren Erfindung dramatischer Situationen und Verläufe, mit denen Shakespeare, entblößt von jedem Zeitgewande, mit seinen olympischen Brüdern konkurriert, davon hören wir nur wenig sagen; es versteht sich ja von selbst, wie Gervinus sagt, daß in Shakespeare „poetische Schönheiten“ so beiläufig zu finden seien.

Kommen die Leute einmal dazu, die wahren Mittel zu erkennen, durch welche die großen Dichter wirkten (wenigstens diejenigen, welche nicht zu sehr durch die Grübelei einer kritischen Übergangszeit zersetzt waren), so werden sie auf größere Einfachheit und Klarheit geführt werden und damit das Intriguenwesen von selbst fallen [lassen], und alle andern Mittel werden in bequemster Auswahl nur zu Erreichung jenes Einen Zweckes angewandt werden.

Es kommt im Theater lediglich darauf an, daß man komisch oder tragisch erschüttert werde; und das geschieht weit mehr, als durch Überraschungen und künstliche Verwicklungen, durch die vollständige Übersicht des Zuschauers über die Verhältnisse und Personen. Er sieht mit dem Dichter, wie alles kommt und kommen muß; er wird dadurch zu einem göttlichen Genusse, zu einer Art Vorsehung erhoben, daß er vollkommen klar die ergreifenden Gegensätze einer Situation durchschaut, welche den beteiligten Personen selbst noch verborgen sind, oder welche zu beachten sie im Drange der Handlung keine Zeit haben. Es sind dieses die edelsten und reinsten, die einzig dramatischen Erschütterungen, welche stufenweise vorher schon empfunden und vorausgesehen worden sind; und wer nach ihnen trachtet, wird unfehlbar auf der Bahn innerer Notwendigkeit wandeln. Damit aber

so viele als immer möglich, damit das ganze Volk auf diesen hohen Standpunkt, zu diesem wahren Genusse gebracht werden könne, ist auch von selbst die größtmögliche Einfachheit, Ruhe und Klarheit bedungen, welche zur Klassizität führt und wieder führen wird, wenn die Herrschaften einmal wieder für einfache und starke Empfindungen empfänglich sind.

Ich will jedoch nicht bestreiten, daß auch die geschickte und lebensvolle Darstellung eines munteren Stück Lebens oder Geschichte mit allen seinen Abenteuern und Verwicklungen ihre Berechtigung haben könne; der letzte und höchste Genuß wird indessen immer jener bewußte sein.

Doch werden Sie ohne Zweifel glauben, daß ich mich sehr gern schreiben und salbadern sehe, was indessen nicht der Fall ist. Ich reite mich nur hinein wider Willen, indem ich Ihnen irgend eine Erfahrung, welche ich gemacht zu haben glaube, mitteilen möchte; und bei dem Mangel an dialektischer Geschultheit gerate ich in Wiederholungen und sogar Widersprüche hinein. Desnahen merken Sie sich nur, was Ihnen etwa plausibel scheint, und von dem Übrigen nehmen Sie an, daß ich es vielleicht den andern Tag selbst widerrufe! Für meinen Privatgebrauch bin ich ganz klar; meine Erfahrungen und Überzeugungen bilden sich schnell und leicht und gehen sogleich in das Blut über und sind schneller praktisch angewendet als kritisch mitgeteilt.

Dr. Bachmayr hat mich mit Ihren Grüßen sowohl als mit seiner eigenen Person erfreut. Er hat mir einige Szenen aus einem Trauerspiel „Alphonso“ und von seinem Hauptstücke den ersten Akt vorgelesen. Da er die Manuskripte für seine Zwecke bei den Notabeln zirkulieren lassen muß, so

konnte ich noch keine Einsicht in das Stück gewinnen, und es mangelt mir aller und jeder Begriff davon, obgleich ich sehr neugierig bin, da sich hier auch Rötscher stark dafür interessiert, wie Bachmayr sagt.

Über seine Auspizien wird er Ihnen selbst berichten. Auf jeden Fall ist er nach dem, was ich bis jetzt weiß, ein bedeutendes Talent, wenn er auch nicht diejenige Ruhe und Unbefangenheit besitzt, welche ich an poetischen Talenten zu treffen wünsche. Doch mögen dies mehr Folgen lange erduldeter Hindernisse und Chikanen, als persönliche Eigenschaften sein, und der endliche Triumph wird ihm in mehr als einer Beziehung auf den Strumpf helfen. Wir kneipen viel mit einander herum, und ich habe dabei den Vorteil, die nötigen Umtriebe für die Aufführung eines Stückes vorläufig zu studieren.

Von meinem Roman wird leider nur der erste Band nächstens versendet werden können, welcher allein fast so stark ist, als das Ganze ursprünglich war. Vieweg dringt aber darauf, daß bald etwas versendet werden müsse wegen seiner merkantilischen Interessen. Das Trauerspiel kann ich leicht fertig machen, sobald ich will; ich weiß aber nicht, ob es nicht zu einfach und zu wenig geräuschvoll ist für ein erstes Auftreten. Ich habe perfider Weise fast Lust, ein Stück expreß für Berlin zu berechnen, um den Anfang zu machen und dabei alle einflußreichen Personen im Auge zu behalten. Fräulein Lewald werde ich dieser Tage aufsuchen; ich habe wirklich das Bedürfnis, unter die Leute zu kommen.

Ich wollte Ihnen nur einige Zeilen schreiben und habe nun über diesem Geschwätz doch vergessen, was ich seit dem letzten Briefe an Sie schreiben wollte. Ich danke Ihnen

namens der jungen Kunst für das lebendige Interesse, das Sie an ihr nehmen und grüße ergebenst Frau Hettner nebst Töchterlein und wer mir sonst nachfragt.

Ihr

G. Keller.

Berlin, 23. Oktober 1850.

53. An Hermann Hettner in Heidelberg.

Berlin, den 24. Oktober 1850.

Ich wollte gestern das Packet auf die Post tragen, oder trug es auch wirklich hin, wurde aber abgewiesen wegen mangelnder Formalitäten (Preußen ist ein konstitutioneller Staat), und so blieb es über Nacht noch hier. Anstatt aber sogleich nach Hause zu gehen und zu arbeiten, schlenderte ich den ganzen übrigen Tag mit Bachmayr herum, von Kneipe zu Kneipe, das Päckchen unter dem Arme, und glich hierin jenen die freie Luft liebenden Frauenbildern, welche, ihre zahlreichen Spaziergänge zu beschönigen, etwa ein leeres Körbchen oder einen Krug an den Arm hängen. Wer mich so dahineilen sah mit dem Packet, Straßen durchkreuzend und über Gossen hüpfend, der konnte mich für den eifrigsten Geschäftsmann und das Packet für eine Sammlung der wichtigsten Urkunden halten, während fünf verlegene und abgegriffene Rötschersche Jahrbücher darin waren. Prinz Heinrich suchte in Falstaffs Futteral eine Pistole und fand eine Sektflasche. Die Kellnerinnen in den verschiedenen Schenken glaubten durchgängig, es enthalte ein seidenes Kleid und betasteten es neugierig, was den Bachmayr so sehr beleidigte, daß er zu Repressalien schritt. Doch kamen

wir endlich auf den Einfall, er könnte mir noch sein Drama vorlesen, was er dann in seiner Behausung mit solcher Energie that, daß die Wände zitterten. Vom Lesen bekam er Durst, ich vom Hören Hunger, und wir sahen uns genötigt, noch einen jener sauren Gänge zu thun und lasen dann hinter dem Schenktisch Ihren kritischen Brief.

Bachmayr hat sich Ihre Bemerkungen[1]) sehr zu Herzen genommen und ist außerordentlich aufgeregt, Sie zu widerlegen, da gerade das, was Sie als überflüssige Zuthat, als barberinische Eselsohren hinwegwünschen, ihm die Hauptsache und der eigentliche Brennpunkt des Stückes ist. Ich aber kann Ihnen beiden Recht geben, und zwar in dem Sinne, daß das Stück nach den von Ihnen vorgeschlagenen Abänderungen allerdings immer ein klares, regelrechtes und schönes Gedicht wäre, welches jede Kritik von vornherein abschneiden würde, daß aber doch diese Bedenken nur scheinbar sind und das Stück das Motiv des Gifttrankes nicht nur noch erträgt, sondern an ihm eine wesentliche Bereicherung besitzt und zwar eine solche, welche man nicht mehr missen mag, nachdem man sie einmal kennt. Vor allem aus müssen wir bedenken, daß Bachmayr dieses Motiv in seiner Heimat wirklich vorfand, und daß dort in den Dörfern der Glaube an solche Vergessenheitstränkchen, als im Besitz alter hexenhafter Weiber sich befindend, herrscht. An sich selbst also nimmt es billig seinen Platz in dem sogenannten Volksdrama ein.

Nun will der Dichter weiter das Unzulängliche und das Verunglücken einer zwar humanen, aber nicht naturwüchsigen und oberflächlichen Kultur schildern, welche sich

[1]) Über das Drama „Der Trank der Vergessenheit". Vgl. G. Kellers Nachgelassene Schriften S. 165 ff.

dem Volke aufdringen will ohne Kenntnis seiner tiefen edlen Leidenschaften und ohne Achtung vor seinen ursprünglichen Gemütskräften. Dies wußte ich vorher aus Bachmayrs Erzählungen. Ich fand es daher ganz in der Ordnung, daß die Heldin, das zwar aufgeklärte und bildungsreiche Dorfmädchen, in dem Augenblick, wo ihr von der Seite der Aufklärung und Bildung tiefes Weh und Zerrissenheit bereitet wird, sich wieder auf die Seite, an das träumerische mystische Herz des Volkes wirft, wo ihre Liebe, ihre Jugend, ihre Seligkeit ist. Zudem gewinnt durch dieses Durchspielen alter Volksmystik durch die humane Bildung die ganze Figur einen Reiz mehr; nur hat er dies nicht genug vermittelt. Er will ihren Hang zum Wunderbaren und Märchenhaften zwar genugsam angedeutet haben in der anfänglichen Lektüre der Grimmschen Märchen und in ihrem Namen Gertrud (Trude = Hexe, Norne u. s. f.), und er läßt sich nicht von der Unzulänglichkeit dieser Momente überzeugen.

Die tragische Schuld Gertruds ist dadurch noch nicht genug dargestellt, daß sie dem Stefan entsagt, weil es nicht allein und am wenigsten vielleicht aus Kindespflicht geschieht, sondern weil noch ein Moment hinzukommt, welches diese Entsagung eher zu einer Tugend macht: nämlich die schöne Erhebung durch das Innewerden ihrer Frauenwürde durch den Brief des Barons, durch die ganz neue Perspektive, welche sich ihr eröffnet, in jenem wirklich schönen Monologe nach Unterdrückung ihrer persönlichen Neigung, dem Baron in seinen schönen Bestrebungen für Volksveredlung eine treue und einflußreiche Helferin und ihrem Volke selbst ein guter Engel werden zu können. Dies ändert die ganze Sache auf einmal so, daß ihr Untergang nun eher verletzend erscheinen

würde. Nun hat aber Bachmayr in dem „Trank der Vergessenheit“ eine poetische Perle gefunden, um welche ich ihn vielleicht beneiden würde, wenn ich Gutzkow wäre. Nicht nur wird dadurch die Entwickelung aus dem Gebiete des rhetorischen Raisonnements und der modernen Konversation in eine höhere Region der poetischen Symbolik, der plastischen That gehoben, welche außerdem der sinnlichen Natur des Volkes trefflich entspricht: sondern erst durch dieses vorsätzliche, nach langen geistvollen Erwägungen folgende Trinken des Fläschchens wird die Sache zu einer konzentrierten That. Erst jetzt, durch dieses gewaltsame Handanlegen an ihre heiligsten Lebenserinnerungen, an ihre zarte und unverletzliche Liebe, wird die Schuld, die vorher noch zweifelhaft war, plötzlich festgestellt. Es ist ein wahrer unheimlicher Mord, welcher nur den deutlichen körperlichen Tod zur Folge haben kann. Erst durch diese frevelhafte That wird auch der Wahnsinn anschaulicher und, abgesehen von dem wirkungsreichen Momente des Trinkens (denken Sie sich, daß sie mit Einem Zuge das Bild des Geliebten in ihrer Seele ertöten will), gewinnt der Dichter den weitern Vorteil, daß er sie von ihrem Wahnsinne noch einmal erwachen lassen kann, und das auf eine ebenso rührende als originelle Weise, um sie dann nach klarer Erkennung wirklich sterben zu sehen. So wäre die Einheit der Idee gerettet, und wir müssen nicht sowohl das Fabelhafte und Unwahre des Zaubermittels an sich im Auge halten, als den Gebrauch, welchen das Mädchen davon machen will.

Wie gesagt, dürfte ihre ganze Erscheinung zu diesem Behufe etwas dämonischer gehalten sein; wenn wir jedoch annehmen, daß, je naiver und zarter die Heldin von Natur

ist, um so wirkungsvoller ihre That ist, so möchte ich eher widerrufen. Freilich dürfte noch der Übelstand bleiben, daß der Tod dann doch nur eine Folge abergläubischer Unwissenheit scheinen und somit die Aufklärungspartei, welche das Herz vergaß, recht behalten möchte. Es ist dies aber eine bloß äußere Sache. Sie hat einmal den Trank nehmen wollen, und daß sie dadurch zugleich stirbt, ist nur eine größere Bequemlichkeit für den Dichter, welcher darin einen guten Schluß findet. Es ist auch versöhnender und wohlthuender, sie tot zu wissen, als sie wahnsinnig zu verlassen in der Ungewißheit, ob sie vielleicht je wieder zu Verstand komme u. s. f. Ferner hat der Dichter die Rechtfertigung: da sie sich einmal auf solche Dinge einließ, mußte sie auf das Schrecklichste gefaßt sein und dasselbe verdienen. Sie sagt auch in dem Monologe: wenn es sie töten sollte, so wollte sie den Trank nehmen, denn lieber sterben, als mit dem Bilde Stefans im Herzen in den Armen eines andern Mannes liegen. Es ist daher nur eine Schönheit weiter, daß sie, indem sie Vergessenheit sucht, den Tod findet. Wir dürfen ja nicht prosaisch die Achseln zucken und sagen: das kommt vom Aberglauben! Da sieht man's wieder einmal, welches Unheil er anrichtet; da hat das arme Ding ein Fläschchen Gift erwischt! Dramatisch ist es freilich nicht! — Sondern wir müssen die ganze Tiefe und Gewalt der Leidenschaft, den dämonischen Kampf im Auge behalten, in welchem das ursprüngliche Volkskind zu diesem Mittel griff. In der Baroneß und dem Amtmann wollte Bachmayr den Gegensatz der oberflächlichen und seichten städtischen Bildung zu dem unverfälschten und starken Gemüte des Volkes ausdrücken. Die Baroneß läßt sich durch das Verlassenwerden eines Ge-

liebten nicht anfechten, und der Amtmann glaubt mit allerhand Kniffen und armseligen Ränken die Bauern beherrschen zu können, während die Dorfweiber über der unglücklichen Liebe zu Grunde gehen und die Bauern zu Leidenschaften aufgereizt werden, welche dem flachen Amtmann weit über den Kopf wachsen. Insofern ist die Episode vollkommen berechtigt; nur hätte ich mir beide Figuren nobler gewünscht, ohne daß sie an Oberflächlichkeit verlören und habe es Bachmayr auch gesagt, worauf er jedoch nicht eingehen kann. Die Schauspieler können indessen vieles verbessern.

Sie sagen in Ihrem Briefe an Bachmayr, sein Stück sei nicht auf Aberglauben, sondern auf die klare, nach Bildung ringende Natur Gertruds gebaut. Vielmehr möchte ich sagen: ohne gerade jenes anzunehmen, daß dieses auch nicht der Fall sei, indem wir in der Wahnsinnsszene bemerken, daß das schnell eingepfropfte Vielwissen sie in ihrem Irrsinne mehrfach quält und beschäftigt. Wenigstens habe ich es so verstanden. Bachmayr hat zwar die Hauptintention gehabt, die heilige und unveräußerliche Selbstbestimmung der freien Person darzustellen und thut sich viel darauf zu gute, als auf etwas Neues. Ich dagegen halte dieses Resultat bei weitem für nicht so neu, vielmehr für sehr alt und für den Gegenstand unzähliger Schauspiele und Romane, als mir die andere Seite des Stückes, die schlimmen Wirkungen erfahrungsloser Humanität (Baron) und der ehrgeizigen Halbbildung des Dorfreformators, die sich dem kernhaften Volke gewaltsam aufdringen wollen, ebenso neu als glücklich und auf männliche Weise durchgeführt scheinen. Für mich wenigstens liegt hierin die Hauptbedeutung des Stückes.

Für mich ist es nun ebenfalls außer Zweifel, daß Bachmayr mehr dramatisches Zeug an sich hat, als alle unsre jungen Dramatiker zusammen genommen. Doch kann ich nicht verhehlen, daß ich es für ein Glück halte, daß er bei dieser Gelegenheit aus dem allzu naiven und gemütlichen Östreich fortkam und, wie ich hoffe, eine Zeit lang in dem kritischen Norden leben wird. Denn es sind in seinem Stücke noch gar zu naive und phrasenhafte Stellen, welche man bei uns zu Lande nunmehr belächelt. Er wird eine festere und bedeutendere Sprache erwerben, welche seine Werke auch für den Druck zu wahren Kunstwerken macht.

Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, wie das Stück erst durch den Trank an eigentlicher Plastik gewinnt, und wie schön und ergreifend die Situation ist, wo das Mädchen, aus seiner reinen unschuldigen Welt in die Tiefe und Finsternis bestimmter unheilvoller That hinabgestoßen wird, und wie neu und unheimlich diese That ist. Doch darum keine Feindschaft nicht. Wir werden deswegen doch auf unserer Bahn der Reinigung und Vereinfachung fortschreiten.

54. An Wilhelm Baumgartner in Zürich.

Berlin, 16. Februar 1851.

Durch diesen Zettel, lieber Freund, möchte ich nur ein einstweiliges Lebenszeichen von mir geben, da ich dieser Tage eine kleine Revision meiner „auswärtigen“ Verhältnisse vorgenommen und ermittelt habe, welche derselben durch wiederbelebte Verbindung zu erhalten und zu pflegen sein möchten und welche nicht. Ich habe nämlich die ziemlich begründete

Vermutung, daß mich mehr als ein Freund und Gönner nach einem alten Sprichworte vergessen und begraben hat in seinem Gedächtnis, obgleich ich oft und viel an alle denke. Die Gründe sind mir freilich unbekannt, wenn sie nicht etwa darin liegen, daß man mich für verloren und verschollen erachtet, weil ich einige Jahre hindurch still meiner Abklärung und Selbstrettung aus allerlei inneren und äußeren Kämpfen gelebt habe, anstatt mit Spektakel und Geräusch blinden Lärmen zu machen, wie es heutzutage Mode ist. Ich habe von Heidelberg aus zwei oder drei Briefe an Dich geschrieben, ohne je eine Antwort zu erhalten, und weiß desnahen nicht, ob auch in Dir irgend eine jener Wendungen vorgegangen ist, die in einer dauernden Abwesenheit in Stimmung und Urteil über den Abwesenden vorzukommen pflegen.

Und doch sind allerwärts die ordentlichen Leute so rar, daß ich mich gedrungen fühle, von meinen Freunden zu retten und zusammenzuhalten, was immer möglich ist.

Aber ehe ich einen größeren Brief abgehen lasse, wünschte ich zu wissen, ob auch Du noch der Alte für mich bist, oder wie es überhaupt mit Dir steht. Bitte Dich daher, mir recht bald zu schreiben, wenn Du Lust dazu fühlst, und werde Dir dann einen ausführlichen Bericht über mich selbst abstatten. Erhalte ich keine Nachricht von Dir, so werde ich es doch für eine Nachricht ansehen und einstweilen zu den übrigen Bitterkeiten legen, die ich in meinem Leben schon gesammelt habe[1]). Magst Du mir aber schreiben, so schreibe

[1]) Baumgartner antwortete am 22. März 1851 mit der Versicherung treuer Freundschaft fürs ganze Leben. „Was Dich interessieren dürfte, ist, daß wir [der von Baumgartner geleitete Studentengesang-

mir recht viel, von Dir und andern! Denn jedes Wort aus der Heimat freut mich um so mehr, als mir der Aufenthalt nun förmlich zu einem Exile geworden ist, da ich mir vor=

verein in Zürich in seinem Konzert] zwei Lieder von Dir, die ich komponierte, sangen, nämlich, einstimmig: ‚An die Natur‘ und Dein schönes Gedicht ‚O mein Vaterland‘ für Chor, das namentlich sehr gefiel und gern gesungen wurde; es wird auch im nächsten Sommer am großen Züricher=See=Sängervereinsfest gesungen werden . . . . Von einer neuen Bekanntschaft wüßte ich Dir sehr viel zu schreiben, wenn es für einmal nicht zu weit führte: nämlich von unserem Freunde Richard Wagner, der mit dem ganzen Feuer seines Geistes und seiner Energie auf mich zündend einwirkt, wie ähnlich ein Feuerbach auf Dich, natürlich überwiegend in musikalischer Beziehung. Er ist durch und durch genialer Natur und in seiner Kunstanschauung durch und durch Revolutionär. Ich möchte Dich einstweilen auf seine hier geschriebene Arbeit, die er in Leipzig bei Wigand herausgab, aufmerksam machen, nämlich seine ‚Kunst=Revolution‘, besonders auf sein ‚Kunstwerk der Zukunft‘ (worunter er das Drama in Verbindung und Mitwirkung aller Künste verstanden wissen will). In diesen Tagen gibt er uns in einer Reihe von Vorlesungen (vor einem kleinen Kreise von Freunden) seine neueste, noch ungedruckte Arbeit ‚Das Wesen der Oper‘, worin er sich auf höchst geistreiche Weise über die Geschichte der Oper, die Entwicklung des Dramas, der Sprache, unserer Lyrik u. s. f. ausspricht und, um es mit Einem Wort zu sagen, den Gedanken ausführt, daß unsere moderne Oper eigentlich kein Kunstwerk, kein Drama sei, sondern daß der wahre Dichter ein solches noch erst schaffen müsse, indem der Musiker erst in zweiter Linie (statt wie bisher als Hauptfaktor) mit dem Tone den Dichter zu vollem wahrem Verständnis und zu voller Wirkung mit allen seinen unendlich reichen Mitteln zu bringen habe, natürlich unter Mitwirkung der anderen Künste. Mehr davon später, da er seine Vorlesung noch nicht geschlossen. Zum Schlusse liest er seinen neuesten, noch nicht komponierten Operntext ‚Siegfried‘, nach dem altnordischen Sagenkreise bearbeitet. Wir kennen es schon; er bringt darin den altdeutschen Stabreim und Sprachaccent wieder zur Geltung gegenüber dem willkürlichen und äußerlichen Reim und Metrum.“

genommen habe, nicht eher nach Hause zu kehren, als ich gewisse Zwecke erreicht und einen bestimmten Abschluß hinter mir habe, was noch immer ein halbes Jahr gehen kann.

Mit herzlichem Gruße Dein

G. Keller.

55. An Hermann Hettner in Heidelberg.

Berlin, 17. Februar 1851.

Lieber Freund! Ein heimwärtsfahrender Student wird von mir benutzt, Ihnen nur einen flüchtigen Gruß zukommen zu lassen und die Stockung unseres Verkehres ein bißchen zu heben.

Vor allem aus muß ich Sie beglückwünschen zu Ihrer Berufung nach Jena, welche ich aus einem Ihrer Briefe an Bachmayr ersehen habe[1]). Zu Ostern werden wir also ein Stück näher gerückt sein. Dann danke ich Ihnen herzlich für Ihren so sehr eleganten und galanten Brief in den „Blättern für lit. Unterhaltung“[2]). Er hat mir große Freude gemacht, und ich kann nur im allgemeinen sagen, daß ich alles wahr und schön gefunden habe. Eine speziellere Beantwortung ward mir leider unmöglich, da ich den Aufsatz nicht zum zweiten Mal mit Muße lesen konnte, indem jene Nummer alsobald aus den Lesekabinetten verschwand und seither nicht erhältlich war. Aus dem gleichen Grunde habe ich auch Ihren Aufsatz über Hebbel, von welchem ich gehört, bis jetzt

[1]) Hettners Berufung nach Jena als außerordentlicher Professor für Kunst- und Litteraturgeschichte war im November 1850 erfolgt. In seinen neuen Wirkungskreis trat er im März 1851.

[2]) S. o. S. 123.

noch gar nicht zu Gesicht bekommen[1]). Denn es ist in dieser Stadt der Intelligenz ungeheuer schwierig, etwas dergleichen zu erhalten, wenn man nicht am ersten Tage des Erscheinens glücklicherweise dazu kommt.

Von Bachmayr weiß ich nichts. Ich habe ihn ein wenig im Verdachte, daß er sich nicht allzusehr um jemand kümmert, wenn man gerade nichts zu seiner dramatischen Carrière beitragen kann, welche er mit allzugroßer Subjektivität verfolgt. Doch wünschte ich sein Stück recht bald mit Bedacht lesen zu können, da ich es nur einmal schnell vorlesen hörte. Indessen hat er mir Stellen aus anderen Stücken rezitiert; auch habe ich ein Lustspiel gelesen, und alles zeugte vom gleichen großen Talente. Dieses ist um so beachtenswerter, als es fast ausschließlich spezifisch dramatischen Charakters ist und nicht etwa eine allgemeine halbpoetische Stimmung. Es thut mir nur leid, daß er wieder in das verfluchte Wien zurück mußte, wo die Leute gar nichts von der Welt wissen. Er ist noch so konfus, daß es notwendig seinen Arbeiten die rechte Klarheit und Bewußtsein etwas rauben muß. Er glaubt blind an Gervinus und Gagern, ist religiös, pantheistisch, demokratisch und konstitutionell, alles durcheinander. Da er nun noch dazu ein gewaltsamer und geräuschvoller, fast aufdringlicher Mensch ist, so fürchte ich, daß dies seltsame Wesen ihm in seinen Angelegenheiten fast mehr schadet, als die Charakterlosigkeit und Dummheit der Theatertyrannen. Er hat in seinem Wien eben nicht Gelegenheit gehabt, sich zu kultivieren, da die Kerle dort alle selbst Quer- oder Dummköpfe sind; um so mehr

[1]) „Hebbel und die Tragikomödie" in den „Bll. f. lit. Unterhaltg." 1851 Nr. 13.

bedaure ich, daß er wieder hin verschlagen wurde. Ich selbst kam indessen gut mit ihm aus, da ich den edlen Kern von diesen äußern Zufälligkeiten zu unterscheiden wußte, und habe ihn recht lieb gewonnen.

Bei Fanny Lewald bin ich erst vor etwa zehn Tagen gewesen; sie gefiel mir gut und war sehr freundlich, so daß ich nun öfter hingehen werde. Sie ist eine wunderliche Person, und es klang mir gar seltsam, als sie erzählte, sie hätte Sie bei ihrem Freunde, dem Großherzog von Weimar, angelegentlich empfohlen als Jenenser Unterthan.

Ich werde mich allgemach hinter die hiesigen Theaterverhältnisse machen und sehen, ob ich mehr Glück finde, als Bachmayr Gerechtigkeit.

Von meinen Produkten schreibe ich Ihnen kein Wort mehr, als bis Sie dieselben in den Händen haben.

Wenn Sie mir gelegentlich schreiben, so berichten Sie mir um Gotteswillen, was die Herren in Heidelberg nun für Gesichter machen, und ob sie sich noch nicht schämen[1])!

Ich habe im Herbste gelesen, daß Hagen[2]) nach Zürich verreist sei, weiß aber nicht, ob infolge einer endlichen Berufung, da ich seit Jahr und Tag keine Nachrichten aus Zürich habe, weil ich auch nicht hinschrieb.

Wollen Sie mich wohl Ihrer verehrten Frau Professorin recht herzlich empfehlen sowie Ihrem hoffentlich munteren Elisabethchen. Auch Herrn Moleschott bitte ich zu grüßen. Ich habe mit Vergnügen Feuerbachs Aufsatz über sein Buch

[1]) Wegen Hettners Weggang; vgl. Ad. Stern, H. Hettner S. 109 ff.

[2]) Der Historiker Karl Hagen (1810—1868), der 1855 nach Bern übersiedelte.

gelesen[1]), dagegen mit Ärger seine neuliche Ausweisung aus Leipzig, doch hinwieder mit Vergnügen, daß er dort seine Heidelberger Vorlesungen drucken läßt.

Die Berliner Theatermenschen werden bald toll vor Dummheit. Sie bringen eine erbärmlichere Novität nach der andern auf die Bühne. Doch befinde ich mich noch immer vortrefflich bei Shakespeare und Weißbier! Ich wohne noch immer Mohrenstraße 6 und bin

Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

56. An Hermann Hettner in Heidelberg.

Berlin, den 4. März 1851.

Lieber Freund! So sehr mich Ihre freundliche Antwort auf meinen jüngsten Brief erfreut und erquickt, war sie mir doch ein Donnerschlag, als ich daraus ersah, daß Ihnen mein Herr Verleger voreiliger Weise Aushängebogen meines Romanes zugestellt hat, ohne wenigstens den Abschluß des ersten Bandes abzuwarten[2]). Dieser Umstand ist es vorzüglich, welcher mich antreibt, Sie schon wieder mit einer Epistel zu bestürmen, um dem mangelhaften und gewiß seltsamen Eindruck, welchen das Fragment auf Sie machen

[1]) Lehre der Nahrungsmittel 1850. Vgl. Ludw. Feuerbachs Briefwechsel und Nachlaß 2, 81 ff. (1874).

[2]) Hettner an Keller, 25. Febr. 1851: „Für Ihre freundliche Zusendung des ‚Grünen Heinrich‘ danke ich herzlichst. Bisher habe ich aber erst die ersten 20 Bogen, die aber gerade hinreichen, mich nach dem Genusse des Ganzen leckern zu machen. Es ist mir innig wohlthuend gewesen, in dieser geräuschvollen Zeit wieder einmal ein stilles liebes Romanleben mit durchleben zu dürfen 2c.“.

muß, vorläufig mit einigen Andeutungen nachzuhelfen, da das Unheil einmal geschehen ist. Doch davon weiter unten.

Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich mit sehnlicher Erwartung dem fertigen Teile Ihrer dramaturgischen Studien entgegensehe[1]) und das nicht sowohl, um Sie nachher eifrig mit meinem konfusen und empirischen Urteile bedienen zu können, als daran meine eigenen dramatischen Lebensgeister ein wenig zu wärmen und unterhalten, da sie durch andere Arbeitsrückstände und Konfusion der Geschäfte immer noch schlummern und brach liegen müssen. Die treffliche Geschichte von dem übel beratenen Rocke, welche Sie mir zu Gemüte führen, läßt mich der Überzeugung leben, daß auch Sie nicht bloß aus äußerlicher oder innerlicher Freundlichkeit ein so ehrendes Zutrauen in mein Räsonnement sowie das vorläufige Lob des „Grünen Henri" aussprechen[2]). Doch schließt dies keineswegs aus, daß Sie dennoch meine Kräfte überschätzen könnten, und ich werde daher meine allfälligen Bemerkungen über Ihre Studien zugleich mit einer Selbstkritik begleiten, damit Sie gleich sehen, daß selbige nicht etwa apodiktisch sein sollen.

Ihre Zweifel an der inneren Berechtigung Ihrer Arbeit sind insofern ganz in der Ordnung, als sie beweisen, daß es Ihnen ernst mit der Sache ist und daß Sie eine wahre

[1]) Hettner an Keller a. a. O.: „Diese Studien habe ich in Gedanken eigentlich an Sie geschrieben, mein teuerster Freund. Es ist kein Wort darin, bei dem ich mich nicht gefragt hätte, ob es wohl Ihre einsichtige Zustimmung erhalten würde."

[2]) Hettner bat Keller um ein rücksichtsloses Urteil über die Studien, damit er nicht wieder vor der Welt bloßgestellt würde, wie es ihm jüngst mit einem Rock gegangen, den er auf Anraten eines Freundes gekauft habe.

Pietät für Ihren Gegenstand empfinden. Dies festgestellt, dürfen Sie dann aber auch um so überzeugter sein von der Berechtigung und dem Willkommensein des Buches; denn wo rechtes Streben und lebendiger Geist zusammenwirken, kann es keinen absoluten Irrtum geben. Ich, der ich mich einstweilen noch, bis auf weitere vielleicht eintreffende Enttäuschung, für einen Produzenten und Experimentator halten möchte, muß Ihnen offen gestehen, daß ich bisher noch keine dramaturgische Arbeit, sei es von Rötscher oder von immer wem, gelesen habe, ohne etwas daraus gelernt zu haben, wenn ich auch über den konkreten Fall nicht einig mit dem Philosophen war. Selbst in dem von Schiefheiten wimmelnden dicken Buche des Herrn Gervinus[1]) habe ich eine reichliche Ausbeute an Anregungen zum Weiterspinnen gemacht. Um wie viel mehr darf sich also die Klasse der Lernbegierigen und Lebensfrohen, welche ich mit repräsentiere, von Ihnen versprechen, der Sie ja unsern anerkannten Bedürfnissen und Grundsätzen, sowie dem Leben der Gegenwart und den Hoffnungen der Zukunft unendlich näher stehen, als alle jene Herren. Doch, abgesehen von allen Eventualitäten, sage ich Ihnen mit aufrichtigem Ernste, daß Ihr Buch nach dem, was ich von Ihnen weiß und von andern täglich lese, das Beste und Bedeutendste sein wird, was in neuerer Zeit geschrieben wurde, und daß ich mir eine äußerst wohlthuende Wirkung davon verspreche in jedem Fall.

Bei aller inneren Wahrheit reichen für unser jetziges Bedürfnis, für den heutigen Gesichtskreis, unsere alten klassischen Dokumente nicht mehr aus, und ich glaube keine krasse

[1]) „Shakespeare."

Dummheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Lessingische Dramaturgie uns mehr in historischer und formeller Hinsicht noch berührt, fast wie sein Kampf mit dem Pastor Götze. Und was ist seither geschrieben worden? Die praktischen, ebenfalls klassischen Erfahrungen und Beobachtungen von Goethe, Schiller und Tieck. Aber diese Leute sind längst gestorben und ahnten nicht den riesenschnellen Verfall der alten Welt.

Es verhält sich ja eben so mit den Meisterdichtungen Goethes und Schillers. Es ist der wunderliche Fall eingetreten, wo wir jene klassischen Muster auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt haben und doch nicht mehr nach ihnen zurück, sondern nach dem unbekannten Neuen streben müssen, das uns so viele Geburtsschmerzen macht. Daß es so lange (? laßt doch der Natur ein wenig Ruhe!) ausbleibt, berechtigt uns zu keinem Pessimismus; sobald der rechte Mann geboren wird, der erste beste, wird es da sein. Und alsdann werden veränderte Sitten und Völkerverhältnisse viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche nicht in dem Lebens- und Denkkreise unserer Klassiker lagen und ebenso einige ausschließen, welche in demselben seiner Zeit ihr Gedeihen fanden. So sehe ich wenigstens die Sache an und begrüße daher jeden Lichtblick mit Freuden, welcher die gegenwärtige Dämmerung durchblitzt. Was ewig gleich bleiben muß, ist das Bestreben nach Humanität, in welchem uns jene Sterne, wie diejenigen früherer Zeiten, vorleuchten. Was aber diese Humanität jederzeit umfassen solle: dieses zu bestimmen, hängt nicht von dem Talente und dem Streben ab, sondern von der Zeit und der Geschichte.

Was die künftige politische Komödie und ihr wahrschein-

liches Hervorgehen aus der jetzigen Lokalposse betrifft, so glaube ich Ihnen schon im vergangenen Jahre etwas darüber gemeldet zu haben. Ich weiß daher nicht, ob ich mich jetzt wiederhole, wenn ich Ihnen meine Ansichten und Vermutungen unmaßgeblich mitteile[1]). Gerade dies ist ein Gegenstand, ein Gebiet, in welches die Klassiker vor fünfzig Jahren noch keine Aussichten hatten, und ich bin überzeugt, daß wenn wir jetzt einen dreißig- oder vierzigjährigen Goethe hätten, ja selbst nur einen Wieland, so würde dieser aus den vorhandenen Anfängen bald etwas gemacht haben. Denn sowohl die Form als die Art des Witzes und seines Vortrages sind neu und ursprünglich. Und was das Beste und Herrlichste ist: das Volk, die Zeit haben sich diese Gattung selbst geschaffen nach ihrem Bedürfnisse, sie ist kein Produkt litterarhistorischer Experimente, wie etwa die gelehrte Aufwärmung des Aristophanes und Ähnliches. Gerade deswegen wird vielleicht ihre Bedeutung von den gelehrten Herren ignoriert, bis sie ihnen fertig und gewappnet, wie die junge Pallas, vor Augen steht.

In der gegenwärtigen Beschaffenheit der Possen ragen vorzüglich zwei wichtige Momente hervor. Das eine ist die freie Willkür in der Ökonomie und die Allegorisierung politischer und moralischer Begriffe, aber in durchaus unsern Zuständen homogener Weise und nicht wie es z. B. Platen in blinder Nachahmung gethan hat. Dadurch wird der für die politische Komödie durchaus nötige göttliche Unsinn und unbeschränkte Mutwillen wieder hergestellt. Das andere Moment ist die Verbindung der Musik mit der Dichtung

[1]) Die folgende Stelle hat Hettner in seinem „Modernen Drama“ S. 177 fast wörtlich abgedruckt.

in den Couplets. Diese hat, wenigstens in ihrer jetzigen Bedeutung, das Wiener Volk mit seinen obskuren Possendichtern erfunden und der Bühne geschenkt, und es ist weiter nichts dazu zu thun, als reinere Poesie und ein tüchtiger Inhalt, welches übrigens für das Ganze ebenfalls gilt.

Die Weihe der Poesie wird von wahren Dichtern, welche den Willen und das Bedürfnis des Volkes darzustellen im stande sein werden, gebracht werden und sicher nicht ausbleiben, wenn der tüchtige Inhalt durch die Geschichte verschafft wird. Gegenwärtig reitet man immer auf dem Philister und seiner Misère herum, welches eben kein poetischer Stoff ist, und auf den Erbärmlichkeiten der jetzigen Politik, insofern die Polizei es erlaubt. Dies ist schon lohnender; jedoch wird der rechte Stoff erst dann vorhanden sein, wenn die Völker frei, geordnete würdige Zustände und wahre Staatsmänner und andere Träger der Kultur vorhanden sind. Alsdann werden auch die Konflikte und Differenzen der Völkerschaften würdiger Art sein und einen tüchtigen Inhalt für eine wahre Poesie abgeben. Denn im Theater über einen Lumpenhund zu lachen, ist nichts Erbauliches; erst wenn wirklich große, aber einseitige Staatsmänner, großartige Dummheiten ganzer Völker, edle Philosophen, die sich in irgend ein Paradoxon hineingeritten haben, Gegenstand des dramatischen Spottes werden, wird auch die Posse eine edlere Natur annehmen können und müssen.

Inzwischen ist es immerhin schon ein bedeutendes Schauspiel, die Bevölkerung einer so pfiffigen Weltstadt, wie Berlin, vor der Bühne versammelt und dem mutwilligen Schauspieler, der ihr seine Anspielungen mit wehmütiger Laune vorsingt, eifrigst lauschen und zujubeln zu sehen.

Bemerkenswert ist auch, daß die Kunst der komischen Darstellung der Dichtung weit vorausgeschritten ist und bereits schon jetzt für eine klassische Komödie beinahe fertig und reif wäre; während in der Tragödie die Darstellung fast ebenso weit hinter den Dichtungen, die wir besitzen, zurückgeblieben ist. Vorzüglich beim Vortrage der Couplets, welche die jeweilige Kritik der Tages-Misère, des politischen und moralischen Unfuges enthalten, exzellieren die Komiker. Sie machen wunderliche und höchst mutwillige Gesten und Sprünge dazu, meistens zwei zusammen; das Werfen der belebten Beine gibt der Satire noch Nachdruck, während das Orchester bei und nach den Refrains durch brummige Paukenschläge, durch einen schrillen Pfeifentriller oder einen lächerlichen Strich auf der Baßgeige den Eindruck noch erhöht und das Gelächter vermehrt. Ich habe lebhaft mitgefühlt, wie in solchen Momenten das arme Volk und der an sich selbst verzweifelnde Philister Genugthuung findet für angethane Unbill, ja wie solche leichte Lufthiebe tiefer dringen und nachhaltiger zu wirken vermögen als manche Kammerrede. Ich führe die Einzelheiten der Darstellung, vorzüglich die Mimik und die Musik, nur deswegen an, damit Sie sehen, wie auch hierin ein wichtiger Lebenskeim für die Zukunft liegt; denn sie bedingen ein inniges Zusammenwirken des Dichters mit den andern Bühnenkünsten und ein Eingehen desselben in die lebendigen Gebräuche. Er wird sich vor unplastischen und unsingbaren Phantasieen hüten müssen, während diese lustigen Schnurren ihm neue Ideen und einen kräftigen Ton angeben werden.

Die Natur dieser Komödie bedingt es ferner, daß vieles in Übereinkunft mit dem ganzen Personal der Bühne und

nach den momentanen Vorkommnissen und Stimmungen der Öffentlichkeit eingerichtet werden muß, und daraus wird wieder etwas Lebendiges und Wahres entstehen. Denn es ist eine Lüge, was die litterarischen Schlafmützen behaupten, daß die Angelegenheiten des Tages keinen poetischen bleibenden Wert hätten.

In Berlin ist es der Dichter Kalisch, welcher das für jetzt Bestmögliche leistet. Seine Sachen werden auf dem Königstädtischen Theater gegeben; allein, wie gesagt, der Inhalt ist halt noch nicht viel wert.

Nun noch einige Worte über den „Henri vert". Ich habe bei diesem Unglücklichen das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigene Jugendgeschichte zum Inhalt des ersten Teiles machte, um dann darauf den weiteren Verlauf des Romanes zu gründen und zwar so, wie er mir selbst auch hätte passieren können, wenn ich mich nicht zusammen genommen hätte. Es kommt nun alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen sei, das Gewöhnliche und jedem Naheliegende darzustellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu sein; und dies ist es, was ich mir vorgeworfen zu sehen befürchte. Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjektivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich sie es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objektiv zu machen und ein Exempel zu statuieren. Desnahen ließ ich auch alles weg, was nicht charakteristisch für den Endzweck des Buches ist.

Ich hatte die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantieen auch ein aufgeklärter und freier Staat wie der Zürchersche für die sichere Erziehung des einzelnen darbiete, heutzutage noch, wenn diese Garantieen nicht schon

in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind, und anderenteils den psychischen Prozeß in einem reich angelegten Gemüte nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationellen Religiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zu Grunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Teil auf äußeres und inneres Erlebnis gegründet, noch weit bedenklicher als die Jugendgeschichte, und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, daß das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte. Und dies wäre mir am Ende genug; denn ich hätte wenigstens den Beweis, daß ich schreiben kann, und könnte diese edle Kunst dann später besser anwenden. Allein gerade bei dem ersten Teil ist es mir höchst unangenehm, daß Sie nur die Hälfte davon gelesen haben, indem derselbe zu seiner Ehrenrettung durchaus abgerundet sein muß. Haben Sie die Güte, mir nach Ihrer Ankunft in Jena bald Ihre Adresse zu schicken, damit Sie dann das ganze Buch erhalten können!

Meine verehrte Gönnerin, die Frau Professor Hettner, bitte ich bis dahin auch noch für den Heinrich wohlgesinnt zu bleiben; er wird sich bald genug schlecht aufführen und dann ihrer Gnade vielleicht verlustig werden.

Ihr immer gleicher Gottfr. Keller.

57. An Wilhelm Baumgartner in Zürich.

Berlin, den 27. März 1851.

Lieber Freund! Ich danke Dir sehrest für Deinen freundlichen Brief, welcher mich in doppelter Weise überrascht hat.

Erstens war er ein anmutiger Vorbote eines Briefes von Alfred Escher und riß mich um einen Tag früher aus der Ungewißheit über die 500 Landsmänner, welche mir unsere Patriarchen wieder votierten. Ich hatte Escher bloß angefragt, ob er meine, daß ich den Staat noch einmal anpumpen könne, und erwartete erst eine Antwort hierüber. Statt dessen stellte er aber sogleich den Antrag und realisierte die Sache. Es fängt aber doch an, mich zu genieren, da ich einen alten und seltsamen Stipendiaten vorstelle und es bei unseren kleinen und knappen Verhältnissen noch nie vorkam, daß man einen im Alter schon vorgerückten Kunstmenschen reisen ließ.

Zweitens hat mich Dein Brief auch sonst aufgeheitert, und ich sehe nun ein, daß ich mit meinen misanthropischen Grillen im Unrechte war. Es war indessen nicht sowohl Deine Faulheit im Schreiben, welche ich an mir selbst genugsam kenne, als andere Zeichen, aus welchen ich eine Erkältung zu erkennen glaubte. So als z. B. der junge Boßhard vom Café litéraire nach Berlin kam, ich ihn angelegentlich nach allen Stammgästen und Freunden fragte und er auch nicht von Einem einen Gruß an mich zu bestellen hatte. Ich setzte nämlich voraus, daß sowohl seine Reise als meine Anwesenheit in Berlin bekannt wären. Indessen habe ich wirklich einige bittere Erfahrungen gemacht, doch glücklicherweise nur an Leuten, bei denen es sich verschmerzen läßt.

Dann habe ich auch den eigentümlichen Unstern, daß man mir oft Vorwürfe über den Mangel an Nachrichten macht und mit einem kleinen mageren Briefe einen großen und dicken von mir herauslockt, in welchem ich ganz gemütlich krakehle wie ein Kind; wenn man aber die Beute hat, so läßt man mich säuberlich wieder sitzen und gibt seinerseits kein Lebenszeichen mehr. Doch genug hievon.

Du und Ruff, welcher mir letzthin auch geschrieben hat, haben sich von aller Sünde gereinigt, und ich ermahne Euch nur zu fernerem Wohlverhalten, als zu welchem ich mich hiermit auch verpflichte, da ein vernünftiges Wort zwischen alten Freunden am Ende das Beste ist im Wechsel des Lebens und ich leider noch einige Zeit fern bleiben muß. Dabei müßt Ihr bedenken, daß derjenige, welcher allein in der Welt herumfährt, weit schlimmer daran ist, als die, welche gemächlich zu Hause sitzen und die Köpfe zusammenstecken können.

Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluß an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, daß Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus eben so schöne und sentimentale

Reden führen, wenn dies einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit u. s. f.; und diejenigen Tröpfe, welche immer von höheren Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen im stande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als „höhere" Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompleten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich thun, sobald sie über dem Rubikon sind. Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich, und doch ein eifriger Deist ist, so wie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottsnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen.

Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken; und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden, als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu

durchdringen und zu erfassen befähigt bin. Jedes dramatische Gedicht wird um so reiner und konsequenter sein, als nun der letzte Deus ex machina verbannt ist, und das abgebrauchte Tragische wird durch den wirklichen und vollendeten Tod einen neuen Lebenskeim gewinnen.

Mein alter unsterblicher Roman, „Der grüne Heinrich", ist endlich so weit gediehen, daß der erste Band gedruckt ist. Ich weiß noch nicht bestimmt, ob ich aus dem Reste einen oder zwei Bände machen werde, ob also das Ganze zwei- oder dreibändig sein wird; dies wird sich jedoch nächstens während des Druckes entscheiden. Ich habe nur selten an dem Buche, welches indessen ein ganz anderes als das ursprünglich angelegte geworden ist, geschrieben, da ich auch in Rücksicht auf meine Staatsunterstützung etwas lernen mußte und vorzüglich auch dramaturgischen Studien und Projekten nachhing. Der Verleger behauptet nun, die Versendung für diese Ostern sei nun wieder verspätet, und müsse man den Herbst abwarten. Indessen werde ich jedenfalls bald Exemplare nach Hause und anderweitige Freunde befördern.

Einen Band Gedichte, den er schon seit Neujahr in Händen hat und dessen erste sechs Bogen auch gedruckt sind, läßt er nun ebenfalls liegen, wahrscheinlich weil er beide Opera zusammen verbreiten will. Dies ist ärgerlich; indessen hat er mir das Honorar bezahlt, und ist selbiges in diesem verdammten Sandhaufen Berlin schon spurlos versiegt.

Dr. Escher schrieb mir, er wolle diese Produkte, wenn ich sie geschickt hätte, den Behörden vorlegen. Ich weiß aber nicht, welchen Eindruck dieselben machen werden, da meine Feuerbachischen „Muggen" deutlich daran herumschwirren, obgleich durchaus anständig und gemessen. Ich befürchte fast,

es könnten von übelwollender Seite etwa spöttische Vorwürfe laut werden, daß man ein solches Kräutlein gepflegt und genährt habe. Schreibe mir doch Deine Ansicht hierüber, ohne indessen einstweilen davon zu sprechen!

September 1851.

Endlich, nach halbjährigem Unterbruch, will ich doch an die Beendigung dieses Briefes gehen und das alte Blatt beibehalten, obgleich der Inhalt desselben nun teilweise überlebt ist. Ich glaubte dazumal um diese Zeit selber wieder unter Euch zu wandeln und gelegentlich einen Schoppen mitzutrinken; allein meine Verbannung von der Heimat wird noch ein paar Monate andauern und zwar so, daß ich den Tag der Heimkehr noch gar nicht bestimmen kann. Denn ich möchte nicht nur einen etwelchen Erfolg als Resultat der gehabten Kosten mit nach Hause bringen, sondern ich muß auch trachten, mit demselben etwas klingende Bewaffnung zusammenzuraffen, um nicht während meines ersten Aufenthaltes in Zürich gleich wieder mich so miserabel und geldlos umher zu treiben. Dies alles hoffe ich durch meine dramatischen Arbeiten zu bezwecken. Ich habe erst in den letzten Monaten einige gute Bekanntschaften gemacht, durch welche ich leicht an den jetzigen Intendanten der kgl. Bühnen gelangen kann. Meine neuen Freunde wollen ihm ein Lustspiel von mir, das nächstens fertig sein wird[1]) oktroyieren; und wenn es einigermaßen stichhaltig ist, so wird die Aufführung im Schauspielhause nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, zumal das wunderliche Lesekomite des Professor Rötscher und Konsorten, an welches ich früher zu gelangen dachte, nun umgangen wird; denn der

[1]) „Jedem das Seine".

neue Intendant[1]) hat den Konstitutionalismus, als ehemaliger Gardelieutenant, abgeschafft. Ein zweites Lustspiel ist schon angelegt[2]), dagegen ein Trauerspiel, das ich früher großenteils fertig hatte, zurückgestellt, da man mit Lustspielen für jetzt besser ankommt. Habe ich mich einmal durchgebissen, so werde ich schon meinen eigenen Weg gehen und meine ernsteren dramaturgischen Studien anwenden. Die Not lehrt Einen leider klug sein.

Doch bitte ich Dich diese Projekte und Aussichten einstweilen noch zu verschweigen, da ich nicht immer Lärm schlagen mag, ehe die alten Schüsse einmal aus der Flinte sind. Roman und Gedichte, beide schwach und für mich schon überlebt, werden im Oktober verschickt werden. Wenn ich nicht das Honorar so notwendig gebraucht hätte, so würde ich dieselben ganz zurückbehalten haben. Doch mögen sie zur anderen verlorenen und mit Dummheiten zugebrachten Zeit zum Teufel gehen! Ich schaue nur nach vorwärts und bin einzig bedacht, mit mehr Verstand aus dem Stückchen Leben, das noch bleibt, herauszuschlagen, was möglich ist, und einen guten Namen aus der jämmerlichen Staubwolke herauszusalvieren.

Wenn ich in Berlin mit einem Stücke reüssiere, so bin ich für einige Zeit geborgen, da dies für die meisten kleineren Theater maßgebend ist. Doch habe ich noch eine kritische Zeit bis dahin durchzuwaten, besonders da das eingangs dieses Briefes empfangene Stipendium nun glücklich aufgebraucht ist. Doch thut dies nichts zur Sache; bin ich einmal aus dem Dreck heraus, so werde ich mich freuen, eine

[1]) Herr von Hülsen.

[2]) Wohl „Die Rothen".

gute Zeit an Wind und Wetter gestanden zu haben. Denn meine Maxime ist geworden: wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten[1]). An sonstigen leidenschaftlichen Erregungen hat es mir auch nicht gefehlt, und dies alles hat mich vor dem geistigen Philistertum bewahrt, welches manchem näher sitzt, als er glaubt und mich wenigstens schon ganz artig umsponnen hatte.

Richard Wagner habe ich schon in Heidelberg in seinen ersten Schriften kennen gelernt und seither alles mit großem Interesse verfolgt, was ich von ihm erfuhr, z. B. den Aufsatz von Liszt über ihn. Sein Schriftchen über „Ein Theater in Zürich" habe ich mir kommen lassen und mit Freuden gelesen; und obgleich es leider zunächst nicht viel Folgen haben wird, so hat es doch meine schon früher gefaßte Hoffnung bestärkt, daß ich, nachdem ich mir in Deutschland vielleicht einigen Erfolg und Erfahrungen erworben haben werde, zu Hause nicht ganz abgeschnitten sei, sondern ein Feld zur Wirksamkeit in vaterländischer Luft finden dürfte. Ich bin mit dem Schriftchen ganz einverstanden, nicht so mit den letzten Konsequenzen von Wagners Ideen über die Kunst der Zukunft. Es versteht sich allerdings, daß alle Künste dereinst noch in größerer Harmonie als jetzt im Drama aufgehen werden, und gewiß auch die Masse, das Volk selbst, sich beteiligen und selbst verklären wird durch die Kunst; allein daneben wird immer das entschiedene Bedürfnis individueller Virtuosität im einzelnen bestehen bleiben; das lyri-

[1]) „Il faut pour réussir, qu'un artiste ait le diable au corps." Voltaire.

sche Gedicht, das Staffeleibild (mit Kupferstich ꝛc.) und alle solche Dinge entsprechen einer bestimmten und vorhandenen Gemütslage und Fähigkeit. Überdies ist das gemalte und in Marmor gehauene Fleisch des menschlichen Körpers sowie die ganze Gestalt etwas himmelweit Verschiedenes von der Natur, und in dieser Verschiedenheit ist es Selbstzweck. Die schönsten Menschen mögen in den durchdachtesten Gruppen zusammentreten, so ist es immer nicht das, was man im gemalten oder plastischen Werke sucht und findet. Indessen die Historienmalerei ist immerhin preiszugeben, insofern sie nach bisherigem Usus nur arrangierte Szenen darstellt, die allerdings eher dem Theater anheimfallen.

Ich ersehe aus Deinem Briefe, den ich wieder hervorgesucht, daß Du behaglich und sicher gestellt bist und lebst. Um so eher wünsche ich, daß nun auch bald die Erfüllung Deiner höheren Interessen hinzutritt.

Kann Dir denn Herr Wagner nicht zu deutschen Verlegern helfen? Ich habe in Berlin die Gelegenheit benutzt und habe viele Konzerte besucht; allein mein musikalisches Urteil ist noch ziemlich auf dem alten Punkte, da ich seither keinen Umgang mit Musikern hatte. Hingegen bildende Künstler lernte ich sehr tüchtige kennen und erfreue mich ihres Umganges. Die Oper mußte ich leider vernachlässigen; da ich mein Geld auf den häufigen Besuch des Schauspieles verwenden muß, so habe ich weder den „Propheten“ noch irgend ein anderes Stück der Neuzeit gesehen und beschränkte mich darauf, die berühmtesten alten Sachen von Gluck und Mozart kennen zu lernen. Im Schauspiel aber habe ich, begünstigt durch die Marotten der hiesigen Herren, der Reihe nach alle Dichtungen von Shakespeare, Goethe, Schiller und

viel französisches Lustspiel aufführen gesehen, was meiner Erfahrung zu gute kam, so wie ich ausgezeichnete Gäste sah und mit der Rachel, die zwei Mal hier war, das französische Wesen und zugleich eine geniale Gestalt studieren konnte.

Die Berliner Schauspieler sind ohne Genie und bewegen sich, mit seltenen Ausnahmen, in langweilig anständiger Mittelmäßigkeit. Doch sind sie in der Komödie noch ganz gut gebräuchlich. Es ist mir von der Intendanz aus erst jetzt ein Freibillet angeboten worden als einem strebenden Jüngling; allein ich nahm es nicht mehr an, da ich doch öfter hingehen müßte und ich gerade jetzt nicht mehr Zeit habe und mit meinen eigenen Produkten zu sehr beschäftigt bin. Ich habe eine mäßige Reihe von Stoffen, sowohl komische wie tragische, die ich durchführen will. Doch sind diese Sachen nicht das, was ich für das Absolute, auch in Hinsicht meiner persönlichen Verhältnisse, halte: vielmehr betrachte ich sie für eine Übergangsthätigkeit oder einen Anfang, da einerseits ich selbst noch nicht bei der höchsten Erfahrung, deren ich mich fähig glaube, angelangt bin, und man andrerseits nicht wissen kann, welche Forderungen die kommenden Jahre durch ihre geschichtliche wie wissenschaftliche Entwicklung, beide nicht vorauszusehen, aufstellen werden. Inzwischen habe ich mir die größte Einfachheit und Klarheit zum Prinzip gemacht: keine Intrigue und Verwicklung, kein Zufall u. s. f., sondern das reine Aufeinanderwirken menschlicher Leidenschaften und innerlich notwendige Konflikte; dabei möglichst vollkommene Übersicht und Voraussicht des Zuschauers alles dessen, was kommt und wie es kommt; denn nur hierin besteht ein wahrer und edler Genuß für ihn.

Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe;

denn das Volk ist mir zuwider. Im Winter frequentierte ich einige Zirkel z. B. den der Fanny Lewald, fand aber das Treiben und Gebaren der Leute so unangenehm und trivial, daß ich bald wieder wegblieb. Hingegen gibt es treffliche Leute, die im Stillen leben und nicht viel Geräusch machen, sowie auch überhaupt hier Einem immer etwas anfliegt, was man in den kleinen Städten Deutschlands nicht hat. Ein reger geistiger Verkehr, mag er noch so verkehrt sein, regt den Einzelnen immer vorteilhaft an. Doch sehne ich mich recht herzlich einmal nach Hause und wünsche Berlin zum Teufel. Besonders die vielen Festtage des vergangenen Sommers im Vaterlande haben mir oft Heimweh gemacht.

Ich würde bei dieser Gelegenheit gern meine Gedichte und Roman mitschicken; allein ich habe sie nicht und weiß nicht, warum der Verleger sie nicht schickt. Von letzterem besitze ich nur den ersten und zweiten Teil und will daher noch warten. Ich lege einige Fetzen der Gedichte bei, die gerade bei der Hand sind. Doch, wie gesagt, es sind alte Sachen, und ich bin mit vielen Schmerzen ein ganz anderer Mensch und Litterat geworden, als dort ersichtlich. Ich mußte die frühere Gedankenlosigkeit und Faulheit büßen, besonders die Zeit, die ich in Zürich verlümmelt habe. Doch war auch meine Isolierung viel schuld; denn es galt in Zürich nicht für guten Ton, litterarische und poetische Bestrebungen gründlich und wohlwollend zu durchsprechen.

Obgleich das fortwährende Ästhetisieren à la Flugy auch zu nichts führt, so ist das entgegengesetzte Extrem doch nachteilig. Die Freunde aber, wie Follen, Schulz, Eßlinger u. s. w. waren doch eigentlich nicht au fait unserer jetzigen Bedürfnisse;

wenigstens erinnere ich mich nicht eines eingreifenden und fruchtbaren litterarischen Gespräches, das auf mich einen Eindruck gemacht hätte. Freilich absorbierte die verfluchte Kannegießerei dazumal alles. Ad vocem Politik muß ich doch bemerken, daß die Berner Geschichten recht lausig und langweilig aussehen. Ich muß hierin das Verhalten der „Eidgenössischen“ und „Zürcher Zeitung“ beloben, in der Hoffnung, beide Blätter werden den „Neuen Schweizerspiegel“ aus St. Gallen, dessen Resümé ich in der „Zürcher Zeitung“ bis anhin las, gehörig abweisen. Wenigstens der Militärpunkt ist mir verdächtig, wie ihn Baumgartner[1]) bespricht. — Wenn die Schweizer wüßten, was das alles für schreckliche Esel sind, die in Berlin und Wien ꝛc. immer die Interventions-Gerüchte machen, so würden sie gar keine Notiz davon nehmen. Überhaupt darf man nach meiner Überzeugung versichert sein, daß, wenn die reaktionären Mächte etwas mit der Schweiz anfangen wollen, sie dies ganz plötzlich und ohne vorheriges Geräusch thun würden, und am wenigsten jene alten Waschweiber davon unterrichtet sind. Auf die Leitartikel der ministeriellen Organe kommt es auch nicht an; denn die Harmonie zwischen Wort und That, zwischen heute und morgen, zwischen dem angestellten Redakteur, dem Minister und dem Regenten u. s. f. ist in jenen Verhältnissen hinlänglich bekannt.

Noch habe ich eine Bitte an Dich, insofern es angeht, was ich Deinem Urteile anheimstelle. Man hat mir von Jena aus geschrieben, daß Heinrich Simon, der Ex-Reichsregent, das Bürgerrecht in unserm Kanton erwerben möchte

[1]) Der St. Galler Staatsmann, der Verfasser des „Schweizerspiegels“.

und daß derselbe es zu seinen Zwecken nützlich erachte, wenn entweder in der Presse oder bei der Regierung es gelegentlich gesagt würde, daß er in seiner Heimat als ein durchaus ehrenfester und unbescholtener Charakter geachtet sei[1]). Ich wurde ersucht, meinerseits auch so viel möglich dahin zu wirken. Ich kann nun allerdings, so weit und viel ich hier höre, bestätigen, daß Simon in seinem bisherigen Vaterlande der größten Achtung genoß. Vielleicht kannst Du dem Freund Spyri[2]) es beibringen, daß er, im Fall Simons Bewerbung zur Sprache kommen sollte, in seiner Zeitung irgend eine Bemerkung oder Phrase beifügt, was er vielleicht um so eher thäte, als er sich immer nobel in der Flüchtlingsfrage gezeigt hat. Er könnte nur sagen: „Wie wir hören, oder so viel bekannt, wäre Herr Simon ein durchaus ꝛc. ꝛc." So weit habe ich nun meiner Verpflichtung gegen die Jenenser Freunde genügt und damit basta!

Grüße mir alle Bekannten, Sulzer, Spyri, Dubs, Meyer, Knieper, wo möglich den Rötheli-Weidenmann, wenn Du ihn siehst, den Sali Tobler[3]) ꝛc. Dem Ruff schreib ich

[1]) Hettner fragte Gottfried Keller am 12. September 1851 an, ob er dem Reichsregenten Heinrich Simon das Züricher Bürgerrecht vermitteln könne. Heinrich Simon (1805—60) der seit 1848 in der Schweiz lebte, siedelte im Herbst 1851 von Mariafeld bei Meilen nach der nahegelegenen Stadt Zürich über, wo ihn das Breslauer Urteil wegen Hochverrathes traf. Er erhielt dann im Juli des nächsten Jahres einen Schweizerpaß; vgl. J. Jacoby, Heinrich Simon 2, 149.

[2]) Bernhard Spyri, damals Redacteur der „Eidgenössischen Zeitung", der spätere Stadtschreiber von Zürich.

[3]) Heinrich Weidenmann, zubenannt „Rötheli" (der Rote), zweiter Staatsschreiber in Zürich. — Salomon Tobler (1822—54), Sohn des gleichnamigen Dichters, studierte in Zürich und Leipzig Medizin, nahm 1854 beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges Dienste als Militärarzt und ist im gleichen Jahr an der Cholera in Batum gestorben.

selbst. Was macht denn Flugy? Hat er sich noch nicht von seinem verrückten „Cardenio" erholt? Ist Walder schon Oberstlieutenant? Schreibe mir doch einige Klatschereien! Es ist gewiß manches passiert! Gewiß hat etwa eine Jungfrau, hinter der man es nicht gesucht hätte, ein uneheliches Kind bekommen mit einem Schafskopfe — — — Auch berichte mir, ob Du immer noch damit umgehst, Deine Jungfernschaft zu opfern, und ob die Slimora Reiser nicht zu diesem Zweck wieder nach Zürich komme? Oder hast Du vielleicht ernstlich „gewählt" oder „gefunden" und gedenkst Deine Lektionsgulden mit Methode durchzubringen, mit Frau und Kind?

Wenn Du trotz meiner Felonie mir doch wieder schreiben willst, so thue es bald, da ich nicht weiß, wie lange ich noch in meiner jetzigen Wohnung oder überhaupt in Berlin bleibe.

Mit tausend Grüßen Dein alter

Gottfr. Keller.

58. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 16. April 1851.

Lieber Hettner! Sie haben mir durch Übersendung Ihres trefflichen Manuskriptes eine große Freude bereitet, und ich danke Ihnen auf das wärmste dafür[1]). Fast bedaure ich, daß der Genuß ein so einseitig egoistischer war

[1]) Gemeint sind die dramatischen Studien, unter dem Titel „Das moderne Drama" 1852 erschienen. „Hie und da — schreibt Hettner am 25. März 1851 — werden Sie die Benutzung Ihrer lieben Briefe finden. Verzeihen Sie es! Ich mochte nicht mit Kupfer bezahlen, was Sie mir in Gold eingehändigt hatten."

und ich Ihnen nicht wenigstens mit einigem gegründeten Tadel nützen und vergelten kann. Ich weiß nicht, liegt es an der durchgehenden Vortrefflichkeit Ihrer Schrift, oder meinerseits an einem Mangel an höherer Übersicht und Belesenheit, daß ich wirklich mit dem besten Willen nichts zu sagen weiß. Der beste Ausweg wird der sein, daß unsere Ansichten und Erfahrungen zu gleich sind, als daß sich eine erhebliche Bemerkung entwickeln könnte. Beim Beginne der Lektüre glaubte ich mehr Eingehen in das eigentlich Poetische beanspruchen zu müssen, habe mich aber alsobald bekehrt durch die Klarheit und den festen Verlauf Ihrer Schrift selbst. Ich habe demzufolge dieser Privatliebhaberei für das sogenannt spezifisch Poetische den letzten Abschied gegeben, indem ich fühlte, daß sie rein als Sache des produzierenden Individuums vorausgesetzt werden muß und nicht zur prinzipiellen Verhandlung gehört. Diese kindliche Freude an der wunderlichen Situation und an der poetischen Ausführung hat die Stürmer und Dränger und nachher die Romantiker bestochen und ihren kritischen Blick verwirrt, so daß wir noch jetzt an den letzten Narrheiten zu dauen haben. Die wunderbare und gewaltige poetische Ausführung in den Historien des Shakespeare hat die Leute verführt, daß sie das Ganze für muster- und endgültig hielten, und die nachherigen Täuschungen verursacht, indem es sich erwies, daß gerade diese Ausführung so wenig wieder erreicht werden konnte, als der Schillersche Idealismus von den Jambenmachern eingeholt wurde.

Ihr Buch entwickelt sich sehr schön und lehrreich durch das Wesen der historischen Tragödie hindurch bis zum bürgerlichen Trauerspiele und findet sich zuletzt in diesem wieder

auf der Höhe der wahren Geschichte. Schneidet schon der Abschnitt über die bürgerliche Tragödie tief in unsere Gegenwart ein, so verspreche ich mir um so mehr von der „Ökonomie der tragischen Kunst" die beste Wirkung. Es ist hier kein Wort, das sich nicht geltend machen wird; freilich werden viele Herren sich wundern, daß alles so einfach und natürlich scheint und doch von keinem gemerkt worden ist in der allgemeinen Gedankenlosigkeit. Ungeheuer begierig bin ich, was Ihre köstliche Besprechung des „Erbförster" für Gesichter produzieren wird. Hier ist doch Grund vorhanden, sich ein wenig zu schämen. Ich freue mich sehr auf den übrigen Teil Ihrer Arbeit; hoffentlich werden Sie das Ganze bald herausgeben.

Nur Einen unmaßgeblichen Wunsch habe ich auf dem Herzen, betreffend den historischen Cyklus oder auch die Trilogie. Ich möchte nämlich (d. h. nur in diesem bescheidenen Briefe), daß Sie die Zulässigkeit desselben nicht unbedingt und für alle Zeiten verwerfen. Wenn wir von den zu erwartenden großen Dichtern der Zukunft sprechen, so setzen wir natürlich auch größere Zustände und eine gewaltige Geschichte voraus, was uns zwingen wird, zugleich auch ein gebildetes und bewußtes Volk anzunehmen. Alsdann, glaube ich, könnte da oder dort der Fall eintreten, wo ein Volk oder ein Stamm ein solches mit seinem eigensten Sein durchwebtes Stück ruhmvoller Geschichte, getragen von großen Personen oder Ereignissen, durchlebt hätte und es zugleich mit seinem ganzen Gemüte empfände, daß der dramatische Abschluß und die poetische Verklärung ihm ein Bedürfnis wäre. Dies Volk hätte dann gewiß so viel Bildung und geistige Ausdauer, daß es entweder einen solchen sein eigenes

Schicksal kristallisierenden Cyklus entweder an hohen Festtagen nach einander aushalten, oder sich bei jedem einzeln gegebenen Teile orientieren könnte, indem ihm das Ganze immer geläufig wäre. Es kann natürlich nicht die Rede sein von einem grundsätzlichen und schulmeisterlichen Verfahren, sondern nur von der Berechtigung des einzelnen vorkommenden Bedürfnisses. Dieses Bedürfnis würde nur da ganz hervortreten, wo eine Nation durch die behandelte Geschichte große errungene Wahrheiten und einen schönen Triumph über sich selbst wie über ihre Feinde im konzentrierten Lichtbilde genösse. Wo nun eine Monotragödie nicht ausreichte, müßte eben der Cyklus herhalten; denn ich würde mit Liebe ausgeführte Abschnitte einem gewaltsam zusammengepreßten und allzu symbolischen Dichtwerke vorziehen, welches auch weniger im Sinne des Volkes liegt. Doch ist dies alles noch in blauer Ferne, und ich möchte einzig ein theoretisches Schlupfloch nicht ganz verstopft wissen, welches übrigens durch ein glänzendes Faktum bald wieder eingestoßen ist.

Den Melchior Meyr, über den Sie sich mit Recht so mokieren, habe ich öfter in der Gesellschaft gesehen: er ist ein Intimikus von Rötscher, und es wird nächstens ein „Franz [Hans] von Sickingen" von ihm hier aufgeführt, welcher nach der Aussage seiner eigenen Freunde ein pures Schulmeisterwerk sein soll. Er sieht auch gerade nicht aus wie ein Poet. Bachmayrs Stück ist endlich zu haben, und ich werde es dieser Tage kaufen und mit großem Interesse lesen.

Ich lese jetzt den Schiller-Körnerschen Briefwechsel (nachträglich!) und ergehe mich daher in den Gegenden, die Ihnen zu Ihrem künftigen Wirkungskreise angewiesen sind. Mögen die freundlichen Geister Sie freundlich umschweben

und segnend an der Grenze entgegenkommen, wenn Sie dieser Tage Ihren Einzug halten, wozu ich herzlich Glück wünsche!

Mit nochmaligem Danke empfehle ich mich feierlichst Ihrer ganzen verehrten Dreifaltigkeit.

Ihr

Gottfr. Keller.

Es wird nicht mehr lange dauern, bis ich Ihnen endlich jenes erste Trauerspiel senden werde. Überhaupt bitte ich Sie an die Unvermeidlichkeit jedes meiner angekündigten Produkte zu glauben, wenn das Fatum den unglücklichen Leser auch noch so spät einholt!

59. An Hermann Hettner in Heidelberg[1]).

Berlin, den 29. August 1851.

Soeben, liebster Hettner, empfange ich Ihre Zeilen, welche mich bei ähnlichen Gedanken, die ich seit einigen Tagen über unsere Verabredung hegte, betrafen. Also einstweilen die Nachricht, daß ich allerdings noch in Berlin bin, und zwar immer in der alten Wohnung und auch hierselbst verbleiben werde bis zum Spätherbste, da ich endlich hier, schon im Begriffe, mich davon zu machen, noch gute neue Freunde und Bekannte gefunden und mich entschlossen habe, in Berlin den Grundstein zu meiner restaurierten poetischen Carrière zu legen.

[1]) Das Original dieses Briefes befindet sich in der reichen Autographensammlung von Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin. Dem verehrten Herrn Verleger danke ich für die freundliche Mitteilung einer Abschrift.

Aus verschiedenen Rücksichten ist es mir unmöglich, Ihrem lockenden Vorschlage einer Thüringerreise zu entsprechen; hauptsächlich verhindert mich die Arbeit. Ich habe unerwartet einen Seitenpfad, einen bedeckten Schleichweg in die Flanken des jetzigen Theaterintendanten gefunden, mit Umgehung des furchtbaren Rötscherschen Vorwerkes, und werde den guten Mann mit einem soeben fabriziert werdenden Lustspiele überfallen. Wenn alles gut geht, so kehre ich im Winter, nach einem Besuch in der Schweiz, wieder hieher zurück und suche mich dann, zu vermehrter Übung, einigermaßen am Theater festzusetzen, wo sich für unsern Bachmayr dann vielleicht auch etwas thun läßt. Ich habe mit Vergnügen Ihren Aufsatz gelesen. Schon längst habe ich auch einen in petto, weiß aber nicht, wohin damit, da mir alle die Notabilitäten der Blätter gleichgiltig oder feindlich scheinen. Zudem kann ich meinen Namen nicht darunter schreiben, da ich, selbst bald mit mehreren Produkten hervortretend, nicht vorher als herausfordernder Rezensent auftreten kann und mag.

Diesen Herbst soll es mit mir endlich vorwärts gehen. Ich kann fast nicht mehr atmen in der alten verdorbenen Atmosphäre der Vergangenheit und freue mich auf ein wohlgemutes, rasches und anspruchsloses Produzieren von Lust-, Trauer- und allen möglichen Spielen; denn es ist meine Überzeugung, daß man nur durch harmlose und nicht grüblerische Arbeit, mit welcher man nicht den Himmel stürmen soll, endlich zu etwas Gesundem und Glücklichem gelangt.

Ich habe seitdem die „Judith“ von Hebbel gesehen von seiner Frau (ich glaube, ich saß im Parkett neben ihm, wenn mich nicht einige Zeichen und Symptome trügen), und er

machte mir großen Eindruck. Es ist ein ganz gewaltiges und tiefes Stück, wenigstens soviel ich darunter verstand; dies Ringen der Vorweltmenschen mit den Göttern und dem Gotte, die sie in ihrer Naturwüchsigkeit sich geschaffen, ist ein majestätisches Schauspiel. Ich dachte fortwährend an Feuerbach, und wie der einfache und klare Gedanke, dessen allseitige Ausführung seine Lebensaufgabe ist, sich so schön bewährte, daß man ihn überall anwenden kann, in der Kirche, wie im Theater und auf dem Markte, im Sprüche beschriebenen Mausoleum der Berliner Könige wie in ihrer Schloßkirche und auf dem Perron der Bahnhöfe, wo Friedrich Wilhelm seine Reden hält.

Ich lebe jetzt in einem angenehmen Kreise einiger geistreichen Leute, einiger Kaufleute, Beamte und Privatgelehrte, ruhige und solide Männer von freier Gesinnung, obgleich sie nicht mit einer Partei gehen. Die Hauptbekanntschaft ist jedoch der Dichter Scherenberg, welcher das Epos „Waterloo" gemacht hat und nun ein großes Epos über Friedrich den Großen macht[1]). Er ist ein ganzer und voller Dichter, fast fünfzig Jahr alt, aber von jungem Herzen. Er hat sich nach vielen Schicksalen erst jetzt Bahn gebrochen. Der Gegenstand seines Gedichtes wandte ihm natürlich die Aufmerksamkeit und die Gunst des Treubundes und der spezifischen Preußen zu, so daß auf demokratischer Seite und auswärts das Vorurteil herrscht, als wäre er selbst ein Treubündler. Dem ist aber nicht so. Er läßt die Leute machen. Wrangel und andere Generale besuchen ihn in seiner einfachen Wohnung, aber er geht nirgends hin und lebt ganz frei und still für sich.

[1]) „Leuthen" (1852 gedruckt).

Ich bin überzeugt, daß dieser Mann einer der größten Poeten der nächsten zwanzig und letzten zwanzig Jahre ist. Er hat viel dramatische Einsicht und Erfahrung, und wahrscheinlich werden wir einige Zeit zusammen halten und arbeiten, wobei es noch zu statten kommt, daß ihm hier die Thüren offen stehen. So geht es in der Welt!

Doch bitte ich Sie, diese Projekte noch geheim zu halten, vorzüglich weil ich nicht immer über ungelegte Eier gackern mag, ehe die alten einmal in der Welt sind.

Ich sehe einem weiteren Briefe und bald Ihren dramaturgischen Studien entgegen.

Haben Sie keine Lust, sich Berlin wieder einmal anzusehen? Kennen Sie einen Dr. Widmann in Jena, der einen Roman „Tannhäuser" geschrieben hat[1])? Es wird unter meinen Bekannten viel von ihm gesprochen und er intressiert mich gewisser Antezedenzien wegen. Was thut er dort und für was gilt er?

Also viele Grüße und Empfehlungen von Ihrem

Gottfr. Keller.

60. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, [18.] September 1851.

Lieber Hettner! Vorerst wünsche ich Ihnen und Ihrer geehrten Frau Gemahlin herzlich Glück zu der abermaligen Bereicherung Ihres Hauses und um so mehr, da es ein

[1]) Über Widmanns „Tannhäuser" (1850) vgl. Th. Fontane, Christian Friedrich Scherenberg S. 97. Der Held des Romans ist Friedrich Rohmer; Widmann selbst porträtiert sich in der Figur des Marcell.

glückverheißender Stammhalter ist[1]). Die altherkömmlichen und einfachen Namen, die Sie Ihren Nachkommen geben, erquicken einen besonders in Berlin, wo in den Theezirkeln, wenn von den Kindern der Geheimräte die Rede ist, die Luft von lauter Huldas, Ottomars und Tankreden geschwängert ist. Amalien und Emilien sind hier bereits dem untersten Proletariat angewiesen; Beatrix und Lothar halten sich noch mit Mühe im Mittelstande.

Den Aufsatz über Bachmayr habe ich nach Ihrer Anleitung Herrn von Rochau zugeschickt, und er ist gestern mit einigen ärgerlichen Druckfehlern erschienen[2]). Übrigens ist es ein flüchtig gemachter Auszug der größern frühern Arbeit, die ich in ihrem Umfange nicht der „K[onstitutionellen] Z[eitung]" übergeben konnte.

Ich denke, Sie sind jetzt aus dem Walde zurück und hoffe, daß Sie viel Heiteres und Gutes erlebt haben. Hoffentlich werden Sie ungeachtet Herrn von Rochaus Entfernung von Berlin doch noch hieher kommen. Ich bin immer zu Ihrer Disposition, doch, da es Ihnen nichts verschlägt, in der ersten oder zweiten Woche des Oktober noch freier als im September.

Mein Lustspiel betreffend hat sich seither noch ein zweites hinzugefunden: Stoff und Plan sind aber ganz einfach und harmlos und besser zu mündlicher Mitteilung geeignet[3]).

[1]) Felix Hettner.

[2]) Dieser Aufsatz von G. Keller über Bachmayrs „Trank der Vergessenheit" erschien in der „Konstitutionellen Zeitung" vom 19. September und ist wieder abgedruckt in den Nachgelassenen Schriften S. 165 ff.

[3]) Hettner an Keller, 29. August 1851: „Der Gedanke, daß Sie frisch und lustig produzieren und nächsten Winter auf dem Berliner

Inzwischen mache ich einige historische Studien zu einem Trauerspiele; denn ich möchte mich so einrichten, daß es mit nächstem Neujahr rasch nach einander losgeht, da ich von der Zweckmäßigkeit frisch fortgesetzter Produktion in mehrfacher Hinsicht überzeugt bin. Desnahen benutze ich die bisherige Bärenhäuterei noch zu mehrfacher Vorbereitung.

Ich freue mich sehr auf Ihr Buch und werde sogleich eine Anzeige schreiben. Was die Erwähnung meines geringen Namens betrifft, so ist dieselbe bedenklich[1]); doch vorausgesetzt, daß Sie die Haltbarkeit meiner brieflichen Expektorationen gewiß wohl erwogen und dieselben, wo es nötig, purifiziert haben, mag die Sache immerhin bleiben, da man, offen und ehrlich gesagt, nicht wissen kann, welchem einflußreichen Esel da oder dort dergleichen nützlich in die Nase sticht. Doch werden Sie sich auf einiges Nasenrümpfen gefaßt zu machen haben, wenn Sie, nebst Ihren durchgreifenden Untersuchungen und Urteilen, mit so obskuren Leuten aufmarschiert kommen, wie Bachmayr und ich sind. Dieser letztere dürfte übrigens bald etwas Neues hören lassen, denn er wird nicht wohl abwarten können, bis das alte Stück durchgedrungen. Die hiesigen Kerls haben ihm ja gesagt, er möchte ihnen bald was anderes vorlegen! Warum nimmt er sie nicht beim Wort? Statt dessen kaut er immer noch am Mißgeschick seines „Tranks der Vergessenheit" herum

Theaterzettel prangen, tröstet mich. Sorgen Sie nun aber auch wirklich dafür, daß das alles schnell von statten geht! Man muß das Eisen schmieden, so lang es noch warm ist. Aber warum sind Sie denn so karg und lassen mich nicht einmal Stoff und Titel Ihres neuen Lustspiels wissen?"

[1]) S. o. S. 179 Anm. 1.

und belauert den trügerischen Barometer der Zeitungsrezensionen.

Ich habe auch einige Erzählungen und Novellen ausgeheckt, welche, farbenreich und sinnlich und reinlich und bedächtig geschrieben, in einem Bändchen vereinigt, den schlechten Eindruck verwischen sollen, den mein formloser und ungeheuerlicher Roman auf den großen Haufen machen wird.

Also auf Wiedersehen? Ich empfehle mich ergebenst grüßend Ihrer Frau Hettner, der lieben Elisabeth und dem Felix.

Ihr alter

Gottfr. Keller.

61. An Varnhagen von Ense in Berlin.[1]

Hochverehrter Herr! Vor fünf Jahren ist Ihnen, hochverehrter Herr, durch die Geschäftigkeit meines früheren Verlegers ein Bändchen Gedichte zugestellt worden, welches glücklicher Weise sich einer freundlicheren Aufnahme erfreute, als es verdiente; denn mir ward darauf die frohe Überraschung und Ehre eines wohlwollenden Schreibens von Ihrer Hand zu teil[2]), dessen freundlich beifällige Hälfte den besseren Produkten jenes Bändchens in meinen Augen nun wirklich einen gewissen Wert gab, dessen kritischer Bestandteil aber mich fast augenblicklich erkennen ließ, daß ich es hier noch mit einer guten Schule besserer Tage zu thun hätte. In der That gestand ich mir bald die Wahrheit Ihrer gütigen Bemerkungen ein und mußte auch Arnold Ruge

[1]) Das Original befindet sich auf der Kgl. Bibliothek in Berlin.
[2]) Vgl. Bd. 1, 252 ff.

recht geben, welcher die kleine Sammlung irgendwo eine voreilige nannte.

Wenn ich mir nun die Freiheit nehme, die Voraussetzung Ihrer gütigen Erinnerung benutzend, Ihnen vorliegendes Bündelchen neuerer Sachen zu überreichen, so muß ich leider mit Beschämung zum voraus ankündigen, daß selbige mit der oben angerühmten Selbsterkennung nicht Schritt gehalten und in anderer Weise wieder nicht ein gutes Ding zu nennen sind. Schon seit zwei Jahren ins Reine geschrieben und seit fast einem Jahre gedruckt auf dem Lager des Verlegers liegend, sind sie mit wenigen Ausnahmen die äußerlichen konventionellen Produkte einer Stimmung und Zeit, welche mehr nach stofflicher und kompakterer Thätigkeit hindrängte, während doch kein Ergebnis hinter mir lag, welches mich das innere Bedürfnis und den Wert wahrer Lyrik hätte empfinden und schätzen lassen können. Denn nach dem ersten Rausche der Jugend kann meiner Meinung nach nur das intensive Lebensgefühl des Mannes, der in stillen Momenten ausruht, etwas wirklich Gutes in der Lyrik zu stande bringen.

Ich möchte Sie also bitten, hochgeehrter Herr, das durch die äußeren Zufälligkeiten und Nachlässigkeiten des Lebens dennoch veröffentlichte Büchlein mit einer ähnlichen freundlichen Nachsicht aufnehmen zu wollen wie das frühere. Ja, ich werde diese Nachsicht in gleich starkem Grade bald auch für einen Roman erbitten müssen, welcher, seit geraumer Zeit unter der Presse, demnächst erscheinen wird, aber ein formloser und wunderlicher Versuch sein dürfte.

Aus allen diesen Wirrnissen hoffe ich mich herauszuschlagen durch eine feste dramatische Thätigkeit, deren Keim,

wenn ich mich nicht selbst täusche, noch vor den andern Bestrebungen in mir lag, und zu deren Entwicklung und Ausbildung ich mich ungefähr seit einem Jahre in Berlin aufhalte.

Ich würde mir längst, hochverehrter Herr, die Freiheit genommen haben, mich Ihnen vorzustellen, wenn es mir nicht an aller Form für den norddeutschen Verkehr gebräche, so daß ich mich, nach einigen verunglückten Versuchen, gleich anfangs resignierend zurückzog.

Ich schmeichle mir aber mit der Hoffnung, daß Sie meine bescheidene und ergebene Mitteilung nichts desto minder mit demjenigen Grade von Wohlwollen und Nachsicht entgegennehmen wollten, welchen Sie vielleicht einer Sendung aus der Ferne verliehen haben würden, und empfehle mich daher, hochzuverehrender Herr, diesem Wohlwollen mit tiefster Hochachtung und Ergebenheit

Gottfried Keller.

Berlin, am 18. Dezember 1851.

— —

Den 28. Dezember 1851.

Während eines Briefes an die Mutter, nachdem ich anderthalb Jahre nicht geschrieben:

Ich schmiede Verse, schreibe Bücher,
Ich schreibe Wochen, Monden lang,
Laß' Helden große Worte sprechen,
Stets gibt die Schelle ihren Klang.

Ich schreibe an gelehrte Freunde,
An zier- und geistbegabte Frau'n,
An lebensfrohe Witzgenossen;
Weiß alle leichtlich zu erbau'n.

Nur wenn ich an die ungelehrte
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Thorheit fert'ge Feder
Auf dem Papiere zagend still.

Da gilt es erstlich, groß zu schreiben
Und deutlich für das Mutterauge,
Daß für das alternd' thränenblöde
Des Söhnleins Schrift zum Lesen tauge.

Und dann — o welche schmerzenvolle
Und schwere Kunst! — das Wort zu wählen,
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verhehlen!

O, wie gesteh' ich all mein Fehlen
Und töte ihren Glauben nicht?
Soll ich voll List den Trotz'gen spielen,
Zu locken ihre Zuversicht?

Brech' ich die alte schlichte Weise
Und nehme heißes Schmeichelwort,
Das ich so gerne spräche? Aber
Scheucht dies nicht ihr Vertrauen fort?

Schreib' ich in glänzenden Gedanken,
In reicher Hoffnung Lenzgefühl?
Wähl' ich der Demut enge Schranken?
O, immer bleibt's ein trüglich Spiel!

Wähl' ich Papier und Siegel köstlich?
Verletzt sie die Behaglichkeit?
Schrieb' ich an eine blasse Fürstin,
Wie klein wär' die Verlegenheit!

Laß' ich sie trüglich Wohlstand ahnen,
Um ihrem Herzen wohl zu thun?
Thu' ich das Gegenteil, damit sie
Nicht meinem müsse Unrecht thun?

Mich hat die Welt so oft betrogen,
So oft trog ich mein Mütterlein!
Die Welt gebiert stets neue Formeln,
Mir aber fällt bald nichts mehr ein.

Hemmt euren Lauf, geschwätz'ge Reime,
Die ihr mich meiner Pflicht entzieht! —
Bald lern' ich nun gefühlvoll dichten!
In Thränen schrieb ich dieses Lied.

62. An Mutter und Schwester.

Berlin, 18. Februar 1852.

Liebe Mutter und Schwester! Dein Brief hat mir aus einer großen Verlegenheit geholfen, indem er mir einen guten Anlaß gab, endlich einmal Nachrichten von mir zu geben. Ich befürchtete nämlich, daß es schlimmer bei Euch stünde wegen meines langen Ausbleibens und meiner hinterlassenen Verwirrungen, und ich wußte nicht, was ich schreiben sollte. Nun sehe ich aber, daß Ihr Euch, dank dem treulichen Ausharren Regulas, noch so leidlich durchgeholfen bis dahin; auch sehe ich an dem Briefe, daß Du noch nicht gealtert und alle Munterkeit des Geistes beibehalten hast, was schon aus der Handschrift hervorgeht. So fällt es mir also etwas leichter, endlich zu schreiben. Ich habe öfters große Briefe an Leute nach Zürich geschickt, die mir weit ferner stehen, aber dort hatte ich gut schreiben.

Mein langer Aufenthalt in Berlin hatte zum Zweck mich am Theater bekannt zu machen, dasselbe zu studieren und alles zu lernen, was nötig ist, gute Schauspiele zu schreiben. Ich werde damit schließen, ein Stück auf ein großes Berliner Theater zu bringen, weil ich dadurch, wenn es gelingt, für alle die hundert anderen Theater in Deutschland den Zutritt habe, welche mir die Sachen abkaufen müssen, die ich alsdann in Zürich machen und versenden kann. Aber aller Anfang ist schwer; nicht nur ging es nicht so schnell mit dem Machen, wie ich geglaubt, sondern es sind eine Menge Scharwenzeleien und Umtriebe erforderlich, um zum Ziel zu gelangen, da die Vorgesetzten königliche Beamte und Adeliche sind, denen ein unansehnlicher republikanischer Schweizer schon von weitem ein Greuel ist. Auch gibt es eine Menge von intrigantem und aufgeblasenem Schriftstellervolk, welche das Paradies belagern und niemand hineinlassen wollen. Wenn ich nicht einige einflußreiche Bekanntschaften hätte, so bliebe mir vielleicht wenig Hoffnung. Da ich seit einem Jahre kein Geld mehr von unserer Regierung beziehe, so mußte ich das Buchhändlergeld selbst brauchen, anstatt es nach Hause schicken zu können, so daß ich nach und nach das Honorar für die erst jetzt erscheinenden Sachen, von denen ich schon Jahre lang gesprochen, zum voraus verzehren mußte.

Ich kann daher auch nicht nach Hause kommen, bis ich nicht nur meine Schulden bezahlen kann, sondern auch etwas Vorrat habe, um auf anständige Weise die erste Zeit zuzubringen, bis mir entweder, wenn ich unabhängig bleiben kann, weiterer Erwerb eingeht, oder dann bis ich eine ordentliche Stelle habe, welche ich jederzeit immer noch erhalten

kann, wenn unsere politischen Verhältnisse nicht infolge eines allgemeinen Krieges zusammenrumpeln, was Gott verhüte! Ich denke spätestens im Anfange des Sommers heimzukehren, werde aber jedenfalls nun fleißiger schreiben. Mit meinem Buchhändler werde ich einen lebhafteren Verkehr anknüpfen. Er ist sehr reich und bezahlt gern, so daß ich mir dort auf jeden Fall auch eine bestimmte Einnahme sichern will durch Nebenarbeiten. Dies alles muß nun nächster Zeit vorwärts gehen. Leider habe ich soeben zwei gute Monate verloren durch Krankheit. Ich muß mich irgendwo schändlich erkältet haben; denn vor Weihnacht bekam ich starke rheumatische Kopfschmerzen, Husten, wie ich ihn noch gar nie gehabt, und gleichzeitig eine starke Geschwulst in der rechten Leistengegend, welche ich anfangs nicht achtete und mit kalten Umschlägen vertreiben wollte, wodurch ich sie so verschlimmerte, daß ein befreundeter junger Arzt bis jetzt zu thun hatte, um sie nach und nach mit Schmieren und Salben wieder zu verteilen, und ich noch froh sein mußte, daß sie nicht aufgeschnitten werden mußte. Ich hatte zwar weder große Kosten noch Schmerzen, hingegen den Zeitverlust gerade jetzt, wo mir derselbe doppelt empfindlich ist. Indessen bin ich noch gut weggekommen; ein älterer Herr, den ich kenne, sagte mir, daß er früher einmal dreiviertel Jahr an der gleichen Geschichte zu thun gehabt habe.

Es thut mir sehr leid, daß Du nicht nur immer Sorgen wegen meiner Schulden hast, sondern auch noch einen unangenehmen Briefwechsel zu führen. Dem Oberrichter Dößekel in Aarau brauchst Du gar nicht mehr zu antworten: ich werde ihm nächstens den Text lesen. — — — Den Kutscher Guland in Heidelberg, bei welchem ich gewohnt habe, bezahlte ich ab-

sichtlich nicht, und er wird auch nichts bekommen, bis ich durch Heidelberg nach Hause reise. Er soll für seinen Schneider büßen, seinen Freund, den er mir zur Arbeit empfohlen hat. Dieser Kujon, nachdem er mir Verschiedenes gut gemacht hatte, fand es bei meiner Abreise für zweckdienlich, mich noch ein wenig zu bemogeln. Ich ließ einen schwarzen Frack bei ihm machen und wählte in der Musterkarte, die er mir vorlegte, Tuch zu 2 Kronthalern die Elle. Der Frack erschien und sah sehr fein aus; als er aber in Berlin anfing abgetragen zu werden, da ich ihn oft trug, so stellte es sich heraus, daß der Hallunk Halbtuch oder sogenannten Zephir genommen hatte, und ich entdeckte nun erst, warum ich an kühlen Frühlingsabenden so sehr gefroren hatte in dem Frack. Ich werde es dem Herrn und der Madam Guland freundschaftlich erklären, daß sie das lange Warten ihrem Hausfreund zu danken haben. Doch soll nun all' dies Elend bald ein Ende nehmen.

Wenn Ihr das Haus verkaufen könnt zu einem ordentlichen Preise, so wäre dies allerdings gut[1]); nur müßte der Käufer nicht etwa ein „Schlufi" sein, dem man die Baracke nach einem Jahre, nach verlorenen Zinsen wieder abnehmen müßte; denn da Du das gewonnene Kapital wahrscheinlich

[1]) Schon am 24. Juni 1850 hatte die Mutter geschrieben: „Erst jetzt wird mir das Haus auf einmal zur Last und Bürde; ich bereue, daß ich es nicht vor Jahren verkauft habe, ob es gleich bis dahin einen guten Vorteil getragen hat. Allein daß meine Geistes- wie die Kräfte des Körpers so sehr verschwinden, daher fällt mir auch alles doppelt schwer und lästig." Und am 1. Febr. 1852 schreibt sie, daß die Preise der Häuser wieder steigen und sie wegen des ihrigen von einem Käufer angefragt worden sei. Wenn sie es für 9000 Gulden anbringen könnte, wäre sie einer Last und vielen Verdrusses enthoben.

auf dem Hause müßtest stehen lassen, so wärst Du die letzte Kreditorin und müßtest es ziehen. Ein Grund gegen den Verkauf wäre allenfalls, wenn Regula sich mit einem Professionisten verheiraten würde, welcher das Haus brauchen könnte. Doch weiß ich nicht, was sie jetzt für Projekte hat, und will mich weiter nicht hineinmischen. Mein einziger Wunsch ist, daß sie sich bald von ihrer zehnjährigen Arbeit zur Ruhe setzen, oder vielmehr von ihrem langen Sitzen auf die Beine machen kann. Was ich in diesem Saunest jährlich brauche, dafür könnten wir in Zürich alle drei herrlich leben, und soviel hoffe ich auch ferner zu verdienen.

Ich habe seiner Zeit gelesen, daß der Junker Meiß gestorben ist, und habe ihn bedauert. Es nimmt mich wunder, daß seine Familie die Zeremonie mit dem Dukaten noch beobachtet hat, nachdem ich mich seit meiner Jugend nicht mehr um ihn bekümmert[1]). Er wäre ein Esel gewesen, wenn er mir etwas vermacht hätte. Ich befürchtete immer etwa den Tod des Oheims vernehmen zu müssen, da er so lange kränklich ist. Es freut mich nun, daß er noch lebt und seine Söhne das Lebensgeschäft rüstig fortsetzen. — — — Die jüngere Hälfte der Scheuchzerischen Kinder versteht hierin keinen Spaß. — — —

Ich wohne noch immer im gleichen Zimmer und hätte es jedenfalls geschrieben, wenn ich eine andere Wohnung be-

[1]) Die Mutter an Gottfried, 1. Februar 1852: „Daß Dein Junker Götti voriges Jahr gestorben ist, wirst Du wohl aus Zeitungen vernommen haben. Nach seiner Beerdigung überbrachte mir die Magd für Dich noch ein Andenken, einen Dukaten an Deine Adresse. — — Es wäre mir zwar lieber gewesen, wenn Junker Götti Dir ein Vermächtnis von etwa 100 Gulden zugesichert hätte, damit ich einige Deiner Gläubiger befriedigen könnte." Vgl. Bd. 1, 9.

zogen hätte. Noch viel weniger würde ich von Berlin wegreisen, ohne es anzuzeigen; so weit geht meine Nachlässigkeit doch nicht, da man ja nie weiß, was es geben kann. Es wäre mir daher lieber gewesen, wenn Du schon längst an mich geschrieben hättest, anstatt durch fremde Leute mich zu mahnen, welche, weiß der Teufel was, darüber denken und schwatzen. Der Dr. Schulz, welcher Euch einmal besuchte, wußte doch immer, daß ich die gleiche alte Adresse habe, und schrieb mir erst kürzlich. So lang ich es nicht ausdrücklich anzeige, kann man sich darauf verlassen, daß ich noch am alten Fleck sei.

Was sind denn nun für Leute im Haus? Es hätte mich wunder genommen, etwas von der Frau Ann und dem Bäbeli zu vernehmen. Dieses schwänzlet gewiß schon höchst stattlich in der Stadt herum[1]). Ist denn der Schaufelberger noch in der Werkstatt?[2]) Die Jungfer Gotte wird gewiß auch höchst bedenkliche Betrachtungen und ernsthafte Reden führen über meine Bummelei.

Ich mußte jüngsthin meine sämtlichen Winterstrümpfe „anlismen" lassen. Mit den Hemden bin ich in Verlegenheit; ich habe mir schon ein paar Mal einige baumwollene gekauft, da die leinenen, welche ich von Hause habe, teils des Schnittes, teils der Grobheit wegen in der Gesellschaft nicht zu tragen sind; denn es wird hier mit der Wäsche ein schändlicher Luxus getrieben. Feine leinene mochte ich nicht anschaffen, da die Hausfrau, welche mir wäscht, alles zusammenreißt und doch nicht schön wäscht; sie läßt um den Teufel keine fremde Wäscherin in's Haus, welche die Sachen

[1]) S. Bd. 1, 23.
[2]) S. Bd. 1, 24.

doch weiß und glatt machen für's Geld, wenn sie dieselben schon auch zerreißen. Einzig das Hemd, welches eine breite Brust ohne Falten hat, trage ich, auch wenn ich wohin eingeladen bin, da es wegen seines wunderbaren Schnittes Aufsehen erregt. Als mich ein Frauenzimmer befragte, ob man in der Schweiz solche Hemden trage, sagte ich: ja, es sei ein schweizerisches Nationalhemd, und als solches darf ich es in den vornehmsten Gesellschaften tragen, da das Fremdländische immer nobel ist.

Inliegende Briefe bitte ich in den Briefeinwurf zu thun. Ich weiß noch nicht, ob ich frankieren werde, da ich gegenwärtig nicht sehr viel Geld habe. Ich will mich über Nacht noch besinnen. Ich grüße Euch tausendmal bis auf weiteres.

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

Das Nationalhemd geht nun auch bergab. — — Ich habe neulich entdeckt, daß ich nun sechs Jahre nicht mehr in Glattfelden war. — — Die Sachen, die von mir gedruckt werden, will ich selbst mitbringen oder sie jemandem mitgeben, der heimreist[1]). Im März laufen die Studenten wieder nach Hause.

63. An Wilhelm Baumgartner in Zürich.

Berlin, den 7. Mai 1852.

Lieber Baumgartner! Obgleich Du meinen letzten Brief noch nicht vergolten hast, so veranlassen mich doch die Um=

[1]) Die Mutter an Gottfried, 1. Febr. 1852: „Kürzlich habe ich aus der ‚Eidgenössischen Zeitung‘ vernommen, daß endlich wieder einmal Gedichte von Dir erschienen sind. Gott Lob und Dank, dachte ich, daß doch wieder etwas ins Leben getreten ist. Es ging mir wieder einmal ein Licht zur Ermunterung auf. Wenn nur bald wieder etwas mehr nachfolgt, daß Du genug Geld bekommst!“

stände, das stolze Gerechtigkeitsgefühl beiseite zu setzen und Dich mit gegenwärtigen Zeilen zu belasten. Ich habe dieser Tage, durch die Not gedrängt, um ein nochmaliges Halbjahrviatikum an Alfred Escher geschrieben. Da dieser Schritt aber nun in der That auffällig und sein Erfolg sehr zweifelhaft sein dürfte, rücksichtlich meiner zögernden und obskuren Bahn seit einigen Jahren, auch rücksichtlich des schon Empfangenen und der Ausnahmsstellung, die ich inne habe: so möchte ich Dir, da Dein Freund Sulzer[1]) nun Selbstregent ist und, so viel ich mich zu entsinnen glaube, auch im Erziehungsrate sitzt, zu seinen Handen einige rechtfertigende Andeutungen (so weit dies möglich ist) mitteilen, welche je nach Deinem Befinden und der momentanen vertraulichen Stellung zu Sulzer ich Dich zu verwenden bitte. Ich ziehe das einem förmlichen Schreiben an Sulzer vor.

Zuerst muß ich versichern, daß die Aufführung eines Stückes, dem bald mehrere nun hinlänglich vorbereitete, folgen sollen, durchaus nicht ausbleiben wird. Ich habe mich nun ziemlich orientiert und habe in keiner Beziehung Grund zur Entmutigung, wenigstens im Hinblick auf die Thaten anderer Lebendiger, die gegenwärtig als Dramatiker gelten. Aber diese Orientierung oder dies Reifwerden war weit umständlicher, als ich es noch vor einem Jahre geträumt hatte. Am meisten Mühe kostete das Losmachen von der Stubenpoesie und den lyrischen Illusionen, um nur zur Gewandtheit eines praktischen Anfangs- und Übergangsstückes zu gelangen. Dies habe ich auch an Herrn Escher geschrieben, nicht aber, weil ich es nicht für schicklich hielt, auch die An-

[1]) J. J. Sulzer, vgl. Bd. 1, 363 Anmerkg. 1.

deutung beigefügt, daß fortwährende ökonomische Not mich an einem rascheren Fortschreiten gehindert und mir viele Zeit geraubt hat. Denn es schien mir nicht am Platze und höchst unangenehm, der wohlwollenden und generösen Behörde zu gestehen, daß bei der mißlichen Lage, in welcher ich schon von Zürich abgereist war, die jeweilig erhaltenen Summen immer zum Teil vorausgegessen waren und ich daher nie reinen Tisch hatte, wie die theologischen Stipendienjünglinge, welche meistens aus einem nicht gerade unbehaglichen Familienleben heraustreten und ein und anderen Mutterpfennig hinzufügen können. Ich habe zwar einige hundert Thaler Honorar eingenommen, welche ich während zwei Halbjahren, wo ich kein Stipendium bezog, und zur übrigen Aushülfe gebrauchte; allein in dem teuren Berlin hatte auch dies keinen erklecklichen Segen. Ich könnte mir zwar durch neue litterarische Verpflichtungen wieder Aussicht auf Honorar machen und werde es später auch thun; allein für die nächste Zukunft würde mich dies wieder gänzlich von dem vorgesteckten Ziele abführen, ohne welches erreicht zu haben ich nun und nimmer heimkomme, so sehr ich mich auch nach der Heimat und einem stillen und gesammelten Arbeiten in derselben sehne. Ärgerlicher Weise habe ich auch fast drei Monate durch Krankheit verloren seit letztem Neujahr und hüte diesen Augenblick in folge eines Rückfalles das Zimmer. Eine rheumatische Affektion des Kopfes und der Brust kulminierte in einer Leistendrüsengeschwulst, welche durch falsche Behandlung höchst langweilig und hartnäckig wurde und jetzt noch nicht geheilt ist.

Doch genug hievon. Meine jungen Landsleute brachten mir, als ich auf der Stube schmierte und salbte, die „Eid-

genössische Zeitung" aus der Konditorei mit einer feierlichen Rezension meiner neuen Gedichte. Frage doch Freund Spyri, den Bräutigam, wer dieselbe gemacht habe;[1]) denn ich wünschte sehr, in nächster Zeit einen Brief von Dir zu erhalten.

Die politischen Kämpfe zu Hause machen mir viel zu schaffen, und sie erregen ein sehr lehrreiches Intresse. Die letzte Großratssitzung war höchst bezeichnend und das Rencontre Treichlers mit Oberst Fierz wegen der Dummheiten, welche in die Verfassung zu setzen das Volk befugt sei, war mehr, als in der Unscheinbarkeit dieses Ereignisses zu vermuten wäre, ein Denkstein in der Entwicklung unsers politischen Lebens[2]). Auf der einen Seite die alten ehrwürdigen Wächter von Brief und Siegel, die Männer des Kontraktes und des gegebenen Wortes, welche jede naive und objektive Behandlung desselben als Blasphemie und Sakrilegium betrachten; auf der anderen eine morgenfrische, kindlich unbefangene Würdigung solcher Dinge, aber zugleich die kindisch konfusesten Begriffe von Volk, Souveränetät und Freiheit.

[1]) Der Verfasser der Rezension in Nr. 25 der „Eidg. Zeitung" vom 25. Januar 1852 war Rudolf Flaigg, s. o. S. 119.

[2]) Die Motion Treichler verlangte Revision des Artikels 93 der Züricher Verfassung, nach welcher das Revisionsrecht nicht beim Volke sondern beim Großen Rat stand. So oft eine gewisse Zahl von stimmfähigen Bürgern eine Verfassungsänderung verlange, solle die Frage einer solchen dem Volke vorgelegt werden. Der Hauptgegner Treichlers, alt Regierungsrat Oberst Fierz, interpretierte die Motion, die mit 129 gegen 2 Stimmen abgelehnt wurde, heute dagegen längst verwirklicht ist, dahin, das Volk sei auch befugt, Dummheiten in seine Verfassung zu setzen. Über die sehr erregte Debatte vgl. „N. Zürcher Zeitung" Nr. 93 vom 2. April 1852; dagegen auch Treichlers „Neues Schweiz. Volksblatt", 2. Jahrg. Nr. 14 u. 15.

Wenn das aufwallende Volk eines Tages das permanente Volk des ganzen Jahres, die epidemische Idee oder Marotte eines zufälligen Agitators das Gesamtbewußtsein, eine Farbe der ganze Regenbogen wären, so hätte Treichler gewiß recht. Indessen ist die Verfassung nicht sowohl ein Freibrief für zu begehende Dummheiten, als ein Schutzmittel gegen solche, nicht mehr und nicht weniger; und Treichler hat nur darin recht, daß man auch über eine Verfassung sprechen darf, wie der Schnabel gewachsen ist. Aber aus dem gleichen Grunde, warum eine Verfassung nichts Überirdisches und Unvergängliches ist, aus dem gleichen Grunde ist die Selbstregierung eines Volkes nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel seiner Existenz; und ein Volk, das die ganze Zeit mit diesem Mittel zubringen muß, gleicht einem Menschen, der eine Schüssel Krebse bearbeitet und bei aller Arbeit hungert. — — — Die repräsentative Demokratie wird daher so lange der richtigste Ausdruck der zürcherischen Volkssouveränetät sein, bis alle psychischen und physischen Materien so klar und flüssig geworden sind, daß die unmittelbarste Selbstregierung ohne zu viel Geschrei, Zeitverlust, Reibung und Konfusion vor sich gehen kann, bis das goldene Zeitalter kommt, wo alles am Schnürchen geht, und nur einer den andern anzusehen braucht, um sich in ihn zu fügen.

Doch hole der Teufel meine Weisheit! Ich weiß nicht, wie ich in diesen altklugen Ton hineingerate. Schreibe mir, was Ihr treibt, und grüße von mir, wer gegrüßt sein mag!

Mit Vergnügen habe ich verschiedene Zeichen Deiner musikalischen Thätigkeit in den Zeitungen entdeckt und denke, Du werdest bald einen ordentlich runden Musikmeister vorstellen.

Du kannst auch machen, daß Du jetzt bald einmal heiratest, Hänfling! sonst trocknen Dir Deine Qualitäten ein. Der Knieper-Dolling soll es auch thun, es ist Zeit mit ihm[1]). Ist er in Zürich? Dem Heiri Weidenmann[2]), der Staatsskribax geworden, lasse ich höflichst gratulieren, wenn Du ihn siehst.

Also verbleibe ich, trotz Richard Wagner, Dein zum einseitigen musiklosen Worte verdammter

Gottfr. Keller.

Wenn Du Ruff siehst, so sage, ich laß ihn grüßen, und ich könnte auf die versprochene Zeit noch nicht heimkommen. Also soll er mir noch einmal schreiben.

64. An die Mutter.

Berlin, den 12. Juni 1852.

Liebe Mutter! Mein Freund Baumgartner, welcher mir kürzlich geschrieben, bemerkte mir in seinem Briefe, daß Du, wie Herr Flaigg, der nun in Zürich ist, ihm gesagt habe, mich nun täglich zu Hause erwartest und deshalb nicht auf das Land gehest. So sehr ich mich wieder einmal nach unserer alten Stube zurücksehne, so muß ich doch leider noch einmal absagen und melden, daß Du immerhin nach Glattfelden oder Eglisau oder wohin Du eingeladen bist, gehen sollst; denn meine Heimkehr ist noch nicht möglich, indem meine Affairen noch nicht so stehen, daß ich zu Hause meine Schulden bezahlen und etwas in die Haushaltung liefern

[1]) Der Bd. 1, 363 genannte Honegger.

[2]) Heinrich Weidenmann ist kurz nachher gestorben.

könnte[1]). Ohne dieses könnte ich freilich jeden Augenblick nach Hause kommen; aber das will ich einmal nicht. Damit es aber leichter kleckt, habe ich bei der Regierung noch ein letztes Viaticum nachgesucht. Die Herren haben zwar saure Gesichter gemacht, sind aber doch noch mit 600 Franken (neues Geld) ausgerückt und haben mir dabei verdeutet, daß bis jetzt noch keine Person so viel vom Staate bezogen habe. Ich bin daher nun auch von dieser Seite gedrängt, bald etwas von mir hören zu lassen und mich hervorzuthun; denn für die 3000 Franken, die ich im ganzen bezogen habe, will man endlich etwas geleistet sehen.

Übrigens werde ich dies auch nach meinen Kräften thun, wenn ich einmal erst anhaltende Ruhe habe und nicht immer zu gleicher Zeit an das Essen denken, spekulieren, lernen und arbeiten muß; und die Leute, welche etwa glauben (wie mir zu Ohren gekommen), ich sei eingeschlafen oder versimpelt, werden sich sehr getäuscht finden. Ich beneide diejenigen nicht, welche auf der Schnellbleiche ihr bißchen Weisheit und Erfahrung oder vielmehr ohne Erfahrung zusammenstoppeln, gleich etwas Geld verdienen, heiraten und sogenannte wohlgeratene Herren sind, um nach einigen Jahren erst unzufrieden und unruhig zu werden und erst im vierzigsten Jahre

[1]) Die Mutter an Gottfried, 22. Juni 1852: „Die Maiensonne hat mir abermalen nicht geschienen. Ob mir nun die schwache Herbstsonne kräftiger leuchten wird, muß ich eben gewärtigen. Wir erwarten Dich täglich. — — — Möchte ich doch das glückliche Erlebnis noch haben, daß mir Gott meine Bitten und Wünsche einmal gewährt, Dich bald unabhängig in einer guten Existenz versorgt zu wissen! Zu dessen Behuf es eben erforderlich wäre, wenn Du hier bei Hause eine erträgliche Stelle von unsren gnädigen Herren erhalten würdest; denn ohne dies kannst Du als Dichter Deiner Lebtag in Not und Mangel leben."

noch aus Unzufriedenheit und erfahrungsloser Dummheit plötzlich sich als verspätete liederliche Käuze darzustellen oder sonst verrückt zu werden, wie dies schon öfter vorgekommen ist, wo dann kein Mensch das Wunder begreifen kann. Ich hoffe noch ein' und anderen, der jetzt ein wichtiges Gesicht macht und mich für einen „Schlufi" hält, der zu nichts kommt, zu überdauern.

Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke, daß Du und Regula zugleich darunter leiden, und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern, und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Anteil daran durch Euere stille Geduld. Ich will Euch übrigens nicht weiter mit schönen Worten abspeisen und nur bitten, noch ein klein wenig auszuharren und inzwischen bald schreiben, wie es jetzt geht, obgleich ich es mir ungefähr denken kann.

Wenn Du den Flaigg siehst, so lasse ich ihn freundschaftlich grüßen; ich werde ihm nächstens auch einmal schreiben, da er so guten Anteil an mir nimmt. Was macht denn der Spinner? ist er auch noch am Leben[1])? Ich möchte auch wohl wissen, wie es in Glattfelden steht; ich lasse alle grüßen, und ich hoffe mit dem Onkel noch manchmal zu politisieren. Die Verhältnisse haben sich seit fünf oder sechs Jahren sehr geändert, und unser alte politische Zankstoff ist ziemlich umgestaltet worden, und die Radikalen von damals, die der Herr

[1]) Die Mutter an Gottfried: „Spinner [Bd. 1, 121] lebt immer in seinem armseligen Zustande fort. Wenn er nichts zu kolorieren hat, so hausiert er mit einem Kistlein Nudeln und ‚Hüppen', die seine Frau macht."

Oheim so tapfer befehdete, werden ihm jetzt nicht mehr so gefährlich vorkommen. Ich grüße Euch tausendmal, sowie jeden, der nach mir fragt, ohne die Nase zu rümpfen.

Euer Sohn und Bruder Gottfried Keller.

Wer regiert denn jetzt im Höfli und in der Werkstatt? Wenn ein Bratwurster im Laden ist, so ist das gewiß ein schöner Krieg mit dem Zeller[1]), und auf unserer „Winde" werden jetzt wieder Därme hangen und im Abendwinde flüstern gegen Baden hinunter.

65. An Wilhelm Baumgartner in Zürich.

Berlin, Juli 1852.

Lieber Freund! Ich empfehle Dir angelegentlich als einen tüchtigen und respektablen jungen Mann Herrn Adolph Hirsch[2]), der Philosophie Beflissenen und Erzieher bei Madame Piaget, der Schwester von Gustav Siegmund und von Herweghs Frau. Er macht gesundheitshalber eine Schweizerreise, und wenn Du ihm während seines Aufenthaltes in Zürich gesellschaftlich an die Hand gehen kannst, so thue es.

Zugleich benutze ich die Gelegenheit, Deinen letzten Brief, welcher mir willkommen war, mit einigen kurzen Worten zu erwidern. Besonders danke ich Herrn Sulzer für seine freundliche Gesinnung und Verwendung[3]). Ich habe allerdings

[1]) Einem benachbarten Bratwurster.

[2]) Der bekannte Direktor der Sternwarte in Neuenburg.

[3]) Baumgartner an Keller, 4. Juni 1852: „Sulzer [Dr. J. J., damals Finanzdirektor] grüßt Dich herzlich (Du hast an ihm einen tüchtigen Vertreter im hohen Rate der Götter gefunden) . . . und ladet Dich ein, Deinen Thyrsusstab nur tüchtig zu schwingen, nicht bezweifelnd, daß bald der Lorbeer in dichten Ranken Dein Haupt bekränzen werde."

an Herrn Eschers Brief gemerkt, daß ich mit meinem Gesuch nicht den besten Eindruck gemacht habe. Doch hoffe ich, denselben wieder auszuwischen. Ich muß nun durchaus die Geschichte hier zu Ende führen. Ich weiß wohl, daß ich von Zürich aus auch anknüpfen könnte; allein da ich so lange hier gehockt, so wäre es Thorheit, noch kurz vorher wegzulaufen. Meine Gedichte sind sehr dünn und pauvre und ein verunglücktes Ding, wie es überhaupt mit meiner ganzen Lyrik gegangen ist, was ich genug habe büßen müssen durch dadurch entstandenes lotteriges Wesen, bis ich mich selbst wieder zurechtgefunden[1]). Ich bin aber froh, daß ich in allem auf

[1]) W. Baumgartner a. a. O.: „Deine Gedichte haben uns zum Teil sehr hohen Genuß bereitet; Sulzer wie ich findet, daß einzelne namentlich von bedeutendem Fortschritt in formeller Beziehung zeugen. Die Unsterblichkeitsfrage ist unpoetisch. ‚Von Weibern‘ hat Herwegh scharf hergenommen, wie ich mit ihm darüber sprach; er findet zu wenig wahre Leidenschaft, wahres Leben darin. Die Rezension in der ‚Eidgenössischen‘ war von Flaigg, der Dich von Heidelberg her kennt und sich sehr freut, Dich wieder zu sehen. Er hat hier eine Anstellung am Kaufhause. Er sagte mir, daß Deine Mutter Dich täglich so sehnlich erwarte, daß sie deshalb keinen Ausflug aufs Land von längerer Dauer unternehme, um zu Hause zu sein, wenn Du einträfest. Herwegh ist noch hier und sieht Richard Wagner mitunter, der nicht ohne Einfluß auf ihn blieb; er beschäftigt sich in letzter Zeit namentlich mit Metrik und Rhythmik. Das Buch Wagners ‚Oper und Drama‘ ist jedenfalls für jeden Dichter sehr lesenswert, und ich würde Dir raten, es einmal ernstlich zur Hand zu nehmen, besonders im dritten Teil das Musikalische. Ruff grüßt Dich herzlich und will Dir bald schreiben; er ist aber im Militärdienst und kann sich über Mangel an Schweiß nicht beklagen. Honegger [der Knieper] ist in Bern; es geht ihm nicht gut als Journalist. Unser ‚roter Heinerlich‘ [Weidenmann] ist immer der Alte, noch unverheiratet, obschon er mitunter davon spricht, und führt noch immer ein ordentliches Schöppchen. Wir sitzen hie und da in der Schlemme und erzählen uns alte Geschichten, von fremden Menschen und Ländern. Sulzer ist als Finanzdirektor sehr thätig und energisch,

eigene Erfahrung zurückgeführt werde und gemachten Zuständen und Zufällen nichts zu verdanken habe. Jedoch bin ich gerade mit dem fremden Tadel nicht ganz einverstanden. „Von Weibern" halte ich für ganz erträglich; es sollen gerade keine Schilderungen der Leidenschaft, sondern bloß weiblicher Marotten und Schicksale sein, und auch dies nicht ausdrücklich, sondern leichte wunderliche Klänge, von denen ich selbst nicht recht weiß, wie sie entstanden. Was Herwegh betrifft, so dürfte er am wenigsten im stande sein, wahre Leidenschaft zu bezeichnen, da er nie welche gefühlt hat. Die Unsterblichkeitsfrage ist, abgesehen von meinen Reimereien, so poetisch wie jede andere, sobald sie mit einem wahren Gefühlsverlaufe verbunden ist.

Wagners neue Schriften werde ich studieren, sobald ich Gelegenheit dazu finde; denn abgesehen von der Zeit ist es in dem intelligenten Berlin weit schwieriger, neue Bücher zu bekommen, ohne sie zu kaufen, als in Bülach oder Winterthur. Indessen habe ich vor der Hand genug zu thun mit der Rhythmik des menschlichen Gemütes und der Metrik der Charaktere.

Was die Berliner Studenten von mir schwatzen zu Hause, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich nichts thue, dessen ich mich zu schämen brauche: ich bin immer der Gleiche[1]). Ich habe manchmal mit einigen gemütlich ge-

ist überhaupt nach meinem Dafürhalten vielleicht unsre bedeutendste, vielseitigste und tüchtigste Kapazität, dabei von noblem Charakter und durchweg wahr und gerade."

1) Baumgartner an Keller a. a. O.: „Sei etwas vorsichtiger mit Deinen schweizerischen Berliner Bekannten! . . . Sie schwatzen mitunter Unsinn vor Leuten, die nicht wissen, was sie davon halten sollen und Dich nicht so kennen wie wir."

kneipt, da meine älteren Berliner Bekannten nur Butterbrot mit Weißbier genießen, und habe dann rückhaltlos meine gewöhnlichen hergebrachten Dummheiten gemacht; was nun da zu klatschen ist, weiß ich nicht. Wenn ich einmal wieder in Zürich bin, so wird man sich vielleicht eher über Zurückgezogenheit zu beklagen haben, als über das Entgegengesetzte. Sonst gehe ich nur, mit Ausnahme Heußers, der auch ziemlich isoliert steht, mit einigen anständigen älteren Leuten um, bei denen ich mich unserer schweizerischen Unbefangenheit und Schlichtheit und Grobheit wegen, die nun einmal den besten Berlinern spanische Dörfer sind, gewaltig in Respekt gesetzt habe.

Ich habe mit Vergnügen von dem Basler Fest gelesen; nur finde ich, daß diese Gesangs- und Musikfeste der Schweiz nachgerade zur bloßen Folie werden für die Witze des Herrn Schnyder von Wartensee, wenigstens in der Presse[1]). Wahrscheinlich versendet er seine geistreichen Reden selbst überall hin.

Mein Roman wird nun bestimmt im Oktober versendet werden. Er ist in formeller Beziehung zur ersten Hälfte verfehlt, da diese so lange schon da liegt; jedoch glaube ich, wird das Buch sich doch halten. Mein Verleger ist ein ordentlicher Kerl; er hat mir schon angeboten, meine Dramen behufs der Versendung als Manuskript unentgeltlich zu drucken, was eine große Erleichterung ist, wenn es einmal losgeht. Doch sage ich vorher, daß ich keinerlei pompöse und auffällige Geschichten zu Tage bringen werde. Vielmehr werde ich mit einigen ganz einfachen, durchsichtigen und an-

[1]) Schnyder von Wartensee war bei jenem Feste Kampfrichter, hielt seine übliche Festrede und zwar über das Thema „vox populi, vox Dei“.

spruchlosen Sachen anfangen; und erst später, wenn ich einmal Ruhe und Luft habe, werde ich mich von neuem orientieren und solche Arbeiten versuchen, mit denen man „etwas will". Meine Jugend ist nun einmal zum Teufel, und ich habe mich schon in die Reihe derjenigen Menschen gestellt, welche erst mit dem Schwabenalter ihre rechte Bestimmung erreichen.

Es freut mich, daß es Dir wohl geht. Ich habe letzthin eine Rezension gelesen über Deine kleinen Lieder oder wie sie heißen, die in Leipzig herausgekommen[1]); rücke nun mit den andern Sachen bald nach! Es thut mir leid, daß der Text meines Helvetialiedes, das Deine Studenten wahrscheinlich singen, ein bißchen einfältiglich und kindlich ist.

Spyri wird also Heußers Schwager. Das ist ein gescheiterer Streich, als sein Streit mit Bollier wegen der Telegraphenstangen[2]). Den Rötheli lasse ich grüßen; er soll bald heiraten, damit wenigstens wieder ein Teil Zürcherischen Regimentes unter den Pantoffel kommt; sonst verliert unsere Hagestolzenregierung ja allen Kredit bei den Frauen, welche sich alle Weisheit und Erfahrung einmal nur als in der Kinderstube und unter Kindergeschrei gereift denken können.

Flaigg lasse ich auch begrüßen; ich werde ihm schreiben, sobald ich Zeit habe. Was macht denn Flugy?[3]) Seinen „Cardenio" habe ich erst in Berlin recht verstehen lernen bei

[1]) Eine Frühlingsliebe. Liederkreis für Gesang und Pianoforte (Breitkopf und Härtel). Die Lieder sind Richard Wagner gewidmet.

[2]) Im Januar 1852 schrieb der Bundesrat die Lieferung der Stangen für das schweiz. Telegraphenamt aus. Damit zusammen hängt die Fehde Spyris mit Regierungsrat Bollier.

[3]) Alfons von Flugi, der Bündner Dichter und Forscher auf dem Gebiet des Rhätoromanischen.

den Geheimeratstöchtern. Auch begriff ich nun seine Sehnsucht nach Berlin. Dieses hat sich aber durch die letzten vier Jahre gewaltig geändert und ist nun bloß noch gemein oder commun, und —

„Gold'ne Kette, Glanz und süße Bildung,
Holdduftigst, allerheiterst edle Phantasei
Sind all verschwunden, ha! es war ein Trug!
Ade, du holder Stern" —[1]).

Und so auch adieu!

Dein alter G. Keller.

Ich bitte ernstlich, nicht an mir zu verzweifeln 2c.

66. An Mutter und Schwester.

Berlin, den 16. Februar 1853.

Liebe Mutter und Schwester! Ich habe die beiden Briefe erhalten und will sie nun endlich beantworten. Es wird immer noch drei Monate gehen, bis ich nach Hause kommen kann, da es sich nicht nur um die Schulden, sondern auch um einen ehrenhaften Abschluß meines langen Fortbleibens handelt. Die Regierung erwartet, daß etwas Ordentliches geschehe; auch muß ich mit dem Buchhändler in Braunschweig noch persönlich zusammenkommen und also für einige Zeit nach Braunschweig gehen, um für die Zukunft etwas festzusetzen. Ich bin nun so weit, daß ich jährlich von ihm allein 400 Reichsthaler oder gegen 1600 Franken verdienen kann; und wenn ich nur erst einmal zu Hause bin,

[1]) Parodierende Verse im Stile der dramatischen Dichtung „Cardenio" von Alfons von Flugi (Chur 1848).

so will ich ruhig für mich leben und drauf los arbeiten und mich nicht viel um andere Leute bekümmern; denn das hilft doch nichts.

Außerdem werde ich durch das Theater Geld einnehmen, und wenn es mir gut geht, ziemlich viel; denn ich sehe Leute hier, die ich als Esel betrachte und die wie Herren leben. Von meinem alten Roman, der noch nicht erschienen ist, habe ich vor vier Wochen die letzten 200 Reichsthaler eingenommen, also im ganzen nun 600 Thaler oder über 2000 Schweizer Franken. Wenn ich die Zeit zusammenrechne, die ich dazu verwandt, so ist es nicht über ein Jahr; denn ich war meistens mit andern Dingen beschäftigt. Der Buchhändler ist mir sehr gewogen und hält viel auf mich; was schon beweist, daß er mir so viel Geld zum voraus gibt. Wenn ich nur Arbeit liefere, so bezahlt er gern. Das Geld ist zwar bald wieder fort, weil ich bis jetzt immer vorgegessen habe und immer auf Rechnung lebte. Der Roman, der nächstens endlich herauskommt, wird mich aber um einen Ruck vorwärts bringen, daß sich alles günstiger gestalten wird. Es sind jetzt schon in deutschen Zeitungen lobende Berichte darüber erschienen von Leuten, die ein Stück davon zu sehen bekamen. Seit ich in Berlin bin, habe ich 800 Thaler eigenes Geld und 350 Thaler von der Regierung gehabt. Da es in Zürich viel wohlfeiler ist, so hätte ich bis jetzt schon mit jenem eigenen Gelde dort auskommen können und werde daher schon existieren. Deswegen pressiert es mir nicht mit einem Pöstchen; wenn ich zu Hause arbeite, so kann ich mehr verdienen; und ich werde abwarten, bis sich etwas zeigt, wo ich zugleich etwas nützen und etwas Ordentliches vorstellen kann.

Es ist gut, daß das Haus nun verkauft ist, obgleich ich gern noch einmal darin geschlafen hätte[1]). Auf der „Platte" ist es hübsch zu wohnen. Das Zimmer muß jedenfalls leer gehalten werden. Stelle meine Sachen hinein, welche alle mit müssen, damit mir nichts verloren geht, was ich etwa noch brauche, sogar der große Rahmen mit der Zeichnung darauf[2]); denn ich verliere nicht gern die wenigen Sachen, die ich noch von meiner Malerzeit habe, da ich schon in München um das meiste gekommen bin[3]). Ich

[1]) Die Mutter an Gottfried, 25. Oktober 1852: „Durch dieses Schreiben muß ich Dir ein Ereignis anzeigen, welches sich letzte Woche bei uns zugetragen: ich habe nämlich unser Haus verkauft unserm Bratwurster [Dietrich] für die Summe von 9000 und 600 Gulden. — — Jetzt aber muß ich auf künftige Ostern um eine Wohnung schauen; deswegen möchte ich doch wissen, ob ich auch ein Zimmer mehr für Dich mieten kann. Ich denke in der Nähe der Umgebung der Stadt, oder in einer schönen Lage in der Stadt, wegen Regula seinem Berufe, damit es auch nicht so viel zu laufen hat. — — Es macht mir freilich Mühe und Sorge, aus dem Haus zu ziehen, welches ich nun 32 Jahre bewohnte und so viele Erfahrungen durchgelebt habe. — — Schreibe mir nur, ob und wann Du heim kommen kannst! Wenn Du nur so viel Geld hast, Deine Schulden zu befriedigen! Bis Ostern hast Du ja bei uns Platz zu wohnen. Du kannst in Deinem Kämmerlein schlafen, und in der Stube kannst Du ungestört sitzen, da ich die ganze Woche immer allein bin. Regula ist nie als Sonntags bei Hause. Dann hast Du kein Zimmergeld und nichts zu rechnen. — — Frau Dekan Schinz ist vor einigen Wochen auch gestorben. In Glattfelden haben sie jetzt den Bezirksstatthalter; Schullehrer Keller [gest. 1861] hat diese Stelle erhalten, darauf er sehr stolz ist." Die Mutter siedelte nach Fluntern, nach der Platte (Haus zur „Sommerau"), über.

[2]) Offenbar der Karton, der in Bd. 1, 212 beschrieben ist.

[3]) Die Mutter an Gottfried, 11. April 1853: „Unser Auszug ist gut von statten gegangen. Deine Goldrahmen sind nicht neben dem Gerümpel gezogen: einige Tage vorher hat Anneli Marti alle Porträts und Glaswaren hinaufgetragen. — — Als ich mich im Hause verabschiedete, weinten die Weiber, besonders Anneli und Bäbi."

werde kommen, sobald als möglich und vielleicht unverhofft. Übrigens kann man jetzt öfter schreiben, da die Briefe wohlfeiler geworden; auch brauchst Du nicht zu frankieren; denn bei dem vielen Geld, das mir hier zum Teufel geht, kommt es auf die paar Groschen nicht an.

Ich habe schon mehrmal vergessen, den Eduard Keller grüßen zu lassen, was ich hiermit thue; es hat mir letzthin von ihm geträumt. Ich will seiner Zeit den Roman Euch schicken lassen und bitte dann, denselbigen dem Flaigg zu lesen zu geben. Ich würde raten, wenn Ihr umzieht, die alten Strohsessel nicht etwa wegzuthun, sondern im Gegenteil dieselben alle renovieren zu lassen, da sie so lange gedient und ehrwürdige Möbel sind. Es wird übrigens komisch aussehen, wenn Ihr mit der Menge meiner Goldrahmen und dem alten Hausrat ausrückt, was gar nicht im Verhältnis steht zusammen. Was den Profit betrifft, der am Hause gemacht worden ist, so will ich nichts davon, und kann Regula denselben als ihr künftiges Vermögen betrachten; denn mir ist mit 1500 Gulden nicht geholfen, und wenn ich ohne dieselben nicht leben kann, so kann ich's auch mit denselben nicht, während das Ganze für eine Weibsperson, die noch einen Beruf hat, schon etwas ist.

Wenn es geht, wie ich hoffe, so soll sie sogar die Zinsen davon einziehen und verwalten, wie es ihr beliebt; denn ich denke bald die Kosten unseres Haushaltes selbst zu übernehmen.

Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahr alt und fange gerade da an, wo mein Vater aufgehört hat. Aber so geht es halt verschieden zu in der Welt.

Ich lasse alles grüßen und verbleibe einstweilen

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

67. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 16. Juli 1853.

Lieber Hettner! Ich kann es nun nicht länger anstehen lassen, so schwer es mir auch fällt, durch einen leeren Brief ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich habe vor anderthalb Jahren eine Summe von Ihnen geliehen, und diese unglückliche That droht unser Verhältnis gänzlich zu Grunde zu richten. Ihren letzten Brief, worin Sie mir mitteilten, daß Sie das Geld brauchten, habe ich ein Jahr lang unbeantwortet gelassen, weil ich mich schämte, einen leeren Brief zu schicken, und lieber alles drauf ankommen ließ, bis ich im stande wäre, mich durch die That zu rechtfertigen. Leider ist mir dies auch jetzt noch nicht möglich, während es mich peinigt, fast die Gewißheit zu haben, daß sich indessen eine üble Meinung von meinem Charakter bei Ihnen ausgebildet hat. Und dennoch, obgleich hievon die Schuld ganz an mir läge, würden Sie mir Unrecht thun. Wenn ich Ihnen verschiedentlich versprach, meine Verpflichtung bald zu lösen, so glaubte ich selbst aufrichtig daran, und nur ein dämonisches Ungeschick in wie außer mir hinderte mich. Ich bin leider keine Lorenz Kindleinsnatur, welche bei Wasser und Sorgen immer munter drauf los schreibt[1]). Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtiger Weise mit meinem Eintritte in Deutschland verwickelte, wirft mich immer wieder zur Unthätigkeit zurück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entfernteren immer zurück; und

[1]) Lorenz Kindlein, die Jammerfigur in Kotzebues „Armem Poeten".

die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbieren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht abkaufen lassen. So rückten meine Sachen mit fabelhafter Langsamkeit vorwärts, welche Sie, als rühriger und fleißiger Mann, nur begreifen können, wenn Sie einst das Detail kennen.

Alles dies wird nun bald ein Ende nehmen; denn es ist nun Zeit. Wenn der Roman heraus und etwas Dramatisches fertig ist, so werde ich aus der Schweiz eine radikale Verbesserung meiner Lage bewirken und überhaupt ein andrer Mensch werden. Vieweg wird nächstens drei Bände des Romans versenden, und der vierte wird Ende August nachfolgen. Er ist auch des Teufels! Das eine Mal schreibt er mir, das Buch sei seiner Meinung nach das Beste in seiner Art, und es müsse Erfolg haben; das andere Mal macht er mir Grobheiten. Ein Lustspiel habe ich nun ganz voll und reich zusammengedacht, und ich hätte es längst in acht Tagen geschrieben, wenn ich nicht das Wort gegeben hätte, nichts anderes zu machen, ehe der Roman fertig ist; und gerade dies schien ein Fluch zu sein, daß der unselige nicht fertig wurde.

Die Heine-Romanzero Geschichte[1]) werde ich der zweiten Auflage meiner Gedichte einverleiben, welche Vieweg auf Michaelis veranstalten will. Zunächst werde ich zwei Bändchen Novellen machen, welche Vieweg drucken will; diese werden in zwei Monaten fertig sein und den Grund zu einer einstweiligen fortlaufenden Erwerbsquelle legen. Allen Kon-

[1]) „Der Apotheker von Chamounix“.

stellationen nach und nach dem, was ich auf dem Theater florieren sehe, habe ich durchaus keinen Grund, in bezug auf meine Dramen mutlos zu sein.

Ihr griechisches Buch habe ich, obschon ich es bekommen konnte, nicht gelesen, weil es mir zu peinliche Vorstellungen erregte, sowie mir Ihr Name immer ein Vorwurf ist, wenn ich ihn irgendwo erwähnt finde. Monsieur Widmann war im letzten Frühjahr hier und hat 14 Thaler für Droschken ausgegeben, um in Berlin wieder eine Anstellung zu suchen, hat sie aber nicht gefunden. Er ist ein ganz miserabler Schwätzer und hat auch über Sie geschimpft, so wie über andere Ehrenleute, ganz blödsinnig und taktlos. Fangen Sie gerade keine Händel mit ihm an, aber nehmen Sie sich in acht vor ihm! Seine Erzählungen „Am warmen Ofen" sind ein interessantes Beispiel, wie man heutzutage ohne Beruf scheinbar gute und doch schlechte Bücher macht: absichtlich gemachte Studien in Wald und Feld, Reminiszenzen, gute Notizen, den Bauern und Jägern abgefragt und aufgeschrieben, zierliche Sächelchen appetitlich zusammengeschmiedet und mit reinlichem Stile vergoldet, aber inwendig nicht eine Spur von Notwendigkeit, von durchgehender Tiefe, und nichts fertig. Man muß gestehen, die Leutchen geben sich heutzutage doch einige Mühe. — —

Doch ich vergesse, daß ich nicht zu diesen Plaudereien berechtigt bin, ehe Sie mir mit einigen Zeilen schreiben, ob Sie bös sind oder nicht, und ob Sie mir zu meiner Verurteilung noch eine Frist von einigen Monaten geben wollen. Ich glaube Sie ernstlich versichern zu können, daß Sie dies nicht bereuen werden.

Ihr Gottfr. Keller.

Ich habe in letzter Zeit einige gute Bekanntschaften gemacht und andere in Aussicht und werde, so bald thunlich, einen Frack erwerben, um aus meinem Fegefeuer glorreich hervorzusteigen.

68. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 3. August 1853.

Liebster Freund! Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Erwiderung und Absolution[1]). Ich war keinen Augenblick der Meinung, daß nicht ein einziges Wort und jedenfalls mein schließliches Verhalten unser Verhältnis wieder in Gang bringe; es dauerte mir nur zu lange, bis ich den Stein des Anstoßes auch zugleich wegräumen konnte; und darum schrieb ich endlich. Warum ich es aber nicht vorher gethan, warum ich wirklich in ernstlicher Verlegenheit und Verstimmung war, fand seinen Grund darin, daß Sie verheiratet und Familienvater sind; und wenn ich mich vor Ihnen allein im Grunde genommen nie recht schämte, wohl wissend, daß Sie erfahren und klug genug sind, um einzusehen, daß ich nicht mit solchen Geschichten jämmerlich enden werde, so that ich es desto mehr vor Ihrer Frau, welche ich wahrhaft achte und verehre. Sie war jederzeit so einfach und freundlich gegen mich gewesen, und nun auf einmal

[1]) Hettner an G. Keller, 18. Juli 1853: „Ich habe hundertmal jenen unseligen Augenblick verwünscht, da ich mir beikommen ließ, Sie um die Rücksendung der bewußten Summe zu bitten. Ich war aber damals in großer Verlegenheit. Jetzt ist diese Verlegenheit längst vorüber, und mir war aus derselben keine andere Spur zurückgeblieben als das drückende Bewußtsein, mir durch dieselbe leichtfertig einen wahren und wackeren Freund verscherzt zu haben."

diese häßliche und lächerliche Geschichte, indem ich ihren teuersten Mann anpumpe, in Verlegenheit setze und dann nichts mehr von mir hören lasse! Doch genug hievon für einstweilen.

Ich bin sehr betroffen, die große Gefahr und Sorge zu vernehmen, in welcher Sie geschwebt haben, und hoffe nur von ganzem Herzen, daß die Genesung Ihrer verehrten Frau nun für die Dauer maßgebend sei[1]). Ich hielt Sie mit Ihrer lieben Familie für gesichert vor solchen frühen und ernsten Prüfungen; aber lassen wir, als aufrichtig Strebende, uns zeigen, daß wir, ohne gesalbte Christen zu sein, dennoch auf unsere Weise dem Ernst des Daseins eine ersprießliche Seite abzugewinnen wissen!

Ihre griechischen Skizzen will ich diese Tage lesen und Ihnen gerne unmaßgeblich darüber schreiben. Was ich davon auszugsweise in Zeitschriften las, ließ mir keinen Zweifel, daß Sie sehr glücklich schildern.

Ihr schlesischer Landsmann Max Ring, welchem ich von Ihrer jetzigen Arbeit erzählte, trug mir feierlichst auf, Ihnen eine Idee mitzuteilen, welche er habe: er halte nämlich Voltaire für die Fortsetzung der geistreich-witzigen Frondeurs, Rousseau hingegen für diejenige der religiös-pathetisch-demokratischen Jansenisten. Ich thue es hiermit.

Ring ist übrigens ein rühriger und talentvoller Bursche, welcher noch vieles machen wird. Das Lewaldsche Ehepaar hat, glaub' ich, keinen einzigen aufrichtigen Freund mehr. Überall, so viel ich höre, erregen sie Anstoß, nicht nur durch die Ostentation, mit welcher sie ihr Verhältnis produzieren,

[1]) Hettner an Keller, 18. Juli 1853: „Meine Frau war im März und April so krank, daß die hiesigen Ärzte sie alle aufgegeben hatten."

sondern auch durch die Anmaßung, mit welcher sie in litterarischen Gesprächen zusammen gegen ganze Gesellschaften Front machen. Kurz ehe Stahr seine arrogante und ungeschickte Epistel an die Sand drucken ließ, verhandelten sie den gleichen Gegenstand in einer Gesellschaft, und machten die George Sand herunter, wie man eine unbequeme Konkurrentin heruntermacht. Ein bescheidener und stiller Professor wagte etwas über den neuesten Roman der Sand zu sagen, als die Fanny sich großartig vom Sofa erhob und verkündete: „Ich dächte, mein Herr, ich hätte hier auch ein Wort mitzusprechen!"

Stahr treibt indessen seine Feuilletons-Schreiberei ins Alberne. Sein neulicher Artikel in der „Kölnischen Zeitung" war geradezu erbärmlich. Was ist denn das für ein kulturhistorischer Verstand, den ersten besten Schmöcker aus dem Jahr 1699 herauszugreifen und danach eine Vergleichung anzustellen? Wenn er nur bedacht hätte, was Luther über die alte Komödie gesagt hat, Melanchthon, Erasmus und andere zu geschweigen, so hätte er eingesehen, daß sein Lärmschlagen ganz unbegründet war. Aber Winckelmann und Lessing mußten als die ersten Besieger der Barbarei glänzen, damit die Überzeugung, daß Adolph Stahr der dritte und größte sei, um so fester im Leser wurzle. Diese Affektiertheit, mit welcher Stahr seinen griechischen Sinn und sein Lessing-Bewußtsein allüberall aufwärmt, hebt beinahe sein wirkliches Verdienst auf; denn zuletzt wird alles wieder Zopf, selbst die Bildung.

Was sagen Sie zu den Geschichten in Heidelberg? — — Die alte philosophische Unsitte, an irgend einer Stelle der Lehre die Wahrheit gut und deutlich merken zu lassen, dann aber sogleich ein handwerksmäßiges verworrenes System darum zu

wickeln, scheint einmal nicht aussterben zu wollen, sondern in den jüngsten Sprößlingen erst recht zu wuchern. Teilweise der kleinliche deutsche Autoritätsneid, teilweise die Flachheit der Zeit machen die Leute förmlich taub für die tiefe und grandiose Monotonie, mit welcher Feuerbach seine eine Frage ein halbes Leben lang abgehandelt und erschöpft hat, und sein ehrlich-klassisches leidenschaftliches Wesen wird von diesen Strohköpfen trivial und oberflächlich genannt, weil sie eben Konfusion und Schule brauchen, um zu existieren. Selbst wenn Feuerbach gänzlich auf dem Holzwege wäre, so wird es sich herausstellen, daß er für die Entwickelung des Gesamtzustandes und -Bewußtseins unendlich wichtiger und wesentlicher war als alle die Herren zusammen.

Was macht denn der Nachlaß seines verstorbenen Bruders[1])? Johanna Kapp malt nun ernstlich und leidenschaftlich Menschen und menschliche Dinge und soll sich tief hineingearbeitet haben. Im Herbst wird sie nach Heidelberg gehen. Fries und Locher seien, wie mir Johanna schreibt, eifrige Schüler und Zuhörer Fischers in Heidelberg. Fries soll im September auf Jahre nach Rom gehen.

Was meine Arbeiten betrifft, so fürchte ich, ich habe den gegenwärtigen, mehrere Jahre herumgetragenen Schub vertragen und verschleppt. Aber ich habe dabei zum Troste für meine Zukunft bemerkt, daß ich, wenn ich frei aus mir heraus sinne, original und wesentlich sein dürfte; und eine solche Quelle versiegt nie. Ich habe täglich Gelegenheit, bei dramaturgischen Lesereien und Unterhaltungen zu entdecken, daß ich unbewußt manches schon lange gewollt und gefühlt habe, was als

[1]) Hettner hat kurz darauf die hinterlassenen Schriften von Anselm Feuerbach herausgegeben.

die neueste Entdeckung angepriesen wird. Ich sehe zu meinem Verdruß oder zu meinem Vergnügen oft im Theater, daß ich Situationen und Motive berühmter Stücke fast genau so schon selbst ausgeheckt habe. In meinem Roman kann ich mich rühmen, daß ich die Menge von Knabengeschichten, die in letzter Zeit erschienen und also an der Zeit zu liegen scheinen, antezipiert und ohne etwas Besonderliches zu wollen, weit wesentlicher und objektiver aufgefaßt habe, als alle die berühmten Herren, so wie der ganze Roman zwar alter Textur, aber neuen Stoffes sein dürfte. Könnte ich das Buch noch einmal umschreiben, so wollte ich jetzt etwas Dauerhaftes und durchaus Tüchtiges daraus machen. Es sind eine Menge unerträglicher Geziert- und Flachheiten, auch große Formfehler darin. Dies alles schon vor dem Erscheinen einzusehen, mit diesem gemischten Bewußtsein noch daran schreiben zu müssen, während gedruckte Bände lange vorlagen, war ein Fegefeuer, welches nicht jedem zu gute kommen dürfte heutzutage. Ich habe aber fortwährend mein inneres Auge offen und schlürfe alle Bitterkeit mit ruhiger und voller Besonnenheit und schmecke jeden Tropfen mit der Kenntnis seines Nutzens. Es geht mir im Kopfe herum, daß ich einmal irgend etwas machen werde, welches durchaus notwendig, berechtigt und aus Einem Gusse ist, und ich lasse diesen Augenblick ruhig herankommen; denn er wird alsdann ein ganzes Leben in sich tragen.

Ich bin sehr begierig auf Ihr Werk und hoffe viel daraus zu lernen[1]). Sie sind für mich gegenwärtig der klarste und verständigste und weitaus brauchbarste Litterarhistoriker, der mit diesen Eigenschaften zugleich Frische und

[1]) Die Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Freundlichkeit des Herzens verbindet, was den übrigen abgeht. Rosenkranz, welcher auch ein freundliches Gemüt ist, scheint dagegen, soviel ich aus seiner „Ästhetik des Häßlichen" ersehe, von Verstand und wahrer Kritik nichts mehr zu ahnen; denn Belesenheit thut's nicht, und letztere halten viele für Kritik. Schon der Titel ist widersinnig und romantisch. Schön ist schön, und häßlich ist häßlich in alle Ewigkeit. Es ist weiter nichts, als was die Physiker mit der Wärme thun; sie kennen keine positive Kälte und brauchen dies Wort nicht, sondern sie kennen nur geringe Wärme. So wird es mit dem Schönen gehalten werden müssen. Die Manier, vieles in der Kunstgeschichte als absichtlich verwandte und schön gemachte Häßlichkeit zu rangieren, ist überkommenes und irrationelles Räsonnement; denn genau betrachtet geschah dies in der wahren Kunst nirgends (die Ausartung ist gar nicht zu berücksichtigen), und was man dafür bezeichnen will, ist eben nichts als die pure Schönheit. So müssen wir uns auch hier ganz an den immer mehr maßgebend werdenden Vorgang der Naturwissenschaft halten, und gegenüber der allgemeinen und absoluten einzigen Schönheit nicht einen Gegensatz des positiv Häßlichen, wie einen Teufel, annehmen, sondern nur einen geringeren Grad der Schönheit. Wie gesagt, das Gleichnis mit der Lehre von der Wärme dürfte ganz anwendbar sein, besonders wenn man dazu noch an die gebundene Wärme 2c. denkt.

Es würde mich freuen, wenn Sie mir vom Seebade[1]) aus schreiben wollten; ich wünsche Ihnen indessen eine gute Kur und Erfrischung und verbleibe

Ihr getreuer Gottfr. Keller.

---

[1]) Wangeroog.

69. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 15. Oktober 1853.

Lieber Freund! Ihre freundlich besorgte Nachfrage[1]), welche mich wohlthuend berührte, obschon ich als Unkraut in keinerlei Gefahr schwebe, veranlaßt mich, Ihnen endlich den schuldigen Brief zu entrichten.

Vor allem wünsche ich, daß sich die Gesundheitszustände in Ihrer lieben Familie gebessert haben. Sie sind ja dies Jahr ein ordentlicher Märtyrer geworden![2]) Daß es Ihnen am Meere gut erging und gut gefiel, freut mich; ich bin nur neugierig, ob ich auch noch den Tag erlebe, wo ich wieder in eine vernünftige Gegend komme und entweder Meer oder Gebirg sehe. Die Märkische Landschaft hat zwar etwas recht Elegisches, aber im ganzen ist sie doch schwächend für den Geist; und dann kann man nicht einmal hinkommen, da man jedesmal einen schrecklichen Anlauf nehmen muß, um in den Sand hinein zu waten. Ich bin fest überzeugt, daß es an der Landschaft liegt, daß die Leute hier unproduktiv werden. Ich sagte es schon hundertmal zu hiesigen Poeten, die sich domiziliert haben, und sie stimmen alle ein und schimpfen womöglich noch mehr als ich; aber keiner weicht vom Fleck: lieber sterben sie elendiglich auf dem Platze, ehe sie von dem verfluchten Klatschnest weggehen. Wie sehr werde ich mich sputen, wenn ich einmal kann! Denn ich fühle wohl, daß ich hier auch eintrocknen würde. Ein Hauptgrund zu der Impotenz ist auch die verfluchte Hohlheit und Charakter=

[1]) Ob Keller etwa von der in Berlin herrschenden Cholera ergriffen worden sei.

[2]) Krankheit der Frau und Tod eines Töchterchens.

losigkeit der hiesigen Menschen, die gar keinen ordentlichen fruchtbaren Gefühlswechsel und -Ausdruck möglich macht. So kommen die Leute aus dem Rechten heraus, ohne zu wissen, wie es eigentlich zugegangen. Doch muß ich gestehen, daß für die eigentliche Gelehrtenwelt die Sache sich anders verhält und hier eine gute Luft zu sein scheint oder wenigstens einmal war.

Ein vorübergehender Aufenthalt hier hingegen ist jedenfalls auch für künstlerische und andere Seiltänzernaturen gut. Den Roman der Lewald[1]) habe ich noch nicht gelesen und werde es schwerlich bald thun. Wie es scheint, will sie sich mit Gewalt zur Alleinherrscherin beider Geschlechter dies- und jenseits des Rheines erheben und womöglich die einzige Romanschreiberin ihrer Zeit sein. Den „Robinson" will ich sobald möglich lesen. Können Sie mir eine gute Übersetzung bezeichnen?

Ich habe nun mit großer Freude Ihre „Reiseskizzen" gelesen und kann Sie versichern, daß ich lang kein so zweckmäßig geschriebenes und gelungenes Buch dieser Gattung gelesen habe. Bei Ihrer Konstruierung der alten Denkmäler mußte ich mich freilich als Lernender verhalten ganz und gar; aber auf wie angenehme plastische und genußvolle Weise lernte ich! Bei den landschaftlichen Schilderungen haben Sie kein Wort zu viel und keines zu wenig gesagt, so daß gerade die rechte Vorstellung, Anregung und Sehnsucht nach dem Lande entsteht; und dies Maß ist, wie ich glaube, etwas sehr Glückliches und Seltenes, was nicht alle oder vielmehr nur wenige treffen. Es war bisher noch am meisten bei den

[1]) „Wandlungen" (1853).

geistreichen eleganten Schriftstellern früherer Perioden zu finden und dürfte ungefähr dem Sinne der Alten selbst angemessen sein. Ich habe zufällig zugleich den Sophokles gelesen und beide Lektüren haben sich aufs schönste verschmolzen. Ich kann nicht begreifen, wie die Ansicht hat aufkommen können, welche erst Humboldt widerlegt hat, daß die Alten keinen Sinn für das Landschaftliche gehabt hätten. Sie brauchten ja nur ihre Götter zu nennen, so sah man Meer, Himmel und Gebirge vor sich; und wenn der Dichter den Helios über dies oder jenes Vorgebirge hervorkommen ließ, so war die Vorstellung aller Griechen, die die Lokalität kannten, gewiß keine bittere! Was braucht es da noch einen Feuerwerker wie Jean Paul oder einen Düftler wie Adalbert Stifter!

Ihre Schilderung des Menschlichen im jetzigen Griechenland ist ebenfalls trefflich. Daß Sie wegen der russischen Geschichten mißverstanden wurden, lag an der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit unserer lesenden und schwatzenden Gesellschaft, welche bloß ein vermeintliches Kennzeichen aufzuschnappen braucht, um in ihrer Faulheit dann die Sache einzuschachteln. So hat man Sie gleich zu Bruno Bauer gestellt, welcher auf absolute und positive Weise jetzt das Russentum verkündet.

Ich schicke morgen die letzten Korrekturen des dritten Bandes des „Grünen Heinrich“ fort. Die drei Bände werden nun sofort versandt. Es ist mir wünschbarer, daß der vierte allein kommt, da er eigentlich das Buch der ursprünglichen Intention ist. Ich muß mich nun allerdings an Sie halten behufs der Besprechung, da ich hier niemand kenne, der gefällig genug wäre, etwas für mich zu thun. Wenn Sie

15*

daher eine Anzeige machen wollten, so würden Sie sehr viel dazu beitragen, daß ich bald aus der Patsche käme, indem meine Landsleute darauf lauern. Die „Augsburger Zeitung“ ist dort der Barometer der Berühmtheit. Ich glaube gelesen zu haben, daß Sie über Tieck[1]) dort etwas geschrieben und nahm desnahen an, Sie hätten sich mit den Paschas in Augsburg ausgesöhnt. Wenn dem so ist, so würden Sie mir fast einen sicheren Erfolg im Geldpunkte verursachen, wenn Sie etwas hinpraktizieren könnten. Versteht sich von selbst ganz sachgemäß und kritisch; denn dies hilft selbst in jenem Punkte mehr als gewaltsames Lob, abgesehen von Anstand und Ehrlichkeit, an die wir uns halten wollen.

Ich kann jetzt endlich sagen, daß ich in ein kontinuierliches und ergiebiges Arbeiten hineingekommen bin und denke mich binnen einem Vierteljahre herauszufressen. Das Romanzerogedicht werde ich auf Weihnachten nun doch allein herausgeben, da es in dem Gedichtbändchen nicht mehr Platz hatte, „weil die vorrätigen gepreßten und vergoldeten Pappdeckel zu eng seien“. Das kommt von unserer Buchbinderpoesie. Man wird nächstens leere Einbände kaufen mit schönen Titeln. Vieweg hat vor zwei Jahren die starke Zahl von 1500 gedruckt, mit der Bedingung, daß er nach einiger Zeit den Rest, der nicht verkauft sei, als zweite Auflage mit Vermehrung, die ich unentgeltlich liefern muß, versende. — —

Etwas Possierliches ist mir mit meinem Jeremias Gotthelf passiert, den ich, wie Sie wissen, mir zum Dramatisieren aufgespart. Die Berliner sind jetzt plötzlich darüber hergefallen, einer hat eine Oper gemacht, und X. will ein Lust-

[1]) „Ludwig Tieck als Kritiker“ in den „Blättern f. lit. Unterhalt.“ 1853, Nr. 16; neu gedruckt in Hettners Kl. Schriften S. 513 ff.

spiel machen, das nach der Verhunzung, die er mir mitteilte, ganz wässerig wird. Ich war ganz verblüfft und verwundert über diese Trüffelhunde, die fortwährend das gute Material aufwühlen und es dann verhunzen. Ich teilte ihm absichtlich mein Vorhaben mit und werde nichts destoweniger meine Gedanken ausführen; denn es reizt mich nun, geradezu darauf loszugehen und alle das Volk abzutackeln. Ich werde auch expreß eine „Agnes Bernauerin" machen und damit Hebbel und Melchior Meyr zusammen attackieren.

Ein Bändchen Novellen ist ganz spielend entstanden, und Vieweg wird es wahrscheinlich mit dem vierten Band des Romans zusammen herausschicken. Nur fürchte ich, daß nun zuviel nach einander kommt und ich den Anschein eines anmaßlichen Schmierers gewinne, da die Leute nicht wissen, wie langsam und jämmerlich es bei mir herging.

Ich werde Ihnen nächstens wegen des Romanes noch einmal schreiben und schließe daher für heute.

Mit tausend Grüßen Ihr

G. Keller.

70. An Mutter und Schwester.

Berlin, den 24. Dezember 1853.

Liebe Mutter und Schwester! Leider bin ich immer noch nicht so weit, daß ich heimkommen kann; indessen steht die Sache nicht so übel, als Ihr vielleicht denkt. Meine Bücher sind noch nicht ausgegeben; der Grund ist, weil ich mit dem Buchhändler in Unterhandlung stehe wegen der Zukunft. Wenn er sie nun ausgiebt und dieselben etwa ein für mich günstiges Aufsehen erregten, so würden meine

Forderungen dadurch unterstützt, und er sucht deswegen die Sache hinzuhalten. Indessen werde ich ihn ruhig machen lassen; ich finde jetzt Verleger genug und habe für meine Arbeiten für die nächste Zeit wenigstens 2000 Franken (um in Eurem Gelde zu rechnen) in Aussicht. Dies sind keine Redensarten, sondern es verhält sich so. Freilich habe ich eben so viel alte und neue Schulden. Damit es nun nicht zu lange geht, sind in Zürich einige junge Leute, teils von der Regierung, teils andere, zusammengetreten und haben, nachdem sie einen Überschlag meiner Schulden verlangt, die ganze Summe zusammengelegt, welche mir nächstens geschickt werden wird, so daß ich endlich einmal meinen Verdienst in der Hand behalten kann. Von dieser Sache sagt Ihr aber niemand etwas.

Ich hätte schon etwas Geld geschickt. Ich dachte aber, Ihr werdet vom Hausverkauf vielleicht ein ungrades Stückli Geld zum Gebrauch übrig behalten haben, so daß Ihr auskämet. Sollte indessen dies nicht der Fall sein, so schreibe es mir, liebe Mutter, damit ich noch vor meinem Nachhausekommen Geld schicken kann. — — Was das Zimmer betrifft, so ist es mir lieber, dasselbe stehe leer: man kann es nie wissen, ob man plötzlich heimreisen muß; auch mag ich nicht gern ein fremdes Subjekt da im Hause haben, das die Nase in alle meine Verhältnisse steckt.

Der Punkt wegen der Schulden und wegen des Verdienstes wäre also nun beseitigt. Nun kommt aber noch, daß, ehe ich heim komme, meine Sachen müssen heraus sein und mein Zweck wegen des Theaters in Berlin erreicht werde, damit ich gegenüber der Regierung, die auch dafür verantwortlich ist, etwas gethan habe. Ich will überhaupt

mit gutem Ansehen nach Hause kommen und als ein selbständiger Mann in jeder Hinsicht. Desnahen können noch wohl einige Monate vorübergehen. Auf Ostern aber komme ich ganz gewiß.

Daß die Jungfer Ammann[1]) gestorben ist, thut mir sehr leid. Ich hoffe nur, daß Du selbst werdest noch gesund bleiben und bitte, auch das Deinige dazu zu thun und Dich nicht mehr so abplagen wie früher. Auch gönne Dir etwas mehr im Essen und Trinken und kleide Dich gut!

Wenn es, ehe ich nach Hause komme, an Geld fehlt, so schreibe es, wie gesagt! Da ich selbst jetzt in einem Alter bin, wo man nicht gern bloß Kartoffeln ißt, so möchte ich nicht gern, daß es alsdann heißen würde: seit meiner Rückkehr thue man auf einmal dick.

Was macht denn der Oheim? Und wie geht es in Glattfelden? — —

Nun wünsche ich Euch herzlich ein gutes neues Jahr und daß Ihr in guter Gesundheit und besserer Hoffnung meine Rückkehr erwartet.

Euer getreuer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

71. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 5. Januar 1854.

Lieber Freund! Ich erfahre erst durch Ihren Brief, daß Vieweg mein Buch endlich versandt hat. Den vierten Band hat er von mir noch nicht, und ich schrieb ihm noch jüngst,

[1]) Gottfried Kellers Patin, geb. 1781; Bd. 1, 10.

daß er, da es einmal so weit sei, noch so lange warten möge. Als ich ihn früher bat, einzelne Bände zu versenden, wollte er nichts davon wissen. Ich fürchte nun, daß das Buch verunglücken wird; denn wie ich es näher betrachte, kann seine Berechtigung erst durch den Schluß sich ausweisen. Glauben Sie es trotzdem zweckdienlich, und, daß die „Allgemeine Zeitung" eine zweite Besprechung des Ganzen aufnehmen werde, so ist es mir lieb, wenn wenigstens irgend eine gute Stimme sich vorläufig hören läßt, die einen bestimmten Ton anschlägt. Jedenfalls und vor allem aus wünsche ich auch für mich selber Ihre unumwundene Meinung zu wissen.

Wenn Sie das Exemplar von Ihrem Buchhändler auf einige Wochen im Hause behalten können, ohne es zu kaufen, so schneiden Sie es einstweilen zu Ihrem Gebrauche auf; ich werde, sobald ich meine Exemplare habe, die ich hoffentlich doch bekommen werde, Ihnen eines durch die Post franko zusenden zur Restitution an den Sortimenter. Sollte dann Vieweg inzwischen Ihnen eins schicken, so melden Sie es mir mit zwei Worten.

Der vierte Band als Schluß enthält die Antwort oder Auflösung der Frage, welche in der Jugendgeschichte liegt. Der grüne Heinrich, in erster Jugend aus dem öffentlichen Unterricht hinausgeworfen und anderer Mittel entbehrend, einen ungenügenden Beruf wählend, weil er keine Übersicht, keine Auswahl hat, muß sich durch Zufall einzelne Fetzen der Bildung aneignen und durch einzelne Risse in den hellen Saal der Kultur zu gucken suchen. Er entdeckt endlich, daß seine Künstlerschaft nur ein Irrtum war, daß er ebenso gut ein geistreicher Liebhaber in irgend einer andern

Spezialität hätte werden können wie in der Landschaftsmalerei. Er sieht schmerzlich, daß nicht der Boden, die Vegetation, die Atmosphäre, sondern der Mensch selbst der Gegenstand seiner Anlagen ist; und zwar läuft es nicht etwa auf einen Poeten hinaus (um das ewige Litteraturdichten zu umgehen), sondern auf das reine Gefühl des Menschlichen, das, mit der Persönlichkeit oder individuellen Erfahrung ausgestattet, unter konkretes Menschentum (das vaterländische) tritt oder treten und nach den Gesetzen des Wahren und Einfachen wirken will.

Heinrich macht sich endlich klar und selbständig und gewinnt die Fähigkeit, als ein anderer in die Heimat zurückzukehren, als er fortging. Aber, indem er mit energischen und schönen Gedanken und Vorsätzen sich dem alten Städtchen nähert, stößt er auf den Leichenzug seiner Mutter. Sie ist über dem langwierigen Prozesse dieser Selbsterziehung aufgerieben worden, nachdem sie in seltener, wenigstens in diesen Ständen seltener Hingabe alles geopfert hat. Heinrich, der das Leben nur als ein Ganzes und Zusammenhängendes zu nehmen vermag und also nicht nach vorwärts schauen und sich als Weltverbesserer gerieren kann, ohne eine versöhnte Vergangenheit hinter sich zu haben, ist nun plötzlich gebrochen. Denn das Leben der einfachen unwissenden Frau ist ihm ein ebenso wichtiger Bestandteil seiner Welt, wie jeder andere. Da er den Gedanken der Unsterblichkeit aufgegeben, fühlt er den Verlust um so tiefer und intensiver, sowie das ganze Verhältnis, das körperliche Band der Familie, die unmittelbare Quelle des Daseins.

In solcher Weise schließt das Buch tragisch, aber klar; und besonders glaube ich den sogenannten Atheismus respek-

tabel und poetisch gemacht zu haben, so daß er selbst in den Augen der Frommen wenigstens als eine Tragödie gelten kann, welche zur Reinigung ihres Gottgedankens beiträgt.

Soviel nur, damit Sie ungefähr sehen, auf was es ankommt.

Es freut mich, Sie im März hier zu sehen und bin begierig, was Sie in der Singakademie aufstellen wollen. Herr Vieweg macht sonderbare Manöver mit mir, welche ein bißchen nach Starrsinn aussehen. Darüber mündlich, etwa bei Riquet, welcher Ihnen hoffentlich jene Gans geschickt hat. Die Sachen[1]) von Bogumil Goltz habe ich noch nicht gelesen, will es aber nächstens thun. Ebenso werde ich den letzten Jahrgang des Gutzkowschen Blattes kaufen, um nachzusehen, was Sie über „Hamlet" darin haben[2]). Ich las die Inhaltsanzeige jener Nummer in Zeitungsannoncen, das Blatt habe ich noch nirgends Gelegenheit gefunden zu lesen, ebensowenig das „Deutsche Museum"[3]). Dies ist Berliner Komfort. Wenn Sie kommen, so werden Sie mich als uniformierten Litteraten im Frack unter Ihrem Auditorium finden.

Im Sommer werde ich zu Hause sein müssen, da meine Mutter nicht länger warten will. Doch werden auch die Frühlingstage in Thüringen schön sein. Indem ich mich Ihrer Frau Gemahlin empfehle, verbleibe ich bis auf weiteres

Ihr G. Keller.

[1]) „Jugendleben".

[2]) In Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" 1854 II, 88 ff.; neu gedruckt in Hettners Kl. Schriften S. 413 ff.

[3]) Jahrgang 1852 II, 172 ff. brachte einen Beitrag Hettners: „Der Ursprung der Kunst".

72. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 11. Februar 1854.

Lieber Freund! Da ich von Vieweg endlich Exemplare bekommen habe und aus erhaltenen Briefen ersehe, daß er auch anderswo nach meiner Anweisung welche versandt hat, so ersuche ich Sie, mir zu berichten, ob es auch bei Ihnen geschehen sei. Im entgegengesetzten Falle will ich Ihnen sogleich eines durch die Post zustellen. Doch lassen Sie die Anzeige, falls Sie durch die Lektüre noch zu einer solchen aufgelegt blieben, nun bis Sie den Schluß haben.

Die Idee einer schweizerischen Hochschule hat nach harten Kämpfen, worin sich wunderliche Gegensätze offenbarten, im schönen Monat Januar oder Februar endlich Fiasko gemacht. Die Welschen stemmten sich mit aller undisziplinierten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur und ließen die katholischen Obskuranten der deutschen Urschweiz, die sich auch dagegen sperrten, als unschuldige Lämmlein erscheinen. Sie wollten sogar den Ostracismus ausüben gegen einen der Ihrigen, welcher dafür gestimmt hatte, daß auf gemeineidgenössische Kosten „die Träumereien und der Unsinn der deutschen Philosophie" eingeführt und gefüttert würden!

Es ist nun ein Polytechnikum in Zürich beliebt worden, verbunden mit einer Fakultät für exakte Wissenschaften und Humaniora. Gestern erhielt ich einen Brief aus Bern, worin ich gefragt werde, ob ich Lust habe, eine Stelle für Litteraturgeschichte, Kunst ꝛc. anzunehmen. Man gab mir zugleich zu verstehen, daß dies die letzte Gelegenheit sein dürfte, auf anständige Art unterzukommen und eine feste

Stellung zu gewinnen. Bis zum Herbst dieses Jahres wird das Institut wahrscheinlich errichtet.

Dieser Brief hat mich in die größte Verlegenheit gesetzt. Hätten wir monarchische Zustände, wo es mehr darauf ankäme, einen à la Geibel oder Redwitz in eine bequeme Lage zu versetzen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, indem ich das, was jene Herren etwa vorbringen, auch vorzubringen wüßte. Da aber an der projektierten Anstalt für den ausgesetzten Lohn wacker gepaukt werden muß, so liegt die Frage anders. Von Kunstgeschichte dürfte die ersten paar Jahre keine Rede sein, da mir alle archäologischen Kenntnisse abgehen. Mit zusammengeschwindelten Heften zu hantieren, wäre mir unmöglich und dürfte mir schlecht bekommen, besonders gegenüber von jungen Technikern, Architekten u. s. f. Deutsche Litteratur hingegen würde ich mir vorzutragen getrauen samt den nötigen Episoden englischer, französischer und anderer Einflüsse, d. h. wenn ich das Gesamtmaterial durchlesen habe, was zum ersten Mal in meinem Leben geschehen würde.

Es ist mit dem Dozieren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen, und wenn ich auf die Sache eingehe, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß ich mir die Verhältnisse allmälig nach meiner Individualität gestalte und zwinge, indem ich später nur dann lesen würde, wenn ich der schweizerischen Jugend etwas von innen Herausgekommenes zu sagen habe und zu sagen wünsche, sei es in einzelnen ethischen oder kritischen Monographieen, oder durch das stehende Thema der Litteraturgeschichte. Durch produktive Thätigkeit ließe sich eine solche Stellung am Ende erlangen, wenn ich unserm patriotischen

Wesen dadurch einigen Vorschub und Ehre zubrächte. Da die alte Universität daneben fortbesteht, so wären genug jüngere Dozenten vorhanden, welche materiell fleißig vortragen, und bei denen die jungen Leute hören können.

Es ist mir aber vor allem aus nötig zu wissen, und hierüber wünsche ich, bester Freund, Ihren aufrichtigen Rat: ob es mir überhaupt möglich sein würde, allfällig im nächsten Winter schon auch nur Ein Kollegium über Litteraturgeschichte zu halten? Ob es nicht die ganze Zeit absorbieren würde, sich dazu vorzubereiten? Ob man etwa die Hälfte des Vorzutragenden noch während des Semesters selbst ausarbeiten kann und dabei doch noch etwas anderes thun? Sie kennen meine ungefähre Auffassungskraft und das Niveau meines Urteils oder vielmehr die Beweglichkeit desselben, und bitte Sie hiernach mir Ihre Meinung zu sagen, auch dabei zu bedenken, daß es nicht meine Bestimmung sein kann, aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden, daß ich aber in einigen Jahren die Sache immer wieder an den Nagel hängen könnte, nachdem ich, was der beste Witz wäre, noch etwas Ordentliches dabei gelernt hätte[1])!

Was einen Professor par excellence für Archäologie

[1]) Hettner an Keller, 12. Februar 1854: „Ich rate Ihnen zur festen Annahme und gratuliere Ihnen zu dieser Stelle ganz aufrichtig... Wenn Sie Bedenken tragen, der Aufgabe gewachsen zu sein, so sind Sie in der That zu bescheiden. Ich glaube nicht nur, daß Sie vortreffliche Vorträge halten werden, sondern freue mich schon im voraus auf die feinen Sachen, die sich bei diesen Professoralstudien Ihnen unter der Hand ergeben werden; ich weiß nur allzu sehr, wie gerade die feinsten Bemerkungen in meiner dramaturgischen Schrift Ihnen entstammen."

und Kunstgeschichte betrifft, so würde ich mich einzig freuen, Sie in einer erträglichen Stellung in Zürich zu wissen; leider aber würden Ihnen die äußeren Verhältnisse in keiner Weise ersetzen, was Ihnen die Zukunft in Norddeutschland, vielleicht in Berlin, verspricht. Doch schreiben Sie mir jedenfalls hierüber Ihre Gesinnungen[1])!

Ihr G. Keller.

Ich wohne jetzt Mohrenstraße Nr. 58, zwei Treppen.

Wenn Sie hieher kommen, so können Sie gleich bei mir absteigen und da wohnen, da ich neben der Wohnstube eine geräumige Schlafstube habe.

73. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 14. Februar 1854.

Lieber Freund! Umgehend sende ich Ihnen das Buch[2]) nebst den vermehrten neueren Gedichten in einem abscheulichen Umschlage.

Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen in betreff meiner Anstellung. Obgleich Sie sich über mein Können zu günstig aussprechen, so will ich nun doch den Entschluß fassen, was mich auf eine ganz verteufelt unangenehme Weise prickelt. Aber es hilft nichts, es muß probiert werden. Ich muß mich mit Gewalt in ausgefüllte starke Beschäftigung werfen, sonst

[1]) Hettner an Keller a. a. O.: „Ich würde einen solchen Ruf, wenn er mich nicht pekuniär schlecht stellt, mit Freuden annehmen, da die deutsche Reaktion für die Zukunft mir wenig Chancen bietet. . . Es wäre schön, wenn wir Kollegen würden. Wir könnten dann allerhand schöne Dinge spintisieren und ausführen."

[2]) Die drei ersten Bände des „Grünen Heinrich".

geht die Duselei ins Unendliche fort. Natürlich werde ich zum voraus bedingen, daß ich für den Anfang nicht zu viel lesen muß.

Den äußern Rechtfertigungsgrund dazu muß ich freilich dies Frühjahr und den Sommer über herstellen durch einen honorigen Abschluß meines bisherigen Produzierens. Der Entschluß fällt mir aber um so schwerer, als ich gerade jetzt glaubte, eine freie und einträgliche Thätigkeit vor mir zu sehen und durch den Aufenthalt in Berlin das sogenannte Geldverdienen mir abgemerkt habe.

Der Haupttrost würde mir sein, Sie in Zürich zu wissen. Ich werde sogleich mein Möglichstes thun, die Züricher Mitglieder, welche einen starken Einfluß in dem neuen schweizerischen Erziehungsrate haben werden, zu instruieren. Es ist mir lieb, daß Köchly da ist[2]). Ich weiß nicht genau, welches der höchste Gehalt für das neue Institut sein wird, ich glaube ungefähr 2400 Franken. Dies ist freilich nicht viel. Doch wird sich die Einnahme der einzelnen Professoren im Verlaufe vermehren, und dann denke ich, könnten Sie es immerhin für einige Zeit wagen. Entweder bessern sich die öffentlichen Zustände in Deutschland, und Ihre Carrière leidet durch einen Aufenthalt in der Schweiz nichts; oder es wird schlimmer, und dann müssen Sie unter allen Umständen aus dem Zeug heraus. Auch bin ich überzeugt, daß Sie bei näherer Bekanntschaft auch für die alte Universität unentbehrlich würden, sowie auch durch die schweizerische philosophische Fakultät ein Keim gegeben ist, aus dem sich mit der Zeit ein Umfang entwickeln

[2]) Der Philolog Hermann Köchly lehrte seit 1850 an der Universität Zürich als Nachfolger J. Kaspar Orellis.

wird, der die gescheiterte Hochschule ersetzt. Man wird die Gelegenheit wahrnehmen und die Widerspenstigen beim Schopf nehmen, wenn sie die deutschen Schweizer wieder einmal nötig haben.

Schreiben Sie mir doch sogleich, wenn Sie den Roman gelesen haben, welche Fehler Ihnen aufgefallen sind, und ob Sie glauben, daß durch eine gelegentliche Umarbeitung und Kürzung das Buch einen bleibenden Platz erhalten könnte, oder wenigstens eine relative Bedeutung. Dies wird sich freilich erst nach dem Schlusse ganz beurteilen lassen. Mit besten Grüßen Ihr Gottfried Keller.

Hettner schildert den Eindruck, den er von der Lektüre der ersten drei Bände erhielt, in folgendem Briefe:

„Jena, den 19. Februar 1854.

Gestern, mein lieber Freund, habe ich Ihren ‚Grünen Heinrich' vollendet. Heut ist es mein erstes Geschäft, Ihnen für den tiefen und anregenden Genuß, den Sie mir verschafft haben, den herzlichsten Dank zu sagen.

Ich erfülle damit ein wahrhaftes Herzensbedürfnis. Es ist das Zeichen jeder tüchtigen Produktion, daß sie wieder produktiv wirkt. Ihr Roman hat eine Ruhe und Sammlung, ich möchte sagen eine Stille der Beschaulichkeit in mir hervorgebracht, daß es mich drängt, diese Einkehr in mich selbst in mir noch einige Zeit festzuhalten und mir über die künstlerischen Mittel, die diese harmonische Stimmung hervorriefen, Rechenschaft abzulegen. Ich wünsche Ihnen zu Ihrer Schöpfung aufrichtig Glück. Sie sichert Ihnen unzweifelhaft in unserer Litteratur für immer eine hervorragende Stellung.

Was uns in Ihrem Roman so tief und nachhaltig anspricht, das ist das Gefühl, daß wir es hier mit einem notwendig gewordenen, nicht willkürlich gemachten Werke zu thun haben. Man fühlt überall die Wärme des Erlebten hindurch; wir haben hier im höchsten Sinne Dichtung und Wahrheit. Jeder, der selbst ein innerliches Bildungsleben geführt hat, findet sein eigenstes Wesen hier wieder, nur klarer und tiefer, als er selbst es darzustellen vermocht hätte. Ich bin gewiß, daß jeder sinnige Leser gern immer wieder zu Ihrem Buche zurückkehren wird; immer wird er sich an der Anschauung der reichen und kräftigen Natur des hier dargestellten Helden trösten, erbauen und fördern können.

Und dies um so mehr, als in der That die einzelnen Schilderungen von der wunderbarsten Frische und Poesie durchhaucht sind. Namentlich die idyllischen Sommer auf dem Lande, die Familie des Pastors, der Schulmeister, die lieblich seelenhafte Anna und die gesund sinnliche Judith, so wie der Held selbst, wie er naiv und doch immer klar und taktvoll durch alle diese mannichfachen Situationen und Verwicklungen hindurchschreitet, sind von unübertrefflicher Meisterschaft der Situationsmalerei sowohl wie der Charakteristik. Dazu die klare, einfache, im edelsten Sinne Goethesche Sprache, die doch nur wieder der naturnotwendige Ausdruck der maßvollen Klarheit der Konzeption ist. Ich sage Ihnen in Wahrheit, diese Jugendgeschichte ist ein Juwel; und ich bin stolz darauf, den Helden und Dichter derselben meinen Freund nennen zu dürfen.

Nun will ich Ihnen aber auch meine Bedenken nicht verhehlen.

Sie selbst machen in Ihrer Vorrede auf das Mißver-

hältnis aufmerksam, das zwischen der Jugendgeschichte und dem eigentlichen Roman stattfindet. Allerdings ist dies Mißverhältnis unleugbar vorhanden. Jedoch lege ich nicht allzu großes Gewicht auf diesen Kompositionsfehler, zumal da er sich bei einer zweiten Ausgabe leicht heben läßt. Vielleicht könnte man ohne weiteres den Roman mit dem Anfang der Jugendgeschichte beginnen und auch das übrige in diese hineinverweben; denn das Ganze trägt doch einmal die Haltung autobiographischer Bekenntnisse.

Wichtiger scheint mir das Bedenken, daß der Roman ungleich schwächer ist als die Jugendgeschichte. Es ergeht Ihnen wie Ihrem Helden in München: die Frische der Naturwahrheit nimmt ab, die Darstellung wird spiritualistischer, die Charakterzeichnung konventioneller. Es ist möglich, daß der vierte Band hier manches Dunkel aufhellen wird. Aber wie die Sache jetzt vorliegt, fragt man sich vergebens, warum die Liebesgeschichte zwischen Rosalie und Erikson, ja selbst zwischen Agnes und Lys so weit ausgesponnen ist. Man sieht nicht recht ein, was aus diesen Dingen für eine innere Wandlung des Helden entsprießen soll. Jedoch will ich hier mein Urteil noch unentschieden lassen; man muß erst den Schluß abwarten. Soll aber, wie es mir scheint, Ferdinand den Übergang vom Rationalismus zum Atheismus oder Pantheismus, oder wie man unsere menschlich freie Anschauungsweise sonst bezeichnen will, vermitteln, so hätte er allseitiger ausgeführt werden müssen. Jetzt erscheint er uns als allzu schwankend und lumpenhaft. Sei dem aber, wie ihm wolle. Jedenfalls ist der Maskenzug viel zu weitläufig. Er ist eben ein Maskenzug, nichts weiter. Er kann sich weder an innerer Poesie mit der vortrefflichen

schweizerischen Darstellung des ‚Wilhelm Tell‘ messen, noch kann er für den Helden eine andere Bedeutung haben, als daß er das Motiv für seine Verwicklung mit Ferdinand abwirft.

Doch genug von diesen Dingen! Sie sehen, daß ich ehrlich bin und dürfen daher um so unbedenklicher auch an die Ehrlichkeit meiner unbedingtesten Anerkennung glauben. Ich bin sicher, daß, wer sich den Sinn für das Wahre und Einfache in der Kunst bewahrt hat, denselben mächtigen Eindruck durch Ihren Roman bekommen wird, den ich bekommen habe.“

74. An Varnhagen von Ense in Berlin.

Hochzuverehrender Herr! Beifolgenden, in jeder Beziehung etwas langatmigen Prosaversuch Ihnen ergebenst mitzuteilen, wollte ich warten, bis der vierte Band erschienen wäre. Da es aber indessen Mai werden dürfte, und Sie von meinem Dasein überhaupt einmal freundliche Notiz genommen haben, so halte ich es nun der Schicklichkeit gemäß, nicht länger zu zaudern, sondern die vorliegenden drei Bände Ihrer gelegentlichen geneigten Ansicht anheim zu stellen.

Ein widerwärtiges Geschick fügte es, daß diese Arbeit vorweg gedruckt wurde und dann doch immer liegen blieb, so daß ich das Manuskript beständig in Aushängebogen verwandelt vor mir sah und nicht mehr die Macht hatte, früh oder spät erkannte Mißlungenheiten zu streichen. So kam es, daß zwischen dem Ungezogenen und Unbedachten selbst

das Gelungene, welches auf einen guten Willen, sich an die Meister zu halten, hinweist, eher einen beleidigenden Eindruck macht, indem man, des Herganges unkundig, sich mit Recht fragen wird, warum ich denn nicht ein reineres und besseres Buch gemacht habe?

Ich erlaube mir diese etwas aufdringlichen Andeutungen nur deshalb, hochzuverehrender Herr! um Sie von dem Vorhandensein eines schriftstellerischen Gewissens in mir zu überzeugen und bei der Lektüre Ihre Teilnahme vielleicht zu erregen für das wahrlich tragische Geschick, ein zweifelhaftes Werk in die Welt senden zu müssen gerade in dem Augenblicke, wo man bereits ein vollkommeneres Bild desselben, wie es sein sollte, in sich trägt!

Wenn ich denke, daß Sie dies Buch etwas näher angesehen haben werden, werde ich so frei sein, Ihnen wieder einmal meine ergebenste Aufwartung zu machen und verbleibe inzwischen, indem ich mich, hochzuverehrender Herr, mit der größten Hochachtung empfehle, Ihr

Gottfr. Keller.

Berlin, den 23. März 1854.

75. An Hermann Hettner in Jena.

[Berlin, 31. März 1854.]

Um keine Konfusion herbeizuführen, melde ich Ihnen, daß ich vom 1. April an Bauhof 2 bei Schmidt wohne, wo ich mich eifrigst bestreben werde, so bald möglich von Berlin wegzukommen.

Hoffentlich sind Sie mit Ihrer Frau Gemahlin gut in Jena angekommen und haben dort alles in bestem Zustande

gefunden[1]). Ich habe nach Ihrer Abreise nach Zürich geschrieben, für mich eine motivierte Ablehnung jener Anmutungen ausgesprochen, dagegen noch einmal weitläufig auf Sie hingewiesen.

Seither habe ich nur eine kurze Anzeige erhalten, daß die früher versprochene Geldhilfe nunmehr erfolgen werde; über die Schulsache wurde nichts erwähnt. Ich habe indessen erfahren, daß erst kürzlich zwei Männer, wovon der eine Dr. Escher aus Zürich (mein spezieller Tyrann), bezeichnet worden, um über die Organisation der Anstalt zu beraten. Berufungen stehen also noch im weiten Felde. Ich glaube kaum, daß die Schule im Herbst eröffnet wird. Ich bin überzeugt, daß meine Vorschläge jedenfalls erwähnt werden, rate Ihnen aber nun selbst, einstweilen nicht an die Sache zu denken. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob die Messieurs überhaupt eine Stelle für Litteratur und Kunstgeschichte haben wollen, oder dieselbe nur für mich kreieren wollten, um mich ein- für allemal vom Halse zu haben. Denn daß sie sich kein Gewissen daraus machen, das Öffentliche zu dergleichen Auskünften zu benutzen, dafür habe ich einen neuen Beweis, indem das zu erwartende Geld erst recht nicht aus ihrer Tasche kommt, sondern ein Vorschuß der Staatskasse ist, wofür sechs Mann sich verbürgen und ich zum voraus eine Quittung einsenden mußte[2]). Nach außen hin sieht alles dies ganz anständig aus und gereicht eine solche Poetenunterstützung der Republik von zweihundertfünfzigtausend Einwohnern zu aller Ehre. Genau besehen aber

[1]) Hettner hatte am 11. März in der Singakademie zu Berlin einen Vortrag über Robinson und die Robinsonaden gehalten.

[2]) Hier irrte sich Keller.

kommt es nur darauf an, daß diese reichen jungen Staatsmänner, die zum Teil Duzbrüder von mir sind, nicht in die eigene Tasche greifen wollen. Ein Grund, und ein sehr schlauer, ist allerdings auch, dadurch eine Gewalt über mich zu behalten, im Fall ich etwa nun meine Pflicht als Litterat nicht thun und nicht fleißig sein wollte.

Varnhagen, der bis in die Mitte des zweiten Bandes gelesen hat, sprach sich sehr günstig und überrascht über meinen Roman aus. Es wird aber wohl noch anders tönen, bis er zu Ende ist.

Ich werde jedenfalls über Jena kommen und grüße Sie inzwischen aufs beste. Ihr

Gottfried Keller.

76. An Mutter und Schwester.

Berlin, den 10. April 1854.

Liebe Mutter und Schwester! Den letzten Brief habe ich erhalten und muß leider denselben, statt mit meiner eigenen Person, nochmals mit einem Aufschub vergelten. Dadurch, daß die Herren in Zürich das versprochene Geld nicht schickten und mich fortwährend im Ungewissen ließen, haben sich meine Verhältnisse nicht verbessert, indem alle meine Berechnungen umgestoßen wurden und ich dazu noch um die Zeit kam, welche ich nicht in gehöriger Weise verwenden konnte. Erst vor vierzehn Tagen endlich erhielt ich eine Aufforderung, einen Empfangschein einzusenden und bin nun in Erwartung der Summe von 1800 Franken, d. h. wenn es endlich geraten will. Ich werde nun wohl erst Ende Mai nach Hause kommen.

Es thut mir leid, daß Du, liebe Mutter, Dich nicht behaglich fühlst in der Wohnung auf der „Platte"; doch brauchst Du die Hausleute nicht zu berücksichtigen und auch den Hausverkauf nicht zu bereuen[1]). Wir hätten das alte Haus doch nicht mehr brauchen und es höchstens als Eigentum behalten können, was nur unnütze Geschäfte gemacht hätte. In der jetzigen Wohnung werden wir wohl noch ein Jahr bleiben können. Ich habe darin Platz genug; da Regula wenig zu Hause ist, so kann ich auch in der Wohnstube arbeiten; und auch wenn sie da ist, so ist es mir angenehm, nach so vielen Jahren, wo ich wie ein wildes Tier immer allein und fremd in meinem möblierten Zimmer hockte, wieder einmal in unserer Haushaltung zu sein. Ich habe am glücklichsten gearbeitet, als ich noch gänzlich unbekannt in unserer alten Stube und dem Kämmerli herumhockte. Ich werde also erst etwa ein halbes Jahr in der gegenwärtigen Wohnung fleißig arbeiten und dann erst sehen, was für eine Art von Wohnung den Umständen angemessen ist. Man hat mich angefragt, ob ich eine Professorstelle an dem neuen eidgenössischen Institut versehen könne und wolle. Zuerst habe ich es bejaht, dann aber wieder abgelehnt, indem es

[1]) Die Mutter an Gottfried, 11. März 1854: „[Mit den neuen Hausleuten] habe ich wenig Konferenz und bleibe lieber allein in meiner Stube. Freilich hat das Alleinsein (dessen ich mich eben nicht gewohnt war) in den langen Winterabenden mich öfters mit einem Heimwehe nach dem Rindermarkt angefochten, manchmal eine Art Reue, ich hätte doch das alte Haus nicht verkaufen sollen, in welchem ich, trotz so vielen Stürmen und Schlägen des Schicksals, wenn auch nicht im Überfluß, doch stets genug und gesegnet darin zu leben und frei zu wohnen hatte. Solche Gedanken und Grillen bemächtigen mich hier viel in meiner Einsamkeit."

mich zu sehr von meinen litterarischen Zwecken abziehen und alle meine Kräfte in Anspruch nehmen würde. Wenn es nötig ist, so will ich lieber einen sonstigen einfachen Posten, der nicht viel zu denken gibt.

Es ist eine originelle Idee von Regula, daß sie glaubt, ich schäme mich ihrer und hätte deshalb ihrer in dem Buche nicht gedacht. Ich glaubte doch, über einen solchen Argwohn hinweg zu sein in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen. Ich habe mit dem Roman einen ganz bestimmten Zweck, welcher sich erst im vierten Band zeigt, und nach welchem ich keine Schwester brauchen konnte. Überhaupt ist lange nicht alles darin, was ich erlebt, so wie vieles auch gar nicht wahr ist, wie z. B. die Liebesgeschichten. Viele Figuren, welche ganz gut zu brauchen wären für eine poetische Bearbeitung, wie z. B. der Jean Kündig und andere Gesellen, an welchen sich lehrreiche Beispiele gestalten ließen, habe ich auch weggelassen, so wie den Mathis Spinner, welchen man sehr wehmütig komisch verwenden könnte. Wenn ich in späteren Jahren einmal meine eigentlichen Erlebnisse schildere, so wird meine Schwester auch ihre gebührende Stelle finden[1]). Übrigens wird das wunderliche Buch

[1]) Die Mutter an Gottfried, 11. März 1854: „Dein Roman ist letzten Dezember endlich hier angekommen, aber nur drei Bände; der vierte ist jetzt noch nicht da. Herr Flaigg hat diese bei [Buchhändler] Höhr bekommen. Sobald einmal der vierte kommt, wird er die Anzeige in die Zeitung machen. Diese Bände haben wir von Herrn Flaigg zum Lesen bekommen. Sie haben uns beide sehr angesprochen, besonders da der Hauptinhalt meistens Dein Jugendleben, Deine Buben- und Schulgeschichten betrifft. Obschon alles in anderen Gestaltungen und fremdartigen Umwandlungen dargestellt ist, so können die Personen, welche diese Erlebnisse am besten wissen, auch das Wahre heraus nehmen! Mit besonderm Wohlgefallen las ich die Er-

überall günstig beurteilt und hat mir sogar in Berlin, wo es hunderte von Schriftstellern gibt, in ganz heiklen und nobeln Kreisen eine schmeichelhafte Anerkennung verschafft. Es wird indessen erst seine Wirkung thun, wenn der Schluß erschienen ist, und ich glaube, daß es mich um ein gutes Stück vorwärts bringen wird, obgleich es viele Fehler hat und lange nicht das ist, was ich eigentlich machen kann, vielmehr eine bloße Studie oder ein „Lehrblätz" in dieser Art. Ich bedaure, daß ich den armen Münch nicht mehr gesehen und ihm auch nie geschrieben habe[1]). Indessen glaube ich, daß er mit seinem Metier in Amerika nicht übel fahren wird, wenn er nicht zu verlassen und mittellos dort ankommt. — —

Ich lasse den Flaigg grüßen. Er wird doch mein Buch nicht gekauft haben, indem ich ihm nach meiner Heimkehr schon eins hätte geben können; indessen danke ich ihm für seine treue Teilnahme.

Ich bin eingeladen worden, auf meiner Heimreise einige Wochen in Jena zuzubringen bei einer befreundeten Familie. Wenn es thunlich ist, so werde ich hingehen, und dann dürfte es Mitte Juni werden, bis ich heimkomme. Übrigens

innerungen und die Gedenkzeichen Deines teuren unvergeßlichen Vaters. Regula wurde zwar empfindlich, daß nirgends keine Erwähnung von einer Schwester sich findet: man könnte daraus schließen, als würdest Du Dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten. ‚Solch ein Grund wird es hoffentlich nicht sein', sagte ich. ‚Es ist im ganzen ein Roman, und wir wollen die Beurteilung darüber anderen Leuten überlassen'. Die Hauptsache ist, wenn's guten Beifall find't, sowie auch die zweite Auflage von Deinen Gedichten, welche darin angezeigt sind."

[1]) Kupferdrucker Eduard Münch aus Darmstadt hatte im März 1853 die Mutter in Zürich besucht. Kurz darauf zeigte er ihr seine Auswanderung nach Amerika an.

wird die Zeit schnell vergehen, und es wird sich alles zurechtfinden.

Indessen kannst Du mir wohl noch einmal schreiben. Ich freue mich immer, etwas zu hören, was bei uns vorgeht. Ich habe schon einmal geschrieben, daß Du die Briefe nicht zu frankieren brauchst; es kommt leider nicht auf einige Groschen an bei mir, sondern um hunderte, welche mir stets fehlen. Soviel ist indessen sicher, um Deine Sorgen ein wenig zu mäßigen, daß ich zu Hause mit dem, was ich hier brauche und bis jetzt immer aufgetrieben habe, mit Euch ordentlich werde leben können.

Ich habe meine alte Wohnung endlich aufgeben müssen und wohne nun Bauhof No. 2 bei Schmidt.

Tausendmal grüßend verbleibe ich bis auf weiteres und besseres

Euer Sohn und Bruder
Gottfr. Keller.

77. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 6. Mai 1854.

Lieber Freund! Ihre Rezension, die ich gestern las, erinnert mich, daß ich Ihnen noch meinen Dank für Ihren Defoe schuldig bin und auch beiliegendes Lustspiel zustellen muß, das mir Ring nebst Grüßen für Sie übergeben hat. Es gefiel sehr gut bei wiederholten Aufführungen, erweist sich aber bei der Lektüre als etwas trivial, nach meiner Ansicht. Ring hat überhaupt sehr mit der Gewöhnlichkeit zu kämpfen, neben großer Produktionsgewandtheit.

Ihre Rezension[1]), für welche ich demütigst danke, war

[1]) Hettner an Keller, 3. April 1854: „Die Rezension über Ihren Roman ist schon längst in den Händen der ‚Nationalztg.'; der Abdruck

sehr notwendig nach dem gemeinen Philisterquatsch, welchen Kühne in seiner „Europa" losließ[1]).

Die eidgenössische Schule in Zürich wird erst im Herbst 1855 ordentlich eröffnet und besonders an die Berufungen für die humanistische Fakultät noch nicht geschritten. Die philosophische Fakultät der alten Universität wird eingehen, um die drei übrigen Fakultäten glänzender auszustatten. Die eidgenössische Fakultät dagegen soll dann ebenfalls großartig angelegt werden. Ich hoffe, unter diesen Umständen selbst noch zu rechter Zeit in der Schweiz zu sein, um in unserm Interesse einzuwirken. Mir haben die Kerle noch nichts geschickt; vor vierzehn Tagen mußte ich erst eine gerichtlich bestätigte Verschreibung für die zu erwartende Geldsumme einsenden. Auf diese Weise bin ich die ganze Zeit über so in Sorgen gewesen, daß ich nicht viel thun und also nicht einmal das Verhältnis mit Vieweg herstellen konnte durch Absendung des vierten Bandes. Ich fürchte

---

wird nun wohl in den nächsten Tagen erfolgen. Es ist mir lieb, wenn Sie mir offen Ihre Meinung sagen. Über Varnhagens Urteil habe ich mich gefreut. Sie sollen sehen, daß Sie einen glänzenden Erfolg haben werden. Heut kündigt bereits das Prutzsche ‚Museum' ein Lustspiel von Ihnen an. Kurz, Aller Augen richten sich auf Sie.

Hettner war indes mit seiner Besprechung des „Grünen Heinrich" nachträglich höchst unzufrieden. Er schreibt an Keller am 6. Mai: „Ich habe da, wo das dichterische Nachempfinden walten soll, nur kurz verweilt, und dagegen da, wo der großsprecherische Verstand sein Wesen treibt, nur um so länger. So ist es mir begegnet, daß die Rezension den Anschein gewinnt, als lege sie ein großes Gewicht auf die einzelnen Mängel, die ich meiner Absicht nach doch nur sehr beiläufig berühren wollte. Kurz, die Rezension ist tadelnder, als Ihr schöner Roman verdient und als in der That meine Herzensmeinung ist. Über diese Ungeschicktheit bin ich wahrhaft untröstlich.

[1]) „Europa", Nr. 36 vom 27. April 1854. Wohlwollend blöde.

immer, er hat sich mit den Leuten in Zürich in Rapport gesetzt (da ich ihm behufs Übersendung von Exemplaren die Adressen und gutmütiger Weise auch den Grund mitgeteilt), und daß nun die beiden Parteien ein höchst weises Erziehungssystem zu befolgen vermeinen, indem sie mich zappeln lassen.

Ich komme jetzt öfter in die Kaffeekränzchen, die sich bei Varnhagen zusammenfinden. Von Litteraten ist nicht viel Erhebliches da: Ring, Vehse[1]) u. s. f. sind die Hauptlichter; dagegen sind einige wohlgebildete Damen und allerlei vornehme Herren da, wie z. B. der General Pfuel[2]), wodurch man wenigstens Gelegenheit hat, sich etwas abzuschleifen und einen beweglicheren Ton zu erwerben zu verschiedenen nützlichen Zwecken. Die Nichte Ludmilla hat sich höllisch für mich erklärt und mich, da sie in Pastell malt, schon abkonterfetet. Diese Ehre teile ich indes mit Herrn von Sternberg[3]), mit Vehse, mit Ring 2c., welche alle an Ludmillas Wand hängen, und die bessere Hälfte dieser gemalten Gesellschaft sind einige hübsche Mädchengesichter.

Obgleich sich Schicksal und Rezensenten so renitent und zäh gegen mich verhalten, daß ich für die Dauer dieser Bußzeit ganz voll Rachegefühle bin, so hoffe ich doch bald wie ein wohlgeschwänzter Komet an einem glücklicheren Himmel aufzugehen, von wo ich Sie dann besser gelaunt begrüßen werde. Ihr getreuer

G. Keller.

[1]) Eduard Vehse (1802—70), Verfasser der „Geschichte der kleinen Höfe".

[2]) Der bekannte Ministerpräsident, Freund Heinrichs v. Kleist, gest. 1866.

[3]) A. von Sternberg, der Novellist und Memoirenschreiber.

Ihrer Frau Gemahlin lasse ich mich höflichst empfehlen, so wie Ihren Kindern in Gedanken einen Pfefferkuchen überreichen, oder, falls sie es vorziehen, eine Düte Bonbons.

78. An Mutter und Schwester.

Liebe Mutter und Schwester! Ich habe das Geld aus Zürich, welches mir schon auf letztes Neujahr versprochen war, erst vor vierzehn Tagen erhalten. Dadurch ist meine ganze Berechnung umgestoßen worden. Ich konnte nur meine Schulden in Berlin bezahlen und muß zur Heimkehr und für die Schulden in Zürich, welche nicht mehr bedeutend sind, aber auch für den ersten Aufenthalt, eine neue Summe vom Buchhändler erhalten. Dies wird auf Ende dieses Monates geschehen, so daß ich wohl erst im Juli nach Hause kommen werde. Indessen stehen meine Aussichten jetzt gut. Die Buchhändler sind nicht schuld an der Geschichte, wie Du immer glaubst, liebe Mutter; sondern wenn ich erst einmal sorgenlos arbeiten kann, nachdem ich die nötigen Studien beendet, bezahlen sie gern meine Arbeiten, da ich erst jetzt eine gründliche Geltung im weitern Publikum erworben habe und noch erwerben werde. Die frühere Geschichte mit den Gedichten war eben nichts als ein verfrühter blinder Lärm.

Die Stelle an der eidgenössischen Schule kann ich immer noch bekommen, wenn es nötig ist, ebenso eine andere; überhaupt wünschte ich um Deinetwillen, daß Du nicht so unnütze Sorgen und Zweifel hegest. Ich werde gewiß bald heimkommen und zwar als ein anderer, als ich fortgegangen bin. Wenn ich hätte als ein „Hudel" heimkehren wollen, so hätte ich es längst thun können, da ich das Reisegeld

schon manchmal in der Tasche hatte oder jeden Augenblick erhalten konnte. Daß ich aber nicht so ins Blaue hinein nach Hause komme, sollte Euch doch ein Beweis sein, daß ich wohl weiß, was meine Heimkehr zu bedeuten hat in jeder Beziehung. Übrigens bin ich in dem großen Berlin geachtet und komme in sehr anständige Häuser; und die Zürcher werden mich wohl auch noch achten lernen, wenn ich schon bisher kein Geld hatte.

Auf die Wechselgeschichte des Kutscher Guland[1]) hättest Du Dich gar nicht so weitläufig einlassen sollen, sondern einfach sagen, Du nehmest keinen Wechsel an. Ich werde indessen die Sache nächstens abmachen. Ich habe mir endlich wieder einmal eine Uhr gekauft, um meine Zeit genauer abzuteilen, da ich mich selber nach Hause sehne. Wenn meine Verhältnisse geregelt sind, so kann ich von Deutschland aus bequem ein Einkommen von 2000 Franken haben; und wenn ich dazu noch eine gute Stelle bekomme, so wird es doch wohl gehen.

Wenn der Krieg und die Geldkrisis nicht gekommen wären, so wäre schon alles längst in Ordnung und ich in Zürich. Das Malheur hat also einen rein äußerlichen Grund, der nicht in mir oder in meinen Hoffnungen und Projekten liegt, wie Ihr vielleicht glaubt.

Ich wünsche, daß diese kurze Nachricht Euch nicht in so schlechter Hoffnung und trüber Stimmung antreffen möge, und daß Ihr Euch darauf verlaßt, daß ich bald möglichst und in guten Umständen heimkomme. Tausendmal grüßend

Euer treuer Sohn und Bruder

Berlin, den 13. Juni 1854. G. Keller.

[1]) Des ehemaligen Heidelberger Hausherrn.

79. An Hermann Hettner in Jena.

Mein lieber Freund! Da Sie vielleicht mich nun täglich erwarten, treibt es mich, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben. Vor vierzehn Tagen haben mir meine Landsleute endlich einiges Geld geschickt, aber nach dem Etat, welchen ich schon im Oktober vorigen Jahres eingesandt hatte. Es waren 420 Thaler, welche also zu einer bequemen und ehrenhaften Ortsveränderung nicht ausreichten. Ich muß also nun vom Schluß des Romanes und von den Novellen, überhaupt vom Verleger das übrige erwarten. Gründliche Abhilfe und Auskommen werde ich sicher durch die dramatischen Sachen haben, worauf ich mich täglich, seit ich das Theater wieder mehr besuche, mehr verlasse; es müßte denn mit dem Teufel zugehen. Der fehlerhafte Roman kann nicht maßgebend sein, weil diese weitschichtige unabsehbare Strickstrumpfform nicht in meiner Natur liegt. Ganz etwas anderes ist es, wenn man nur einige Bogen zu füllen hat, und das auf peripatetische Weise und in naturgemäßer Dialektik. Ich werde nächstens dem Vieweg den vierten Band abschicken und muß dann vor allem abwarten, wie er es mit dem Drucke hält, ob ich denselben noch von Berlin aus korrigieren soll ꝛc.

Gestern bekam ich eine Zuschrift von einem angehenden Verleger Hugo Scheube in Zeitz, welcher mir mit sehr verbindlichen und vielverheißenden Worten seinen in Heidelberg zu gründenden Verlag anbietet und anzeigt, daß er mit Ihnen über Ihr litterarhistorisches Werk Kontrakt abgeschlossen habe[1]). Wahrscheinlich haben Sie die Freund-

[1]) Die Litteraturgeschichte, die dann bei Vieweg erschien.

schaft gehabt, ihn aufmerksam zu machen und zu verführen, so daß ich mir also nicht zu viel einbilden darf auf diesen Brief, welcher sonst ein aufmunterndes Zeichen wäre und in Berlin, wo manche verblühende Größen gegenwärtig mit Manuskripten von Laden zu Laden vergeblich laufen, mir Neid erwecken dürfte. Es kommt indessen alles auf Vieweg an, was er hören läßt, wenn er den Schluß des Romanes hat. Sie werden ohne Zweifel Näheres wissen über besagten Anfänger, welcher mir allerlei weitaussehende Mitteilungen macht. Sie wissen, daß ich einen Verleger brauche, der das Geld nicht peinlich hervorklauben muß. Auch muß man an die Zukunft denken und sich eine allfällige Sammlung nicht zum voraus zersplittern oder erschweren. Ich habe immer die Hoffnung, abgesehen von der dramatischen Laufbahn, eine nicht große, aber gute Sammlung erzählender Schriften zu stande zu bringen, zu welchem Zwecke ich auch den „Grünen Heinrich“ noch einmal umarbeiten und ihm eine gemeingenießbare Form geben würde. Auch werde ich in drei bis vier Jahren doch noch eine glücklichere Sammlung meiner Gedichte zu stande bringen, und zu alledem darf ich meine Verhältnisse mit den Verlegern nicht verpfuschen, da sie wohl meine hauptsächliche Existenzgrundlage sein und bleiben werden. Ich will einstweilen dem Herrn Scheube verbindliche Antwort geben, da seine Mitteilung unter allen Umständen und besonders jetzt, wo alle ordinären Buchhändler peinliche und wichtige Gesichter schneiden, Dank verdient. Schreiben Sie mir aber doch, was Sie von der Sache denken!

Ihr Schriftchen über den „Robinson“ hat mich seither vielfach beschäftigt. Ich wollte, ich hätte es vor dem Schreiben des

„Grünen Heinrich“ gekannt, indem ich dadurch auf manches aufmerksam wurde. Ich lese jetzt die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, welche auch nichts anderes sind als eine geistige Robinsonade, nämlich insofern man zuschaut, wie sich ein Individuum alles neu erwerben, aneignen und sich einrichten muß. In diesem Vorgange liegt der Reiz, ob die Entdeckungen und Findungen dann neue Früchte, Tiere und bequeme Thalschluchten oder moralische Gegenden und Gegenstände betreffen. Ich lese auch den Rabelais zum ersten Male und bin frappiert, wie viele litterarische Motive und Manieren, welche man so gewöhnlich für nagelneu oder von einer gewissen Schule herstammend ansieht, schon seit Jahrhunderten vorhanden sind, ja wie man eigentlich sagen kann, alle wirklich guten Genres seien von jeher dagewesen und nichts Neues unter der Sonne Um nur ein Beispiel anzuführen: hielt ich den Witz, einen unverständlichen Gallimathias litterarisch anzuwenden, für neu und glücklich in der Tieckschen Novelle „Die Reisenden“, wo zwei Verrückte dergleichen Reden halten, welche mit großer Lustigkeit und Geschick gemacht sind. Nun finde ich im zweiten Buche des „Pantagruel“, Kap. 11 u. s. f. zwei Reden von Rabulisten, in welchen das förmliche Vorbild zu jener Art von Schindluder, in welchem sich die Herren Romantiker so sehr als „patentiert“ zu bewegen gefielen, zu finden ist. Man sollte allen Leuten, welche anfangen wollen, sich mit der Produktion zu befassen, dringend raten, durchaus allen vorhandenen Stoff systematisch durchzulesen und so mit allen eitlen Einbildungen, als würden sie neu sein, tabula rasa zu machen. Es bringt nun zwar mancher ein Motiv oder eine Manier aufs Tapet, welches er wirklich nirgends gelesen hat, und

das doch schon alt ist. In solchen Fällen glaubt man sich gerade schmeicheln zu dürfen, auf das verfallen zu sein, worauf früher schon bessere Leute, ohne doch etwas davon zu wissen. Die Sache verhält sich aber alsdann so:

Viele Witze und Motive, Fabeln, Anekdoten u. s. f. werden von den Volksschichten gepflegt und gehandhabt, kommen in die Mode in Bauern- wie Studentenkneipen, Werkstätten und Marktplätzen, verschwinden hier und tauchen dort wieder auf und schwimmen in der Luft umher. Nun kommt so ein Originalgenie und glaubt Wunder was zu thun, wenn er unmittelbar an der Mutterbrust der Natur liege, aus der „lauteren Volksquelle“ schöpfe, und wie die Ausdrücke alle heißen, wenn er hinuntertauche in die Tiefe des immer neuen Volksgemütes und Stoff da sammle, wo die „Salonmenschen“ nicht hinkommen. Er schreibt sich also derlei Witze hinter das Ohr und bringt sie als nagelneu und urkräftig glücklich zum Drucke, während dieselben schon vor Jahrtausenden vielleicht längst in klassischen Gedichten aufgeschrieben wurden. So gibt es Dinge der verschiedensten Art, welche sich das Volk immer wieder erzählt, z. B. erotische Anekdoten, die Boccaccio klassisch geformt, aber nicht erfunden hat, welche vielmehr schon in Indien gang und gäbe waren; so eine Menge Belustigungen, Scherze, Dialoge, Fabeln u. s. f. Und das Ganze des poetischen Stoffes befindet sich in einem merkwürdigen oder vielmehr sehr natürlichen fortwährenden Kreislaufe. Es wäre der Mühe wert, einmal eine Art Statistik des poetischen Stoffes zu machen und nachzuweisen, wie alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde, sobald nur gedichtet und geschrieben wurde. Nicht einmal

der lyrische Weltschmerz, den man immer modern nennt, ist neu; er ist, sofern er schön ist, schon vollkommen in chinesischen Liedern ausgedrückt, mit allem heutigen Apparate: landschaftlichen Stimmungen, kleinen netten Pointen u. dgl. Welcher Reichtum an konkreten plastischen und drastischen Einfällen und Bildern, mit denen man sich heute so abquält, in der indischen und andern orientalischen Poesie liegt, ist bekannt. Mit einem Worte: es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten (Beweis: Hebbel, der genial ist, aber eben weil er durchaus neusüchtig ist, so überaus schlechte Fabeln erfindet). Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht. So war Cervantes neu in der Auffassung des Don Quixote (ich weiß nicht einmal, ob durchaus), aber nicht in der Ausführung und in den einzelnen poetischen Dingen. Und dies ist der beste Fingerzeig, wonach ein Dichter streben und in was seine Ehre setzen soll.

Ich habe mich sehr gefreut an den „Hermen“ von Paul Heyse, d. h. an den neueren Sachen, die er in Italien und seither gemacht hat, an der „Furie“, „Perseus“, zum Teil auch an den „Idyllen aus Sorrent“. — — Möchten doch alle, welche ihm die Zukunft absprechen, sich erinnern, was sie eigentlich in jenem Alter gemacht und nachgeahmt haben; höchstens war es Heine statt Goethe. Und dann, wer so nachahmen kann und eine solche Sprache führt, wird gewiß einmal etwas Tüchtiges aufstellen, wenn die Rinde fällt. Wenn der arme Heyse nur bald aus der unglücklichen Konstellation zwischen den beiden Süßwasserfischen Kugler und Geibel, über welcher der König von Baiern schwebt, herauskommt! Wenn

etwas Selbständiges in ihm steckt, so wird und muß er bald über die Schnur hauen.

Neulich sah ich auch den „Sonnenwendhof" von Mosenthal[1]). Es ist, wie im „Struensee", eine mit echt jüdischer Gemeinheit und Frechheit zusammengestoppelte Sammlung kleiner Effektchen, die auf alle Schwächen des Publikums spekulieren. Nichts wird verschmäht, was einem Guckkasten wohl ansteht. Was in der Gotthelfschen Erzählung, die Sie kennen, gut und dramatisch verwendbar war, hat er mit außerordentlicher Kunst verhunzt und ins Gegenteil verkehrt, ebenso sehr aus angeborener Gemeinheit als aus östreichischer Dummheit. Ein förmliches Armutszeugnis stellte er sich dadurch aus, daß das ganze Stück im Dialekt geschrieben ist. Wer einen Volksstoff nicht in die Schriftsprache übersetzen kann, sondern den Charakter in „no schaun's, i hob sie liab ghobt" ꝛc. suchen muß, der weiß überhaupt nicht, was ein Drama ist und sein soll, oder kann wenigstens keines machen. Das Traurigste ist indessen, daß ein Berliner Hoftheater auf diesen Zopf anbeißt; Dekorateur, Maschinist und Schauspieler wetteiferten, den Mosenthal noch zu übermosenthalen, und das Publikum läuft nun schon zum zwanzigsten Male hinein. Ich sah übrigens, wie die Leute bei pathetischen Stellen lachten und sich nur an dem Sammelsurium von bunten Spielereien amüsierten. Obgleich das Stück im östreichischen Gebirge spielt, trägt die eine Schauspielerin ein Bernerkostüm, die andere ein Appenzeller, die dritte ein Tiroler, die vierte ein Steirisches u. s. f. Herdengeläute, Alpenglühen, Milchessen, Jodeln (und zwar sehr schlecht und ungeschickt) und lauter solche Dummheiten wechseln ab.

[1]) Vgl. G. Kellers Nachgelassene Schriften S. 163.

Der Gutzkow ist doch ein jämmerlicher Mensch in seinen „Anregungen“ in seinem Blatte[1]). Er weiß doch wirklich nicht mehr, was er will.

Doch für einmal ist es nun genug geschustert; hier habe ich gar keine Gelegenheit zu plaudern, denn alle Leute, vom alten Varnhagen bis zum Max Ring herunter, haben kein unbestochenes und gesundes Urteil mehr. Varnhagen lebt eben in der Vergangenheit; die jüngeren aber sind förmliche Hallunken, die es nicht über sich vermögen, etwas zu loben, woran sie keinen Teil haben, oder etwas zu tadeln, was eine ihnen gewogene Größe gemacht hat. Gute Grundsätze werden genug ausposaunt, aber jeder thut das Gegenteil von dem, was er sagt, mit der größten Schamlosigkeit. — —

Was meine Verhältnisse betrifft, so denken Sie etwa nicht, daß dieselben noch lange auf demselben Punkt bleiben, und lassen Sie sich überhaupt darüber nichts kümmern. Was ich schon lange sagte, eine Veränderung wird jedenfalls mit dem abgeschickten vierten Bande eintreten.

Mit besten Empfehlungen und Grüßen an Ihre Frau und Sie Ihr

Gottfried Keller.

Berlin, den 26. Juni 1854.

---

[1]) In seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ brachte Gutzkow eine stehende Rubrik „Anregungen“. Keller ärgerte sich wahrscheinlich nicht wenig über die Anregung, die später, 1855 Bd. 3, 671 dieses Blattes unter dem Titel: „Eine alte Aufgabe Berlins“ zu der Zeit brachte, da Fr. Th. Vischer nach Zürich berufen wurde. Gutzkow hielt die Verpflanzung des berühmten Ästhetikers an einen Ort, der den Studien desselben nur „die dürftigste Nahrung geben kann“, für bedauerlich. „Das Leben des Schweizers, so tüchtig seine anderweitigen Grundlagen sind, hat mit den Anregungen, die ein Vischer bedarf, nichts gemein. Wo er dort hinsieht, wird ihm ein praktischer und oft geradezu auf

80. An Hermann Hettner in Jena.

Berlin, den 21. Oktober 1854.

Lieber Freund! Ihr Brief enthebt mich einer momentanen Verlegenheit. Infolge des zürcherischen Ausschreibens, das ich gelesen, gedachte ich sogleich noch einmal zu schreiben, war aber ungewiß, da ich die Universitäts-Etiquette und -Ehre nicht kenne, ob ich Ihnen die Selbstmeldung zumuten, dieselbe ankündigen, oder auf freie Berufung antragen rc. solle[1]). Die ausgekündigten Meldungen werden zum guten Teil gesetzliche Form sein; denn gewiß sind schon manche Stellen so gut wie besetzt.

Da Sie nun sich aber bereits gemeldet haben, so will ich sogleich noch einmal schreiben, muß aber den Erfolg meiner Stimme aus der Wüste den Göttern anheimstellen. Da ich aber doch noch zu rechter Zeit heimzukommen hoffe, werde ich mündlich noch operieren. Die eigentliche Schule, insonderheit die philosophische Fakultät, wird im Herbst 1855 eröffnet und vor Ostern gewiß in bezug gerade auf unser Gebiet nichts definitiv besetzt. Es wäre freilich allzuhübsch, wenn wir im nächsten Jahre zusammen in Zürich leben würden.

das Unschöne gerichteter Sinn begegnen." Gutzkow wünschte, Vischer wäre nach Berlin als erfrischendes Element für die dortige Universität gewonnen worden.

[1]) Hettner an Keller, 19. Okt. 1854: „Sie werden aus der ‚Allg. Ztg.' (Beilage) ersehen haben, daß das Polytechnikum jetzt offiziell die Professuren zu offener Bewerbung ausgeschrieben hat. Ich habe infolge dessen gestern an den Dr. Kern (Präsidenten des schweiz. Schulrats) geschrieben und meine Schriften und siebenjährige Lehrthätigkeit vorgeritten, es den Leuten anheimgebend, ob sie mich als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte oder der deutschen Litteratur oder vielleicht auch gar nicht haben wollen."

Was mich betrifft, so sitze ich immer noch Bauhof 2 in Berlin und zwar, um es nur zu gestehen, schändlicher Weise aus dem einzigen Grunde, weil ich den vierten Band noch nicht fertig habe. Es ist eine skandalöse Geschichte mit diesem verfluchten Alp von Roman! Ich darf nichts andres schreiben, bis er abgeliefert ist; und doch mag ich ihn zeitweise gar nicht ansehen; und die Buchhändler, Vieweg wie andere, verderben einem die Laune noch ganz.

Was ich denn thue? Ich mache Sachen fertig im Gedächtnis, da ich nicht daran schreiben darf, und fabriziere mit dem größten Plaisir Dramen, Novellen, Gedichte, Aufsätze und alles mögliche. was ich alles schreiben werde, der Reihe nach. Daneben fülle ich meine Leselücken aus. So habe ich die alte Daciersche französische Übersetzung des Plutarch durchgelesen und kann nun gar nicht begreifen, wie man, ohne Plutarch zu kennen, habe existieren können. So geht es mit dieser verfluchten Autodidakterei.

Mit Scheube nahm es folgenden Verlauf. Als er wiederholt in mich drang und mich persönlich besuchte, bot ich ihm endlich die Novellen an, welche ich nach dem Roman fertig machen wollte. Ich sagte ihm, daß Vieweg sie schon seit einem Jahr in Händen habe und nichts darüber äußere. Er wollte sie sogleich nehmen, aber das Manuskript von Vieweg erst heraus haben, um keine Ansprüche von diesem zu riskieren. Ich schrieb an Vieweg, er solle sich entweder selbst erklären, oder mir das Manuskript sogleich übersenden, da ich einen Verleger dafür wüßte, der mir aus der Verlegenheit helfe. Ich schrieb, da ich keine Antwort erhielt, wiederholt und stellte ihm deutlich vor, welchen Charakter ein solches Zurückhalten von Manuskript habe rc.; aber bis

auf heute habe ich keine Antwort erhalten. Bloß dieser Tage erhielt ich ein Kouvert von Vieweg mit einem Bestellzettel aus Bremen, wonach eine dortige Buchhandlung drei vierte Bände des „Grünen Heinrich" dringend verlangt. Dies soll wahrscheinlich eine Mahnung sein. Inzwischen wurde ich mit Scheube einig, die Novellen einstweilen auf sich beruhen zu lassen und dafür einen Band von zwanzig bis fünfundzwanzig Bogen Charakteristiken und Schilderungen in der Art meiner Jugendgeschichte zu projektieren, wofür ich noch reichlichen Stoff habe, der nicht in den „Grünen Heinrich" paßte und den man in der dritten Person verwenden kann. Scheube sollte mir sogleich 300 Thaler dafür zugehen lassen und schickte mir dieselben in Wechseln mit viermonatlicher Verfallzeit auf sein Haus in Zeitz, das in Berlin kein Mensch kennt. Er hatte mich also mystifiziert, denn ich konnte die Wechsel rein zu nichts anderm brauchen, als zum Schuldenzahlen, während ich etwas bares Geld zu behalten beabsichtigte, und er selbst zahlt in der That also die Summe erst später aus. Nichts destoweniger glaubt er mich nun durch diesen Kniff so verbunden zu haben, daß er von nichts als Freundschaft spricht, projektiert und mich in jeder Weise in Beschlag genommen wissen will, so daß ich mir schon festgestellt habe: vorläufig einmal und nie wieder mit Scheube! — — —

Mein vierter Band ist indessen allmälig doch angewachsen, und da ich gerade jetzt gut daran bin, so wird er bis Ende Oktober abgehen können. Wenn Vieweg alsdann anbinden will, so werde ich ihm sagen, was die Uhr ist.

Ich wünschte am liebsten mit einem Verleger einen Kontrakt abzuschließen, wonach ich etwa 600 Thaler jährlich

(etwa auf fünf Jahre) sicher einnehmen, und wogegen er alles drucken kann, was ich mache. Wie der Bremer Bestellzettel ausweist, braucht also von dem Roman eine einzige dortige Buchhandlung drei Exemplare: hiernach muß das Buch doch gut gehen. Was meinen Sie nun, wenn ich Vieweg als erste Bedingung, in fernerer Verbindung zu bleiben, die Forderung stelle, daß er, zum Zeichen, daß er mich anständig zu behandeln gesonnen sei, zu allererst unser Abkommen über den „Grünen Heinrich" revidiere und mir ein festes und anständiges Mittelhonorar von $2^1/_2$—3 Louisd'or per Bogen zugestehe? Hierdurch würde ich auf einen Schlag 6—800 Thaler für schon Gethanes erhalten, und mit dem Neujahr würde oder müßte zugleich das regelmäßige Einkommen beginnen. Durch die dramatischen Sachen denke ich ebenfalls etwas Gutes einzunehmen. Aber freilich müßte ich bei dieser Forderung fest bleiben und dann wirklich mit Vieweg abbrechen, wenn er nicht darauf einginge; was sich auch bedenken läßt.

Wenn ich aber wieder bedenke, was er der Lewald gibt, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht die Hälfte davon beanspruchen könne? Schreiben Sie mir doch Ihre Meinung hierüber! Denn ich möchte nicht etwa aus Übereilung eine Arroganz oder Ungeschicklichkeit begehen, die unzweckmäßig wäre.

Ich werde den künftigen Monat endlich vierzehn Tage zu dem ersten Lustspiele verwenden, um einen Anfang zu machen mit dem Theater. Die übrigen Sachen werde ich erst in der Schweiz und bei besserer Verfassung verfolgen können.

Und somit Adieu! Schimpfen Sie mich nicht aus, denn ich thue es schon selbst!

Der alte Kapp und der junge August (welcher nach Amerika geht) sind hier gewesen; den Alten erwarte ich wieder mit dem Max, den er hier auf die Universität bringen will. Johanna ist in Heidelberg und immer traurig, wie sie schreibt. Ich kann ihr nicht helfen: ein jedes Jucken braucht seinen eigenen Kratzer.

Das Jugendidyll von Goltz habe ich gelesen und bewundere mit Ihnen das famose Talent und das Auge dieses Menschen, bin aber ärgerlich über den unverschämten supranaturalistischen Höllenzwang, den er mit verwerflichen und hohlen Stilmitteln ausüben will. Auch ist der gute alte Jüngling so verhetzt und verheddert in künstlichen, vergeistelten und forciert-blasierten Redensarten, daß dazwischen seine wahren und schönen Stellen wie Lügen stehen. Es ist die alte Geschichte: wer die Worte Natur, Biederkeit, Gefühl, Herz ꝛc. immer im Munde führt, ist eine fortwährende Desavouierung seiner selbst und gewöhnlich ein verzwickter Geselle oder ein Nachtwächter. Neu ist diese ost- und westpreußische, pommersche und märkische Biederkeit und Naturkultur, diese patriotische Gefühlseisenfresserei, wie sie sich in Scherenberg, Niendorf, zum Teil im alten Häring-Alexis und Bogumil Goltz aufthut. Goltz ist wie von Scherenberg heruntergeschnitten, nur daß er ein anderes Genre bebaut. Alle diese Nordlands- und Preußenrecken gebärden sich, als ob noch kein Mensch außer ihnen etwas gefühlt, geglaubt und gesungen hätte. Es ist doch eine schöne Sache um die unverwüstliche Menschennatur und um den Sonnenschein. Dieser hat ganz positiv in diesen blassen preußischen Landstrichen einige Mal ein bißchen stärker auf die Birken und auf die Sandraine geschienen, und sogleich entstehen einige gute

Dichter, welche ihren Boden besingen, als wäre er erst heute entdeckt worden. Es sind nun fünfzig Jahre, seit zur Zeit der „Musen und Grazien in der Mark" diese Zauberlande auch einmal entdeckt waren.

Ihr treuer

G. Keller.

81. An Ferdinand Freiligrath in London.

Berlin, Ende 1854.

Lieber Freund! Herr Major Stoeller[1]) aus Zürich, dato hier durchreisend, will so freundlich sein, Deinen Standort in London auszuspüren und einige Grüße von mir zu überbringen, welche wohlgesinnt zu empfangen ich Dich, Deine werte Frau und sämtliches junges Gewächs angelegentlich bitte. Du hast Dich so ohne Abmeldung aus Deutschland weggemacht, daß es mir unmöglich war, Euch von Zeit zu Zeit zu berichten, daß nichts Neues vor Sebastopol sei, d. h. daß ich immer noch in Berlin wohne. Dies Faktum bitte ich zu nehmen, wie es ist und ohne die fast unvermeidliche Ideenassociation einer damit notwendig verbundenen Verschlechterung meiner Person.

Ich möchte Dir gern meinen schrecklichen Roman in vier Bänden zukommen lassen, wenn ich wüßte, wie? Solltest Du etwa zu einem löblichen Lebenszeichen in Form eines kleinen Briefes schreiten, so thue dies mir kund und ob mein Verleger oder ich das Paket füglicher absende? Viel würdest Du indessen nicht daran vermissen, denn es ist ein ödes und ungeschicktes Machwerk. Für mich hat es die tragische Be-

[1]) Deutscher Flüchtling.

deutung, daß es die Ursache meines langen Hierseins ist. Ich hatte das Buch noch in der subjektiven und unwissenden Lümmelzeit angefangen und den Druck beginnen lassen, ohne zu bedenken, was ein Roman eigentlich ist. Ich blieb bald stecken, von anderen Dingen angeregt, und gab doch dem Verleger mein Wort, vor der Beendigung nichts anderes zu beginnen. So kam ich in die seltsame Situation, alle Zwecke, Projekte und guten Dinge unterdrücken zu müssen, während es mir ganze Vierteljahre unmöglich war, den verfluchten Strickstrumpf auch nur anzurühren. Durch alles dies geriet ich in allerlei bedenkliche Zustände, welche nun endlich bald abgewickelt sind, und ich lebte hier wie in einer Büßerzeit und Verbannung, welche um so tieffressender war, als sie nicht etwa die Folge meiner Thaten, sondern vielmehr meiner Unthaten war. Es gibt aber auch keinen besseren Bußort und Korrektionsanstalt als Berlin, und es hat mir vollkommen den Dienst eines pennsylvanischen Zellengefängnisses geleistet, so daß ich in mich ging und mich während dieser ausgesucht hundsföttischen Jahre zu besseren Dingen würdig machte; denn wer dergleichen anstrebt oder sonst kein Esel ist, der befindet sich hier vollkommen ungestört und sich selbst überlassen. Ich habe aber meinem Vieweg doch einen Possen gespielt und, ohne etwas zu schreiben, mir eine wohlgeordnete und -organisierte Produktionsreihe ausgeheckt in den langen Tagen, und werde nun zu Hause mit wichtigem Gesicht mich an eine höchst raffinierte und ausgedüftelte Thätigkeit machen.

In Zürich wird eine schweizerische polytechnische und philosophische Schule[1]) errichtet, und man deutete mir an, daß ich nun wohl sollte im stande sein, etwa die Stelle für

[1]) D. h. eine siebente Abteilung am Polytechnikum für Freifächer.

deutsche Litteraturgeschichte rc. zu übernehmen, um auch etwas zu leisten und mein Brötchen zu verdienen. Wenn ich nun heim ginge, so könnte ich der Schulmeisterei schwerlich entrinnen, da auch meine Mutter, Wilhelm Schulz und alle Leute angesteckt sind von dieser herrlichen Sache. Ich bleibe also wohlweislich so lange weg, bis man die Stelle anderweitig besetzt hat, und habe auch den Herren den Hettner empfohlen, der für so was besser taugt als ich.

Trotzdem sehne ich mich sehr nach Hause und nach frischer Luft, da nicht zu leugnen ist, wie sehr der Mensch von dergleichen abhängt; und wenn man schlechte Luft atmet, so kann man trotz aller Einsicht doch keine gute Figur machen. Alles dies zu fühlen und gründlich auszuhalten, nenne ich meine fruchtbringende Leidensschule und eine endliche Abreise den fröhlichen glückhaften Schluß derselben, welcher aber wohl begründet und abgerundet sein muß, gleichwie Adolf Stahr und Fanny Lewald ihre noch immer behinderte Heirat den Abschluß des Kunstwerkes ihres Lebens und Liebens nennen.

Von den vom König von Bavarien angestellten Poeten ist Paul Heyse ein wirkliches und schönes Talent. Auch Scherenberg, mit dem ich eine Zeitlang verkehrt, ist ein Genie, aber ein alter unwissender Hanswurst, der den Mangel an Selbstbeaufsichtigungs- und Bildungsfähigkeit durch allerhand Charlatanerie zu verdecken sucht. Selbst Prutz, der neulich eine Charakteristik von ihm gab, hat auf diesen Köder vollständig angebissen. Überhaupt sind die Leute in Norddermanien dermalen von schrecklich kurzem Gedärm, großer Konfusion und Gedankenlosigkeit und jeder, Alte und Junge, ist Aktionär in der allgemeinen Pfuscherei. Bruno Bauer scheint fast recht zu haben, wenn er die stehenden Heere als die einzi-

gen Regulatoren und kritischen Institute bezeichnet; wenigstens, wenn wir es mit diesem Paradoxon auch dahin gestellt wollen sein lassen, müssen wir doch bekennen, daß sie die einzigen sind, die noch was Rechtes können und leisten und zeigen, daß noch nicht alles verfault ist. Und selbst dieser Trost wird wieder problematisch, wenn wir betrachten, wie zur Zeit des römischen Verfalls gerade die Soldaten auch sehr tapfere Leute waren.

Ich wollte gern etwas über Dich selbst schreiben und alles, was Dir anhängt, wenn ich nur etwas davon wüßte; und es ist mir, als ob ich an einen großen Unbekannten hinredete. Und doch möchte ich so gern wissen, wie es Euch ergeht und was Ihr macht alle zusammen. Deine Anthologie habe ich erstanden und laure schon lange auf etwas Neues; machst Du denn gar keine Gedichte mehr? Ich glaube immer, Du solltest einmal etwas Prosa schreiben zu allgemeinem Nutz; denn es hat sich neuerzeitlich herausgestellt, daß fast nur noch die verpönten Versemacher eine ordentliche Prosa schreiben können und derselben auf den Strumpf zu helfen im stande sind. Womit ich aber nicht etwa auf meine eigenen Unthaten anspielen möchte; denn wenn ich auch von jetzt an bestrebt sein werde, besonnen zu schreiben, so wird dies jedenfalls nicht von meinen schlechten Versen herkommen oder dann nur aus der Negative.

Ich grüße Euch also tausendmal. Ich wollte, ich könnte Dich einmal sehen; ich wüßte allerlei Teufeleien zu erzählen, die allzukomisch sind, wie es mir hier ergangen u. s. w. mit mancherlei Personen. Es ist ein zu närrisches Volk hier.

Ich werde für die nächsten zwei Monate noch wohnen Bauhof Nr. 2. Euer alter G. Keller.

82. An Hermann Hettner in Jena.

[Berlin, Januar 1855.]

Lieber Hettner! Ihre Anzeige hat mich angenehm und auch sehr unangenehm überrascht[1]). Ersteres in der Hoffnung, Sie werden sich in Dresden wohl befinden und weil die Schweizer für ihr läppisches Benehmen bestraft werden. Ich hatte um Nachricht gebeten und keine erhalten, obgleich ich erfuhr, daß man auf Sie spekuliere und überhaupt für Ästhetik etwas Ordentliches thun wolle; so hat man auch eine Gipssammlung beschlossen, obschon eine ganz artige kleine Sammlung da ist mit den Hauptfiguren (außer den großen Gruppen). Gegen mich benimmt man sich ebenfalls so sonderbar. Seit ich die Litteraturgeschichte abgesagt, hat mir kein Mensch ein Wort geschrieben, und doch erwartet man immer noch, daß ich mich stelle.

Kürzlich reiste ein Major durch nach England mit einem großen Schnauz, der mir mündlich zu sagen beauftragt war, aber ganz lakonisch, ich sollte unverzüglich nach Hause kommen, da nunmehr die Dinge sich entscheiden. Ich werde mich aber wohl hüten zu gehen, obschon meine Mutter mich ebenfalls flehentlich antrieb, da der Professor und der fixe

[1] Hettner an Keller, 10. Januar 1855: „Ich weiß nicht, wie die Sachen für mich in Zürich stehen. Nach einem Briefe Köchlys aber darf ich vermuten, daß die Aussichten gut sind. Trotzdem habe ich gestern an den Erziehungsrat geschrieben, daß ich meine Bewerbung zurücknehme. Ebenso schnell als unerwartet nämlich bin ich zum Direktor der Antikensammlung in Dresden ernannt worden und siedle nächste Ostern dahin über. So sehr es mich schmerzt, die reizende Aussicht, mit Ihnen wieder längere Zeit zusammenleben zu können, aufgeben zu müssen, so kann ich doch kaum in Zweifel sein, daß die Stellung in Dresden der Züricher Stellung den Rang abläuft."

Gehalt ihr sehr in die Nase stechen und sie von meinen dortigen Freunden aufgestachelt wurde. Aber gerade die Art, wie ich mich erst zeigen soll und der Umstand, daß man mich nicht schlechthin, ohne Anmeldung und Verhör, berufen kann, beweist mir, daß ich es nicht thun kann. Es würde jetzt unter allen Umständen ein bloßes gezwungenes Unterkommen sein. Wenn dergleichen wünschbar ist, so hoffe ich binnen zwei Jahren so weit zu sein, daß ich mich an der Anstalt als Privatdozent habilitieren kann, und alsdann einen so selbständigen und brauchbaren Kram vorzubringen, daß man mich honoris causa anstellt oder anstellen muß, und nicht aus Barmherzigkeit.

Nächste Woche wird wohl endlich der vierte Band meines Buches erscheinen. Bei Scheube, der nun in Gotha residiert, wird auf Ostern ein Band Charakteristiken von mir erscheinen, novellistischer Natur, mit dem Titel: „Die Leute von Seldwyla". Die eigentlichen Novellen habe ich noch aufbehalten und will nun sehen, wie sich Herr Vieweg schließlich stellen wird.

Dieser Tage war Bogumil Goltz bei mir. Er ist ein alter Herr von vierundfünfzig Jahren, und, persönlich angesehen, ist sein Mysticismus zu begreifen und zu verzeihen, da er ein leidenschaftliches Original ist, der es im Grunde ganz menschlich und freisinnig meint. Es geht ihm schlimm, indem die Konservativen sagen, er sei kein Christ, die Demokraten, er sei reaktionär. Er ist so ehrlich, daß er den Pfaffen, die ihm Glaubensbekenntnisse abzwingen wollen, heraussagt, er glaube gar nicht an ihren Gott u. s. f. Jedenfalls etwas durcheinander, wie mir scheint. Indessen ist es schändlich, daß die Kritik ihn so oberflächlich behandelt.

Es ist, als ob alles, was man heutzutage mit guten Gründen und mit Fleiß schreibt, nur so Kohl wäre, von dem man selbst nicht wisse, wie man dazu komme; die Herren urteilen immer nach sich selbst. Goltz hat auch immer Quängeleien mit der Unterbringung seiner Bücher und mußte bis jetzt jedesmal eine teure Reise machen, um sein Manuskript an Ort und Stelle zu verhandeln. Damit er ein wenig in die Konkurrenz hineinkommt, so könnten Sie einmal (da Sie gewiß besser im Kredit stehen als ich) bei Vieweg anfragen, ob er Goltz' Schriften unter guten Bedingungen zu verlegen geneigt wäre. Ich glaube, Sie könnten ihn wohl darauf aufmerksam machen, wie Goltz gewiß noch ein sehr gelesener Autor werden wird. — Der „Grenzboten"-Schmidt ist doch zuweilen nicht übel; seine letzte Nummer, wo er die Waldau und Gutzkow durchhechelt, ist sehr ergötzlich[1]).

Da Sie nunmehr strikte auf den geheimen Rat zugehen, so empfehle ich mich mit aller Ehrfurcht, besonders auch der Frau Gemahlin, welcher zu Ihrem jüngsten Kinde in meinem letzten Briefe schlechter Weise zu gratulieren vergessen.

Ich hoffe, Sie seien alle recht gesund und wohl. Herr Widmann hat hier ein Drama „Nausikaa" eingereicht; der probiert auch alles, ob es helfen möchte; wird aber nichts helfen.

Wenn Sie Zeit haben, so machen Sie doch sofort nach Empfang des vierten Bandes die Schlußrezension! Für die künftigen Sachen werde ich Sie nicht mehr plagen, da ich von mir aus alle künftigen Bücher sich selbst überlassen werde. Diesmal aber ist es noch nötig wegen des Buch-

[1]) Julian Schmidt in den „Grenzboten" 1855 I, 81 ff.

handels; denn der Vertrieb muß durch den vierten Band gerettet werden.

Obschon ich sehr betrübt bin, daß Sie nicht nach der Schweiz kommen (besonders auch, weil man nicht weiß, was für ein Esel jetzt hinkommt; Kinkel ist ganz unmöglich des deutschen Bundes wegen), so hat die Sache doch die gute Seite, daß ich mich auf der Heimreise unter Ihrer Ägide unter der Dresdener Bande umsehen kann. Vor Mai werde ich nun nicht mehr fortkommen, indem ich doch hier noch das Lustspiel und das Trauerspiel machen will. Ich stehe jetzt täglich um fünf oder sechs Uhr auf und gehe um zwölf zu Bette und verbrenne wöchentlich für zweiundzwanzig Silbergroschen Öl.

Ihr alter G. Keller.

83. An die Mutter.

Liebste Mutter! Ich habe beide lieben Briefe richtig bekommen und auf den ersten nicht geantwortet, weil ich glaubte, auf Neujahr selbst zu kommen. Es ist nicht nur des Geldes wegen, warum ich noch hier bleibe, sondern auch, um in bezug auf meine Arbeiten einen soliden Abschluß zu haben und noch einige Umstände, die ich im Augenblicke noch nicht bezeichnen kann, sich entwickeln zu lassen.

Wegen der Professur in Zürich hat mir ein Zürcher, der vergangene Weihnacht hier war, von Seiten eines Regierungsrates mündlich gesagt, ich sollte machen, daß ich jetzt auf der Stelle nach Hause käme. Wenn es noch etwas daraus werden kann, wenn ich das Frühjahr komme (da noch lange nicht alle Stellen besetzt werden und die, welche

ich versehen könnte, eine der minder pressanten ist), oder wenn die Herren, ohne mich weiter zu fragen und zu verhören, mich so berufen würden, so würde ich die Gelegenheit allerdings noch ergreifen, um wenigstens einen guten Willen zu zeigen, und würde schon der Sache gewachsen sein, vielleicht besser als ein Dutzend sich herzudrängender Schulmeister. Indessen ist es nicht so gefährlich, wie Du glaubst.

Wenn ich erst einmal in Zürich bin, so wird man schon sehen, wer ich bin und daß man nicht so zur Not und aus Gnade mir ein Unterkommen zu gewähren braucht. Ich mache jetzt ein ganz anderes Gesicht, als wie ich vor sechs Jahren so traurig abzog. Brauchbare und tüchtige Leute kann man überall brauchen; und wenn sie es dort nicht können, so ist die Welt weit. Hier in Berlin gelte ich als ein ordentlicher Kerl, und alle Leute sagen mir, ich solle hier bleiben. Dies werde ich natürlich nicht thun, und vorzüglich Deinetwegen und meiner Schwester wegen. Von Geldverschaffen und -schicken auf Grund der Hausbriefe[1]) kann keine Rede sein; erstens habe ich schon gesagt, daß das Geld der Regula gehöre, und zweitens würde auf diese Weise das Ding nie ein Ende nehmen. Ich muß mir durchaus aus eigenen Kräften helfen und wenn ich noch ein halbes Jahr fortbleiben müßte.

Für die nächsten zwei Jahre würde mir die bewußte Stelle indessen ökonomisch nur Nachteil bringen; da ich alle Zeit dafür verwenden müßte, der Gehalt aber nur gering sein wird, so ist es klar, daß ich mit meinen Arbeiten mehr verdiene, welche ich alsdann auf die Seite legen müßte.

---

[1]) Was ihm die Mutter wiederholt anbot.

Was das Zimmer betrifft, so werde ich auf Ostern, wenn ich alsdann noch nicht zurück bin, etwas Geld für den Zins schicken, damit Ihr es, wenn Ihr nämlich wollt, könnt leer stehen lassen[1]); sonst muß ich halt in den Gasthof gehen, wenn ich komme. Zudem würde es mir unangenehm sein, einen fremden „Bögg" da bei den Meinigen zu finden in einer so engen Wohnung. Ich habe mich lang genug unter den Fremden herumgetrieben. — — —

Dem Bürgi[2]) seinen Prozeß habe ich mit Interesse gelesen. Das ist auch einer von den Klugen, Weisen und höchst Praktischen und Sparsamen, der seinen Karren doch noch in den alten Tagen in den Dreck geführt hat. Er ist ein gemeiner Charakter und that nur, was er nicht lassen konnte; aber er ist nicht viel schlimmer als tausend andere solcher klugen und soliden Erwerbsmänner! Auch höre ich von manchen jüngeren Leuten, die eher bergab gehen als bergauf und sich doch höchst weise dünkten. Es ist doch manchmal gut, wenn man nicht so fix und flink ein großes Tier wird, sondern etwas langsam wächst, wie das Hartholz, das desto länger brennt.

Das Holz betreffend brauche ich viel diesen Winter und ist es sehr teuer. Auch verbrenne ich alle Wochen einen Krug voll Öl, etwa zwei Maß, die drei Franken kosten nach unserm Geld.

---

[1]) Die Mutter siedelte zu Ostern 1855 nach der Gemeindegasse Hottingen über. „Dr. Wilhelm Schulz — schrieb sie am 7. November 1851 — hat große Freude, daß wir in seine Nachbarschaft kommen. Er habe früher auch in diesem Hause gewohnt."

[2]) Ehemaliger Regierungsrat, der als Spitalverwalter sich Unregelmäßigkeiten hatte zu schulden kommen lassen.

Ich habe jetzt nicht Zeit, mehr zu schreiben, und will dafür bald wieder schreiben. Macht nun mit dem Zimmer, was Ihr wollt! Wenn ich nicht Geld schicke, so könnt Ihr es jedenfalls ausmieten.

Grüße Dr. Schulzens; ich werde ihnen bald schreiben, da dieser Tage der vierte Band meines Romans abgesandt wird. An Buchhändlern habe ich jetzt Auswahl, und mehrere haben mir ihren Verlag angetragen zu guten Preisen, was jetzt nicht jedem passiert. Wenn Herr Vieweg also nicht parieren will, so gibt es Auswege genug.

Ich möchte doch wissen, was Eure Hausmeister für böse Leute sind. Die werden doch jedenfalls niemandem den Kopf abbeißen können! Die wollte ich mir doch ein wenig näher ansehen, wenn ich da wäre! Wenn Euch indessen das Geringste passiert, so werde ich mit den Leuten noch abrechnen, wenn ich ankomme. Sollte es zu arg sein, so wende Dich stracks an den Polizeidirektor, Regierungsrat Dubs, welcher ein Freund von mir ist und sich Deiner annehmen wird!

Mit tausend Grüßen an Euch alle Euer treuer Sohn und Bruder

Berlin, den 15. Februar 1855. G. K.

84. An Hermann Hettner in Dresden.

Lieber Hettner! Der Umstand, daß Sie Ihren Wohnort geändert und nach Dresden übergesiedelt sind, ohne mir etwas darüber zu schreiben, läßt mich fast befürchten, daß Ihnen entweder etwas zugestoßen sei, oder daß Sie etwas gegen mich haben. Scheube, der vor mehreren Wochen hier war,

sagte mir, daß er Sie in Dresden gesehen, und daß Sie krank seien[1]). Hoffentlich ist dies vorüber und überhaupt nicht von Erheblichkeit gewesen; wenn Sie jedoch wohl sind, so bitte ich Sie, mich etwas hören zu lassen und vorzüglich, wenn Sie sich über mich zu beschweren haben, mir es deutlich zu sagen; denn zu allen Erfahrungen wäre mir dies die bitterste, alte Freunde zu verlieren nur aus dem Grunde, weil ich mich nicht rühren kann und weil mich die niederträchtige Gemeinheit der Leute so lang als möglich in einem unseligen Bann eingeschnürt hält.

Ich habe erst vor sechs Wochen das letzte Kapitel meines Romanes und zwar am Palmsonntag buchstäblich unter Thränen geschmiert und werde diesen Tag nie vergessen. Nachdem mich nun Vieweg vorher fast gefressen um das Manuskript, läßt er den vierten Band ruhig liegen und vorenthält mir jede Antwort und billige Abrechnung, wahrscheinlich aus erbärmlicher Rachsucht, weil ich gezwungen war, mit Scheube einen Kontrakt einzugehen. Ich hatte mich so darauf gefreut, nun jeden Monat dieses Frühlings und Sommers einen alten Entwurf abzuthun und mich bis zum Herbst in jeder Beziehung herauszumachen! — — Denn abgesehen von der pekuniären Ausgleichung entzieht er mir durch die perfide Verschleppung oder gar Unterschlagung des vierten Bandes die notwendige Aufeinanderfolge meiner Produkte und den kleinen äußerlichen Erfolg, den ich gegenwärtig so wohl brauchen könnte.

Dazu kommt, daß ich gegenwärtig etwas erlebe, was einem heitern und schönen Sterne zu gleichen scheint und mir

[1]) Hettner war in der That an einem heftigen Gelenkrheumatismus erkrankt.

vielleicht nur durch diese Misere und Verbitterung verloren geht. Sie werden also wohl fühlen, daß ich meinerseits nicht zum Briefschreiben eingerichtet bin, da ich manchmal nicht weiß, wo mir der Kopf steht, und ich thue es jetzt nur, weil mich eine Unruhe plagt und eine schlimme Ahnung, als ob überall etwas gegen mich vorgehe.

Scheube wird einen Band Erzählungen von mir drucken unter dem Titel „Die Leute von Seldwyla". Er ist auch selbst daran schuld, daß er ihn nicht schon hat; doch bin ich jetzt dran und werde ihn wohl diesen Monat fertig bringen.

Es nimmt mich wunder, wie Sie in Dresden leben und was Ihre verehrte Frau und Ihre Kinder machen. Wenn Sie also immer können oder aufgelegt sind, so seien Sie so gut, mir ein paar Zeilen zukommen zu lassen! Ich wohne noch Bauhof Nr. 2.

Mit besten Grüßen an Sie und die Ihrigen

Berlin, den 9. Mai 1855. Gottfried Keller.

Wird denn Ihre Litteraturgeschichte nun herauskommen?

85. An Hermann Hettner in Dresden.

Lieber Freund! Hier ist endlich der vierte Band — — —

Das ist ja eine traurige Geschichte mit Ihrer langen und ärgerlichen Krankheit, und wünsche ich Ihnen nur von Herzen eine gemütliche und gänzliche Genesung. Lesen werden Sie wohl in Dresden nichts, desto mehr Bücher werden wir zu erwarten haben. Sie werden gelesen haben, daß Vischer nun nach Zürich kommt und zwar mit starkem

Gehalt. Nun wird es jedenfalls eine erfreuliche Gesellschaft dort geben. Wenn ich nur erst dort wäre!

Wenn mein langweiliges Buch sich nicht an mir erwahrt, so will ich trachten, endlich heimzukommen; doch muß ich mich jetzt gänzlich auf mich selbst stellen und keinen Spaß mehr verstehen.

Gestern sah ich ein prächtiges Lustspiel „Das laute Geheimnis" nach Gozzi und Calderon, und es hat mir höllisch Courage gemacht. Es ist auch ein spaßhaftes Wesen, daß ich als Dramatiker in spe Armut halber fast nie ins Theater kann, während alle Hunde und Lumpen, die nichts können, alle Tage sich dort herum sihlen. Aber das ist eben das Wahre, wie zu hoffen wage; und wenn ich einmal hinkomme, so sehe ich und empfinde ich mehr an diesen Brosamen, als die im Überfluß Schwelgenden. Ich glaube, die stiefmütterliche Ökonomie des Lebens hat mich wohl konserviert; und wenn mein Herz jetzt nicht bricht in diesem Jahrgang, so werde ich mich wohl noch anrauchen.

Indessen habe ich jetzt große Angst, daß der vierte Band durchfällt. Die autodidaktischen Bildungskapitel sind schlecht geraten, weil ich gerade damals ohne alle Hülfsmittel und Ruhe war und alles aus dem Gedächtnis schreiben mußte, so daß keine solide Ausführung darin ist. Ebenso konnte ich den Schluß im Drange der Tage nicht machen, wie ich ihn eigentlich machen wollte Schreiben Sie mir doch bald darüber und halten Sie mir auch Wort mit Ihrem Bericht über Dresden! Es interessiert mich sehr. Mich bestens empfehlend und herzlich grüßend

Berlin, den 18. Mai 1855. Ihr Gottfried Keller.

86. An Hermann Hettner in Dresden.

Berlin, den 25. Juni 1855.

Lieber Hettner! Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Beurteilung meines vierten Bandes[1]). Ich habe auch wieder ein wenig Mut gefaßt, und das unglückliche Ende dieses verschleppten Buches, das trotz aller Zeitverschwendung

[1]) Hettner hatte auf den vierten Band des „Grünen Heinrich" am 11. Juni 1855 folgendes geantwortet: „Nun zunächst meinen herzlichsten Dank für den hohen Genuß, den Sie mir mit Ihrer schönen, mild heiteren, gedankenklaren Dichtung gemacht haben. Die ruhige Plastik des Stils ist wahrhaft goethisch, die Gesamtwirkung eine so rein dichterische, wie man sie wenigen Dichtwerken der neueren Zeit nachrühmen kann. Das Idyllion auf dem Schlosse des Grafen ist ein Meisterstück, so zart und innig empfunden und so durchaus lebensfrisch und gesund, daß alle neuen Poeten samt und sonders bei Ihnen in die Schule gehen können. Wie fein ist namentlich die Steigerung dieser rein harmonischen Liebe, verglichen mit der ätherischen Liebe zu Agnes und der sinnlichen zu Judith! So gewahrt man am besten, was für Früchte sich der Held inzwischen aus seinen Irrfahrten gewonnen. Sie sprechen in Ihrem lieben Briefe die Furcht aus, daß die Partie über die anthropologischen Studien ein wenig zu doktrinär sei. Diese Furcht teile ich durchaus nicht. Dagegen könnte es meiner Ansicht nach nicht schaden, wenn Sie die Erzählung von den Heimatsträumen des Helden kürzer gehalten hätten. Doch werden sie lieblich durchbrochen von der vortrefflichen, äußerst lebhaft gezeichneten Gestalt des alten Kunsttrödlers. Bedenken hatte ich anfangs gegen den Schluß. Warum, fragte ich mich, lassen Sie Ihren Helden sterben? Fast dünkt es mir, Sie predigen das ‚In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister' etwas allzu eindringlich, wenn der Held seine strebsamen Bildungswirren mit dem Tod büßt. Ist er nicht schon genugsam gestraft, wenn er sich sagt, daß er das kümmerliche Alter und das gramvolle Absterben seiner treuen Mutter verschuldet? Jedoch haben sich mir diese Bedenken allmählich gemildert, indem ich mir sage, daß der Ernst der Bildungstragödie nur um so durchschlagender auftritt. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir hierüber etwas schreiben."

dennoch in unseliger Hast geschrieben ist, mag ein- für allemal ein Ende sein.

Ihre Bedenken wegen des Todes des Grünen Heinrich stoßen wahrscheinlich vielen Leuten auf, wenigstens haben mir ganz schlichte und ungeschulte Leser gesagt, daß sie diesen Tod nicht erbaulich fänden. Das rührt daher, weil das letzte Kapitel nicht ausgeführt ist und die Moral eigentlich nur zwischen den Zeilen gelesen werden kann, was hoffentlich mit der Zeit geschehen wird, wenn das Buch überhaupt so lang die Aufmerksamkeit zu fesseln im stande ist. Dies Schlußkapitel sollte eigentlich ursprünglich etwa drei Kapitel stark werden und eine förmliche Elegie über den Tod bilden, indem hauptsächlich das aufgegebene Bewußtsein der persönlichen Unsterblichkeit dem Heinrich das Gewissen und Weiterleben schwer macht, da die Mutter dies einzige, einmalige und unersetzliche Leben für ihn verloren. Dies wäre ein Hauptgesichtspunkt gewesen und ist gerade ganz weggefallen, da es mir teils zuwider wurde, nochmals über diesen Gegenstand breit zu werden, teils ich aber auch nicht mehr Zeit dazu hatte, indem es dazu eines tiefen und wohlüberlegten Ausdruckes oder Stils bedurfte.

Ein anderes Motiv des Todes, wenigstens des symbolischen, ist das Scheitern seiner neuen Hoffnungen. Denn wie kann er, da er in bezug auf die Familie, welche die Grundlage der Staatsgemeinschaft ist, ein verletztes oder wenigstens beschwertes Gewissen hat, ein öffentliches Wirken beginnen oder sich für dasselbe vorbereiten? Ferner, da er mit der Erfahrung der geläuterten Liebe zurückgekehrt und eine lebendige Hoffnung darauf trägt, macht ihm gerade diese Hoffnung das Leben unmöglich, weil sich wohl kein

edles und ungetrübtes Lebens- oder Eheglück denken läßt nach dem so beschaffenen Tode der Mutter.

Da aber also alle diese neuen Aussichten, in bezug auf die Lebensthätigkeit sowohl, als auf den Lebensgenuß, gebrochen sind, was soll er denn weiter anfangen? Die Zeit und die Philosophie sowie die Toleranz der Gesellschaft würden ihn allerdings rehabilitiert haben, da im Grunde kein Dolus in ihm war. Allein die Sache trifft ihn zu plötzlich und am Ende einer langen aufgeregten Zeit, welche sein ganzes Wesen unterwühlt hat. Dieser Schlag ist nun allerdings eine Willkürlichkeit, oder wie man es nennen will. Allein die Sache oder das Buch mußte doch ein Ende nehmen, und ich glaube, dieser Schluß hat mehr Bedeutung bei aller bloßen Andeutung, als ein summarisches Heirats-kapitel gehabt hätte.

Doch genug von dieser alten Geschichte! Mit Scheube habe ich gegen ratenweise Rückzahlung seines Geldes den Kontrakt wieder gelöst. — — Zugleich bezweckte ich dadurch mit Vieweg in scheinbar gutem Verkehr zu bleiben, um mit der Zeit ihn zu schnüren und an den neuen Sachen den Schaden gut zu machen, den er mir zugefügt. — — Ich werde ihm die Erzählungen, die Scheube hat bekommen sollen, bis Anfang Juli abliefern zu einem größeren Honorar; aber ich weiß kaum, wie ich die Zeit bis dahin durchbringen soll, und vorzüglich ist es mir in meiner Wohnung nicht bequem und gemütlich wegen einer etwas aufgelaufenen Rechnung. Wenn Sie mir daher, lieber Hettner, trotz meines schlechten Verhaltens mit dem Früheren, noch vor dem 1. Juli etwa siebenzig Thaler leihen könnten gegen das bestimmte Versprechen, daß Sie dieselben bis zum 15. Juli

wieder pünklich zurückhaben, so würden Sie mir eine große Erleichterung gewähren können. Ich würde das Geld vor allem anderen einpacken und auf die Post thun. Das früher Geliehene im Betrag von 103 Thaler müßte freilich in ein oder zwei Malen gegen den Herbst hin bezahlt werden. Doch betrachten Sie diese Bitte ja nicht als den geringsten moralischen Zwang oder Mißbrauch unserer Freundschaft und denken Sie nicht, daß im Fall der Unmöglichkeit der mindeste Schatten einer schlechten Laune oder Undankbarkeit in mir aufsteigen würde! Ich könnte hier an einem halben Dutzend Orten vorsprechen, ohne daß man es mir abschlagen dürfte; allein an jedem dieser Orte würde ich meine unbefangene Stellung ruinieren und in eine abscheuliche Klatscherei hineingeraten.

Ihre Mitteilungen über die Dresdner Notabeln haben mich höchlich amüsiert. Es ist aber sehr lächerlich, da diesen Quängeleien doch eigentlich so gar wenig zu Grunde liegt, und es am Ende höchst gleichgültig ist, ob diese Generation sich gut oder schlecht unter sich steht. Wenn wenigstens nur ein abgeblaßter Xenienkampf dabei herauskäme oder ein ideales Geistesbündnis rc. — — —

Ihr

Gottfr. Keller

mit besten Grüßen.

87. An Mutter und Schwester.

Berlin, den 17. Oktober 1855.

Liebe Mutter und Schwester! Ich bin leider noch nicht im stande, heimzukommen, obgleich ich ganz gewiß darauf gerechnet hatte; denn ich habe viel Ärger und Zerwürfnisse

mit den Buchhändlern gehabt. Der Verleger in Braunschweig suchte mich eben unten zu halten, so lang als möglich; ich wollte daher mit andern probieren, da es mir an Anträgen nicht fehlt, und habe davon nur Verdruß gehabt. Ich hatte nämlich einem in Sachsen ein Buch verkauft für 300 Thaler (beinahe 1200 Franken), ehe eine Zeile daran geschrieben war, und das Geld erhalten. Da ich aber merkte, daß dies ein junger Schnaufer sei, der für die Zukunft keine Sicherheit bietet, so machte ich die Sache wieder rückgängig, kehrte zu dem alten und reichen Vieweg zurück, der sich bereitwillig anstellte, und gab jenem unter großen Schwierigkeiten sein Geld zurück. Inzwischen habe ich das fragliche Buch in zwei Monaten geschrieben, und da mich der Vieweg wieder am Bändel hatte, so wollte er mich wieder drangsalieren, so daß ich abermals von ihm absprang und einem Berliner Verleger[1]), in dessen Haus ich seit Jahren komme, ein Werk vermarschandierte für 500 Thaler, wovon ich die Hälfte am 1. Oktober empfangen, und welches bis Ende November spätestens fertig sein muß. Heute, wie ich eben diese Briefe schreibe, schickte endlich Vieweg den Rest des Geldes für das fertige Buch. — — Es würden nun hundert andere Herren mit einem solchen Sümmchen endlich abreisen und das Weitere der Zukunft überlassen. Ich habe mir aber vorgenommen, die Sache auszuhalten, da ich aus Erfahrung weiß, wie schwer man dazu kommt, nachträglich Schulden zu bezahlen, die man an einem Orte hinterlassen, und so wandert alles, was ich einnehme, sogleich in die Hände meiner Gläubiger und ich behalte immer nur das Notdürf-

[1]) Franz Duncker.

tigste zurück. Bis im November werde ich mit den Berlinern ungefähr fertig sein, und dann werde ich für eine Summe kontrahieren, mit welcher ich heimreisen kann, denn die Schulden in Zürich sind unbedeutend. Dagegen will ich genug Geld in der Tasche haben, damit die Bettelei aufhört.

Wie die Sachen jetzt stehen, so ist es bloß eine letzte Verhexung, die mich hindert und belästigt, ohne weitere Bedeutung, da ich sonst wohl weiß, was ich will und genug verdienen kann. Wenn ich das Geld, welches ich seit drei Monaten eingenommen, hätte in der Tasche behalten können, so könnte ich lachen. Doch müssen die Schulden einmal aufhören, da ich jetzt leicht und viel arbeite und mit Ausnahme der Wohnung wenig brauche (d. h. so wenig, als in Berlin möglich ist!). Die Wohnung, welche, da ich mich an gute Zimmer gewöhnt habe, teuer ist, rentiert sich aber, weil ich gern darin hocke und fleißig bin. Die Hauptsache ist, daß ich jetzt nur kleine und lustige Arbeiten unternehme, die leicht und rasch fertig sind und mir gut bezahlt werden, so daß es endlich vom Fleck geht.

Wenn ich nur einmal zu Hause bin, so will ich ein Jahr lang so verzweifelt schustern in dem Stübchen, das Ihr da zu haben scheint, daß ein guter Ruck vorwärts geht und ich mich dann um eine größere Wohnung umschauen kann. Es ist mir schändlich verleidet, mittags und abends immer auszugehen, um etwas zu essen, ob es gut oder schlecht Wetter sei. Ich trinke zwar öfter Thee zu Hause des Abends; aber dies ist bei fremden Leuten, die an allem etwas verdienen wollen, auch nicht das Wahre. Wenn ich so einen ganzen Winterabend zu Hause bin, so kostet derselbe, damit

Ihr seht, wie teuer es ist, folgendes: für etwa 3 Groschen Öl, für 6 Groschen Thee, Butterbrot und etwas schlechte Wurst, für 2 Groschen Holz, welches zusammen 11 Groschen macht, oder 1 Franken und 3 Batzen. Wenn ich freilich sechs Stunden nacheinander schreibe, so habe ich für 8 bis 10 Thaler geschmiert; aber das kann man nicht so Tag für Tag nehmen. Doch genug von diesen Lumpereien! Ihr seht wenigstens, daß mir endlich etwas Geld durch die Hände geht, und daß die Zwischenräume immer kleiner werden, wo ich keines habe; und somit wird es wohl bald anders kommen.

Es ist mir sehr lieb, wenn Ihr den Litteraten fortspediert, da es mir schon die ganze Zeit ärgerlich war, einen solchen Herren in meinem Neste zu wissen, da diese Art Herren gewöhnlich hämische Auflaurer und Notizensammler sind, welche allerlei Klatschereien und Persönlichkeiten aufschnappen und erst später zu Tag bringen[1]). Ich hoffe, Ihr werdet Euch nicht stark in Unterhaltung über unsere Verhältnisse und über mich mit demselben eingelassen haben. Doch seid recht artig mit ihm und laßt nichts merken. Denn diese Klasse von deutschen Schriftstellern ist eine falsche Sorte und ärger als alte Waschweiber, besonders wenn sie in die Zeitungen schreiben.

[1]) Die Mutter an Gottfried, 12. Juni 1855: „Da ich aus Deinem letzten Schreiben vom Februar wenig Hoffnung von Deiner baldigen Rückkehr fassen konnte, so habe ich Dein Zimmer vermietet, zwar erst seit einem Monat, einem Litterat. Er ist ein Preuß und soll vor circa drei Jahren als Flüchtling hergekommen sein. Was man bemerkt, ist er ziemlich arm. — — Es wäre mir sehr lieb und erwünscht, wenn es Dir bald einmal gelingen würde, nach Hause zu kommen, da ich mich nicht mehr gern mit fremden Leuten schleppe. Ich will denn doch lieber meinen eigenen Kindern die Stiefel und Schuh putzen als Fremden!"

Vergangenen Sommer wollte ein junges Frauenzimmer Dich aufsuchen, welche eine Schweizerreise machte, und ich gab ihr einen Brief an Schulzens mit, damit diese mit ihr herüberkämen, weil es ein vornehm aussehendes und hübsches Stück Weibsbild ist, welche die Leute verblüfft macht. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, sie nicht direkt an Dich zu weisen; ich glaube, ich befürchtete, Du möchtest etwa sonderliche Gedanken fassen und nicht wissen, was Du zu der Person sagen solltest. Wie ich aber aus einem Schulzischen Briefe sah, hätten diese vielleicht noch größere Dummheiten gemacht, was mich geärgert hätte; und so ist es gut, daß sie gar niemand getroffen hat; denn sie hatte gar nichts bei Euch zu thun. Daß sie meine Mutter aufsuchen wollte, war einerseits eine gewöhnliche Artigkeit, da ich die Dame in einem befreundeten Hause öfters sehe und sie that, als ob sie viel auf mir hielte. Andrerseits aber sollte es auch eine Schufterei sein, damit ich mir etwa einbilde weiß Gott was; denn sie hat mir eine ganze Reihe solcher Geschichten gemacht, und es kam ihr nicht darauf an, nach Hottingen hinauszulaufen; wozu ich viel Vergnügen wünsche! Ich hockte inzwischen lang gut in Berlin. Es ist übrigens ein reiches, schönes und großes Mädchen, welches weder Vater noch Mutter mehr hat, nicht weiß, was sie will, und besonders nicht leiden kann, wenn ihr nicht alle Welt den Hof macht.

Übrigens behaltet diese Dinge für Euch!

Ich habe jetzt nicht Zeit, mehr zu schreiben und will dafür lieber, so lange ich noch hier bin, öfter schreiben.

Ich grüße Euch tausendmal, sowie alle, die mir nachfragen. Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Ich habe große Angst gehabt, während die Cholera in Zürich war, und alle Tage das Cholerabülletin gelesen, besonders, ob in Hottingen auch Leute erkrankt seien. Ich entdeckte aber einen einzigen und dachte, dieser werde nicht grad in unserem Hause sein.

Was macht denn der Onkel?

Ich habe mit Betrübnis gelesen, wie der Bürgermeister Escher schon fertig ist mit seiner Gesundheit[1]). Was hilft ihm nun sein großer Eifer? Denn er hat sich offenbar durch seine Regiererei und Arbeit ruiniert. Es ist am Ende doch dauerhafter, wenn man sich nicht zu sehr anstrengt. Indessen habe ich Mitleid mit ihm, da es traurig ist, in solcher Stellung, in solcher Jugend und bei solchem Reichtum abziehen zu müssen. Der Brändli[2]) ist auch abgekratzt, der arme Teufel, und der Follen mit seinem Vermögen fertig.

Jüngst traf ich einen Berliner an, den ich alle Jahr einmal sehe, und nicht einmal wußte, wie er heißt. Dieser war in Zürich und hat zufälliger Weise mit dem Herrn Dietrich, dem Müller im Hard, Bekanntschaft gemacht, welcher ihn fragte, ob er mich kenne. Dies war ein großer Zufall; denn es ist mit den Berlinern nicht, wie wenn man einen Eglisauer antrifft; doch hat es mich sehr gefreut. Ich lasse die Dietrichs grüßen. Die Frau Dietrich werde ich also auch nicht mehr sehen; sie hat es aber noch lang ge-

[1]) Die Mutter an Gottfried, 7. November 1855: „Die Cholera-Krankheit ist nun bereits wieder erloschen. — Herrn Alfred Escher seine Krankheit soll nicht mehr gefährlich sein; er sei vielmehr wegen vielem Verdruß ausgetreten. Onkel in Glattfelden lebt wie immer, bald krank und bald wieder gesund und in einer fürchterlichen Unordnung und Sauerei mit einer Magd und einem Knecht."

[2]) Benj. Brändli, tüchtiger Fürsprech; geb. 1817, gest. 22. Juni 1855.

macht. Als ich vor sieben Jahren abreiste, war sie ja schon sehr schlecht zuweg.

Hoffentlich ist diese Zahl sieben nun die volle Zahl der Jahre, welche ich weg gewesen bin, und ist es alsdann doch eine anständige und bedeutsame Zahl, welche man mit den sieben mageren Kühen vergleichen kann, auf welche umgekehrt die sieben fetten folgen.

88. An Ferdinand Freiligrath in London.

Berlin, im Oktober 1855.

Lieber Freiligrath! Nebenanliegenden Brief[1]) habe ich vor bald einem Jahre geschrieben; ein Major, der damals vorgab, nach London zu gehen, wollte ihn mitnehmen, reiste aber gemütlich wieder nach Zürich zurück, da ihm die Sache mit der englischen Fremdenlegion nicht lauter schien, und ließ mir den geschriebenen Brief allhier liegen.

Inzwischen hat Dir mein Verleger meinen Roman zugeschickt durch die Buchhandlung Williams und Norgate, 14 Henrietta Street, Coventgarden, was schon lange her ist, und ich habe immer versäumt, dazu zu schreiben. Was sind denn das für Esel an dem deutschen „Athenäum“ in London[2]), welche über das Buch sagten, es sei ein läppisches Geheimerats- und Treubundsbuch, weil sie nämlich glaubten, der Professor und Treubündler Keller habe es geschrieben[3]). Es

[1]) Brief Nr. 81.

[2]) Nr. 31, 1855.

[3]) Friedrich Ludwig Keller (1799—1860), der hervorragende Züricher Rechtslehrer an der Berliner Universität.

scheint wieder gerade eine so tiefsinnige und edle Couleur von Flüchtlingen da zu sein, wie vor anno Tabak und an anderen Orten.

Jetzt was zum Teufel treibst Du und wie geht es Euch? Ich bitte sehr, mich Deiner Frau zu empfehlen und die unbekannten gewachsenen Kinder zu grüßen. Wilhelm Schulz hat eine „Militärpolitik" geschrieben, Follen sein Vermögen durchgebracht und dichtet wieder; Gustav Siegmund war kürzlich ein halbes Jahr in London als Mediziner, hat Dich aber nicht aufgesucht, der Strolch! Ich habe auch bei Hasenklevers Tod sehr an Dich gedacht und an die paar Tage in Düsseldorf. Es ist doch alles ein elendiglicher Traum!

Nächstens erscheint ein Band Erzählungen von mir; wenn Du sie etwa lesen magst, so schreibe es mir vorher! Dann mache ich zwei Bändchen Novellen, welche hier bei Franz Duncker erscheinen, einem demokratischen Verleger; und nachher werde ich wohl nach Zürich gehen, um endlich dort die dramatischen Dinge anzufangen, welche ich der Not des Lebens wegen bis jetzt immer vor mir schweben lassen mußte, wie ein Fuchs die Trauben.

Neulich wollte ich hier auf die Sternwarte gehen mit einem Bekannten und gedachte plötzlich dabei jenes Sternguckers in Düsseldorf, welcher auch in den Kneipen dabei war und seither immer so kleine Planeten ausspürt, der Narr! Ich glaube, Lutter hieß er; sonst hatte ich ihn gänzlich vergessen. Was ist denn aus jenem lustigen Litteratur-Köster[1]) geworden in dem rotsammetnen Schlafrock?

Es sind seither allerlei Leiden und Leidenschaften über

[1]) S. o. S. 135.

mich ergangen, habe mich aber so männlich aufrecht gehalten, daß ich doch vor einiger Zeit im stande war, verschiedene Leute zu prügeln, wofür ich um fünf Thaler gebüßt wurde. Dies war in einer schönen Sommernacht. Einer davon war mir unbekannter Weise ein Schriftsteller, wie er sich nennt, welcher seine Schande selbst in die „gute" Gesellschaft[1]) trug und bekannt machte, was ich für ein Zeisig sei. Seither halte ich mich wieder so still und steif in meinem schwarzen Fräcklein, als ob nichts geschehen wäre, und die Leute sagen, ich müßte vermutlich den Rappel gehabt haben. Jener Strolch aber geht immer hinter mir durch.

Ich weiß wahrhaftig gar nichts Vernünftiges zu schreiben, weil ich nicht die mindesten Anknüpfungspunkte habe, und schreibe ganz mechanisch, nur um zu schreiben. Also schreibe mir bald, damit einiger Stoff sich ansetze, d. h. wenn Du mir noch wohl willst! Was macht denn Deine ganze Familie und wo lebt und webt denn Euer Fräulein Mariechen, Deine Schwägerin, und wie geht es ihr? Ruge soll ein Drama gemacht haben, dessen Sujet Herwegh sei; das ist gewiß ein schöner Stiefel. Jener Emil Meklenburg-Rußdorf stiefelt in Berlin herum als medizinischer Schriftsteller und Arzt. Er thut sehr verächtlich über die litterarischen und poetischen Dinge.

Bis Ende November wohne ich noch Bauhof 2 in Berlin und werde dann entweder verreisen oder eine andere Wohnung beziehen. Ich grüße Euch alle tausendmal und verbleibe

Euer ergebenster

Gottfried Keller.

---

[1]) Z. B. zu Varnhagen.

89. An Hermann Hettner in Dresden.

Berlin, den 2. November 1855.

Lieber Hettner! Ich kann es nicht länger anstehen lassen und muß Ihnen diesen unangenehmen Brief einstweilen schreiben. Ich habe Sie abermals angeführt, aber gewiß ganz gegen meine Berechnung, und will es versuchen, Ihnen wenigstens erklärlich zu machen, wie es gekommen ist, damit Sie mich einigermaßen entschuldigen mögen. Ich hatte von Vieweg für das Buch, das erst Scheube verlegen sollte, 400 Thaler zu erwarten in zwei Zahlungen. — — — Nun mußte ich aber hievon dem Scheube 300 zurückgeben, worüber er zwei Wechsel auf mich gezogen und in den großen Handel geworfen hatte, auf den 15. August und 15. Juli. — — — So hatte ich nur die Wahl, entweder ins Wechselgefängnis zu spazieren oder Ihnen mein Wort nicht zu halten und habe im Vertrauen auf eine ausgleichende Zukunft das letztere vorgezogen. Es kann mir indessen nicht lange mehr so gehen, und wenn ich nur erst etwas Luft bekomme, wird sich die Sache schon wenden; denn es ist mir jetzt alles klar und durchsichtig und ich weiß genau, was ich thun will. Ich hätte mich auch diese letzten Monate unfehlbar nachgeholt, wenn mir der Teufel, nach fünfjähriger guter Ruhe, nicht eine ungefüge Leidenschaft auf den Hals geschickt hätte, die ich ganz allein seit dreiviertel Jahren auf meiner Stube verarbeiten muß und die mich alten Esel neben dem übrigen Ärger, Zorn und mit den Schulden um die Wette zwickt und quält. Ich sage Ihnen, das größte Übel und die wunderlichste Komposition, die einem Menschen passieren kann, ist, hochfahrend, bettelarm und verliebt zu

gleicher Zeit zu sein und zwar in eine elegante Personnage. Doch behalten Sie uns Himmelswillen diese Dinge für sich! — — —

Hoffentlich sind Sie mit den lieben Ihrigen gesund, und so grüße ich Sie bis zu meiner gänzlichen Rehabilitation in Ihrem Hause, an der ich eifrig arbeite, bestens.

Ihr

Gottfr. Keller.

90. An die Mutter.

Berlin, den 11. November 1855.

Liebe Mutter! Ich habe mich nun entschlossen, womöglich diesen Monat noch nach Hause zu kommen; denn ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten[1]). Mein Mißgeschick liegt eigentlich mehr in mir selbst. Ich könnte genug verdienen und thue es auch; wenn ich nur einmal ruhig und ohne Sorgen arbeiten könnte. Als ich den Roman fertig hatte, glaubte ich, diese Zeit sei herangekommen und war auf dem besten Wege. Da schlug mir der Teufel eine andere Geschichte dazwischen, offen gesagt, aber nicht zum Weitersagen, eine traurige Affaire mit jenem Frauenzimmer, welche diesen Sommer Dich besuchen wollte. Ich habe davon so viel Kummer und Verdruß gehabt, daß ich fast nichts

[1]) Die Mutter an Gottfried, Oktober 1855: „Wie lange geht es noch, bis es dem Himmel gefällt, Dich heimzubringen? Bald ist der Winter wieder da und Du schreibst nichts und kommst nicht — ich weiß nicht, was ich denken muß. Deine Sachen stehen wohl nicht gut. — Hoffentlich wirst Du Dich gesund befinden. Auch wir, Gott sei Dank. Seit der langen Zeit, wo Du uns immer versprochen, heimzukommen, hätten wir sterben können."

thun konnte und wieder rückwärts kam; und es gibt in dieser Sache keinen anderen Ausweg, als daß ich von hier weggehe. Ich muß durchaus einmal meine Schulden auf Einen Schlag bezahlen und gänzlich reinen Tisch machen, zu Hause sein und mich wohl befinden; dann kann ich erst vorwärts kommen. Die Herren und Freunde in Zürich wollten mir zwar schon einmal hiezu behülflich sein: aber sie haben es so ungeschickt und unzulänglich gemacht, daß ich dadurch nur mehr hinein geriet, anstatt hinaus. Denn ich mußte über dem Abwarten der Sache gerade so viel Schulden machen, als ich dann Geld erhielt.

So bin ich nun darauf gewiesen, daß wir uns selbst helfen; aber mit einem Briefchen zu verkaufen, wie Du meinst, ist es nicht gethan[1]). Um von hier wegzukommen und alles zu bezahlen, brauche ich geradezu 600 Thaler, welches ungefähr 1000 Gulden sind. Diese würde ich in einem halben Jahre leicht verdient haben mit den angefangenen und bereits verakkordierten Arbeiten; aber ich kann hier nichts mehr thun, sondern ich werde krank, wenn ich noch länger hier bleiben muß. Was ich also jetzt nach reiflicher Erwägung von Euch verlange, ist nicht ein Opfer oder ein Verlust, sondern eine Verbesserung unserer Lage, und da ich es einmal thue, so müßt Ihr ohne Grübeln und Bedenken es sogleich thun. Ihr müßt nämlich sogleich von

[1]) Die Mutter an Gottfried, 7. November 1855: „Fürwahr ein großes Unheil, daß Du immer mit Deinen Rechnungen und Aussichten zu kurz kommst. Ich kann nicht böse auf Dich sein, im Gegenteil, ich muß Dich herzlich bedauern über die Schwierigkeiten und das Mißgeschick, welches Dich stets verfolgt. Wir beide wären ja gerne geneigt gewesen, ein Kapitalbriefchen aufzubrechen, für Dir nach Hause zu verhelfen, was ich Dir schon einmal geschrieben."

Euren Briefgeschichten, die Ihr da habt, tausend Gulden aufbrechen und mir die schicken, damit ich sicher diesen Monat noch von hier fort kann. Wenn Du nicht ganz gut weißt, wie das zu machen ist, so lege ich einige Zeilen an den Regierungsrat und Finanzdirektor Sulzer bei[1]); gehe damit zu diesem und gib ihm den Brief, und er wird so gut sein und Dir seinen Rat geben oder die Sache ganz besorgen. Er wird vielleicht auch so gut sein, einen Wechsel zu besorgen mit dem Gelde. An Gold würde ich verlieren müssen, da die Napoleond'ors hier einige Batzen weniger gelten.

Dagegen verspreche ich, daß ich von Stund an nach meiner Heimkehr unsern Haushalt übernehmen, den Mietzins bezahlen und alles „durch den Bach schleifen" will, wie man zu sagen pflegt. Mit dem, was ich in Berlin täglich bar ausgeben muß, kann ich dies ganz gut. Da ich von dem Buchhändler noch einzuziehen habe, so werde ich einige hundert Franken mit zurückbringen. Bis zum März künftigen Jahres sind mir wieder 200 Thaler fällig, die ich dann in die Tasche stecken kann, und so kann ich, wenn ich erst einmal in meinem Stübchen sitze; von einem Vierteljahr zum andern bequemlich für neue Einkünfte sorgen. In längstens zwei

[1]) Herr Dr. J. J. Sulzer, a. Ständerat und Stadtpräsident in Winterthur, teilte mir jenen und einige andere Briefe Kellers gütigst mit. Der vom 11. November 1855 datierte beginnt mit den Worten: „Ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten und komme, wenn ich länger hier bleiben muß, rückwärts, anstatt vorwärts." Dann folgt die Bitte, Herr Dr. Sulzer wolle der Mutter bei Veräußerung des Schuldbriefes behilflich sein. „Sie würden sich hiedurch ein großes Verdienst um mein Gedeihen erwerben; denn die Sachen stehen nun so, daß mir nur die Heimat und die Ruhe fehlt, um mich ganz gut anzulassen" u. s. w.

Jahren werde ich das Kapital wieder ersetzen können und zu diesem Ende hin, wenn es nötig ist, damit wir den Verdienst auf die Seite legen können, eine Stelle suchen.

Aber jetzt muß ich darauf rechnen, daß die Sache unfehlbar vor sich geht. Ich muß durchaus fort, und je eher, je lieber; nur dadurch wird es sich auch entscheiden, was an jener Geschichte Gutes oder Böses ist; und zu diesem Ende hin darf kein Schuldenmakel auf mir haften, wenn ich von hier weg bin.

Also, damit Ihr ganz klar seid über diese Sache, so ist sie kurz gefaßt die: es fallen für einige Zeit 40 oder 50 Gulden Zinsen aus; dafür werdet Ihr einen Mann im Hause haben, der einen hübschen Verdienst hat, und daß ich dies sein kann, dazu sind alle Bedingungen vorhanden, und es hat mir dazu nur die feste Heimat und Ruhe gefehlt; denn man muß sich zu Hause fühlen; das Leben bei fremden Leuten und in den Wirtshäusern ist mir zum Sterben verleidet.

Gehe jedenfalls sogleich zu Herrn Sulzer mit den nötigen Papieren! Er wohnt auf der Staatskanzlei und wird vielleicht gegen den Schuldbrief oder die Briefe, die Du dazu verwendest, das Geld gleich aus einer öffentlichen Kasse hergeben, so daß weitere Umtriebe und etwaige Verluste wegfallen würden[1]).

[1]) Die Mutter an Gottfried, 20. November 1855: „Daß wir sogleich Deinem Ansuchen entsprochen, hast Du nun durch Herrn Regierungsrat Sulzer erfahren; er war sehr freundschaftlich mit mir und gerne bereitwillig, dieses Geschäft zu übernehmen, welches mir große Mühe und Sorge verursacht hätte. Ich gestehe, daß diese bedeutende Summe Geldes mich sehr erschreckte, da ich dieses spärlich am Zinse gelegt und als Notpfennig für meine alten Tage besorgte, um nicht gänzlich von Kindern abhängig leben zu müssen. Nun aber stütze ich

Je früher ich Antwort erhalte, desto besser; ich werde sogleich aufbrechen. Ich habe meine Wohnung schon gekündigt, denn ich habe keine ruhige Stunde mehr in Berlin. Dem Herrn Chronik müßtest Du auf den ersten dann auch kündigen.

Wenn Du den Regierungsrat Sulzer nicht sogleich sprechen kannst, so laß ihm mein Billet einstweilen zustellen.

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

91. An Regierungsrat J. J. Sulzer in Zürich.[1]

Geehrter Herr und Freund! Ich danke Ihnen herzlichst für die freundliche Gefälligkeit, mit welcher Sie meiner Mutter und mir nicht nur mit Ihrem Rat, sondern sofort mit der That beigesprungen sind. Ich habe soeben den mir gütigst vermittelten Wechsel erhalten und werde sobald möglich abreisen. Es hält mich nichts mehr auf als die Korrektur eines Buches, das Vieweg so langsam wie möglich

mich auf Dein Versprechen und bitte zu Gott, daß Deine Arbeit und das Gelingen damit gesegnet sein möge, daß wir einen Mann und eine Stütze in unseren Haushalt bekommen. — Noch eine Erwähnung über das Verhältnis mit besagtem Fräulein. Wir mußten uns sehr verwundern über Deine Gemütsbewegungen. Es ist uns unerklärlich, wie ein Frauenzimmer so viel über Dich vermag, um Dich so weit in Kummer und Verdruß zu versetzen. So etwas würde ich wahrlich nie gedacht haben. Aber wie gesagt, dies bleibt nur unter uns; wir verlauten bei keinem Menschen nichts. — — Wir wünschen Dir nun eine baldige und glückliche Heimatsreise, wo Du wieder ruhig und hoffentlich glücklich leben wirst. Gott geleite Dich, daß Dir kein Unfall begegnet!" Das ist der letzte Brief der Mutter.

[1]) Vgl. Bd. 1, 363.

druckt. Wenn ich aber nicht dieser Tage den Schluß erhalte, so werde ich dessen ungeachtet abreisen, um in Zürich eine ordentliche und geregelte Industrie zu betreiben. Rohstoff hat sich nun genug angesammelt während der sieben Jahre in der Wüste. Es thut mir nur leid, daß ich gerade nun der Aufführung des „Tannhäuser" aus dem Wege laufe, auf welche ganz Berlin gespannt ist.

In der sichern Aussicht, Sie bald persönlich begrüßen zu können, empfehle ich mich Ihrer ferneren Freundschaft und bitte mich inzwischen auch gelegentlich noch jenen anderen Herren zu empfehlen, mit denen so große Veränderungen vorgegangen sind. Ihr ergebenster

Berlin, den 16. November 1855. Gottfried Keller.

92. An Frau Lina Duncker in Berlin[1]).

Berlin, [17.] November 1855.

Geehrteste Frau Duncker! Da, wie ich höre, Herr Duncker verreist ist, so will ich mich mit diesen Zeilen an Sie wenden in der Hoffnung, daß Sie dieselben aufnehmen möchten, wie sie gemeint sind.

Ich bin in den letzten Monaten etwas verbittert und verbohrt gewesen, da allerhand tolles Zeug über mich ergangen ist und ich gezwungen war, so lange in Berlin zu bleiben. Da ich aber nun in acht Tagen endlich abreise, so bin ich so zufrieden und vergnügt, daß alles mir in einem vernünftigeren Lichte erscheint und muß vornehmlich Ihnen

[1]) Die Briefe an Frau Lina Duncker verdanke ich der Güte der Frau Kammergerichtsrat Johanna Lehweß, geb. Duncker in Berlin.

ein großes Unrecht abbitten, das ich gegen Sie begangen habe. Als ich nämlich jüngst bei Wagner war, verleitete mich der Dr. Frese[1]) durch sein ewiges Fragen zu großem Zorne, daß ich mich gänzlich vergaß und ohne Rücksicht auf den Ort und die Gesellschaft über Sie räsonnierte. Auf seine Frage nämlich, die er mir an allen öffentlichen Orten immer zuruft, ob die Novellen fertig wären, sagte ich nein, ich hätte sie beiseite gelegt, auf die Frage warum? weil ich die Lust verloren hätte, für Sie zu arbeiten! und auf die Frage: warum dies? weil Sie mich ungezogen behandeln, da Sie mich nicht ein einziges Mal mehr rufen ließen und ich gar nicht wüßte, woher diese Ausschließung käme, nachdem Herr Duncker einen Kontrakt mit mir abgeschlossen, und ich ließe mich nicht wie eine Strohpuppe behandeln, die man nach Laune in ein Haus ziehen und wieder hinauswerfen könne.

Hierauf hielt mir Frese eine grobe Predigt, daß ich Sie besuchen müsse ꝛc. vom Standpunkte eines höflichen Gesellschaftsmenschen aus und mit dem Verständnis eines solchen, worauf ich anfing, ihm auseinander zu setzen, daß ich ohnehin nicht mehr zu Ihnen kommen könne, weil ich Ihnen mehrmals meine Meinung von Dr. Vehse[2]) gesagt, Sie aber seither diesen fortwährend bei sich sähen, während ich seit Monaten gänzlich ignoriert werde. Ich verbreitete mich über diesen Gegenstand mit einiger Heftigkeit. In der Sache selbst bin ich noch der Meinung und wenn ich länger in Berlin bleiben würde, so würde ich überhaupt in kein Haus mehr gehen, in welchem der Dr. Vehse Zutritt

---

[1]) Julius Frese.

[2]) Über Eduard Vehse (o. S. 252) vgl. auch Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben S. 108 f.

hat[1]). Aber es war unrecht von mir, mich so zu vergessen und diese Dinge in einer Bierkneipe zur Sprache zu bringen; ich habe das nächste Mal, wo ich hinkam, erklärt, daß ich es bereue und daß ich Unrecht gethan hätte, und bitte hiemit nun auch Sie herzlichst um Verzeihung, indem ich alles als ungesprochen zu betrachten bitte, was ich in dieser Materie dort gesagt.

Da ich von den hiesigen sozialen Übelständen nun befreit bin, so wünschte ich wenigstens da, wo ich eine Zeitlang gern hingegangen bin, mit äußerlichem Frieden und Anstand abzuziehen, zumal mich nun diese sämtlichen Dinge nichts mehr angehen. Obgleich ich weiß, daß Sie, Frau Duncker, ein Taugenichts sind, so kann ich Ihnen doch nicht ernstlich böse sein und muß Sie schließlich immer wieder gern haben, und hiemit können Sie auch ein wenig zufrieden sein; denn diejenigen, welche ich gründlich hasse und verachte, sind nicht zu beneiden[2]).

Ich bitte Sie Herrn Duncker zu sagen, daß ich sein Buch in Zürich so rasch als möglich fertig machen werde. In Berlin habe ich seit vielen Wochen keine ruhige Stunde mehr. Es soll aber nicht sein Schade sein; denn ich glaube, es wird ein ganz gutes Buch werden. Sollte er aber wünschen aus der Sache heraus zu sein, so würde ich augenblicklich für einen Verleger sorgen, der sie übernähme.

[1]) Frau Lina Duncker an G. Keller, 17. Nov.: „Ich halte ihn ferne, weil ich ihm nicht traue; aber ich habe ihn zu beleidigen keine Ursache."

[2]) Frau Lina Duncker an G. Keller, 17. Nov.: „Ob Sie nun der Freund eines Taugenichtses wären, das weiß ich nicht; wahrhaftig, es hat nie den Anschein gehabt; aber heute binden Sie so liebenswürdig mit mir an, daß Sie mich nun auch so leicht nicht wieder los werden. Ich will mich gegen den Titel, den Sie mir geben, nicht verantworten u. s. f."

Und hiemit leben Sie wohl, wenn Sie diesen Abschied wohl aufnehmen mögen, und bessern Sie sich auch ein bißchen nach meinem Beispiel! Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

93. An Frau Lina Duncker in Berlin.

Berlin, November 1855.

Liebe Frau Duncker! Ich habe vergessen, die beifolgenden Bilderhefte in meine Bücherkiste zu packen und weiß jetzt nichts anderes damit anzufangen, als daß ich sie Ihnen schenke, da Sie sich noch am ehesten mit dergleichen Kirmesware abgeben. Es ist übrigens, wie Sie sehen, ein abgeschnapptes Wesen ohne Anfang und Ende.

Sodann muß ich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten. Es ist vom Verleger Weber in Leipzig ein Werk an die Redaktion der „Volkszeitung" geschickt worden auf meine Veranlassung: „Militärpolitik von Wilhelm Schulz-Bodmer". Dies sollte notwendig von Herrn Duncker und anderen höheren Geistern der Zeitung selbst gelesen und dann etwas eingehend besprochen werden. Der Gegenstand des Buches ist für die „Volkszeitung" selbst sehr wichtig. Der Verfasser ist ein alter Ehren- und Freiheitsmann, der vor 1848 lange ein bedeutender politischer Schriftsteller war und dann als hessischer Abgeordneter im Frankfurter und Stuttgarter Parlament saß, von wo er wieder in Zürich einrückte.

Also bitte ich Sie, wenn Sie so gut sein wollen und Ihre löblichen Gesinnungen gegen mich nicht geändert haben, dies zu besorgen.

Ich habe mich wieder sehr schlecht aufgeführt bei

Ihnen; aber ich kann nicht dafür und führe mich jetzt fast überall schlecht auf und habe auch gewissermaßen ein Recht dazu. Grüßen Sie auch das Fräulein ** noch von mir, wenn Sie ihr schreiben.

Damit Herr Duncker mich um sein Buch belangen und zwiebeln kann, falls es sich verzögern sollte, muß ich auch noch meine sichere Adresse zurücklassen. Ich wohne in Zürich an der Gemeindegasse in Hottingen. Jedoch werde ich es jedenfalls rasch fertig machen, und Herr Duncker soll nur das Geld parat machen für die sieben Auflagen, die es — — —[1]).

94. An Hermann Hettner in Dresden.

Lieber Hettner! Es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf meinen Lamentobrief so rasch und teilnehmend antworteten[2]). Was mich in Berlin so lang festhielt, waren meine Schulden, die immer sich auf einer gleichmäßigen Höhe erhielten. Ich wollte nicht nach Hause, ehe dieselben

[1]) Der Schluß des Briefes ist verloren gegangen.

[2]) Hettner an Keller, 4. Nov. 1855: „Ich bedaure Sie wegen Ihres Ungemachs und nehme herzlich teil daran. Meine Meinung ist schon lange gewesen, daß Sie unter allen Umständen von Berlin losgeeist werden müssen. Dort kommen Sie nicht zur Ruhe ungestörter Produktion. Sie müssen nach Zürich. Oder besser: machen Sie einstweilen hier eine Zwischenstation! Ich will mich nicht unnötig in Ihr Vertrauen eindrängen; aber Sie kennen meine aufrichtige Gesinnung. Sagen Sie mir also, woran es eigentlich hängt, daß Sie nicht von Berlin loskommen? Haben Sie Gläubiger, so läßt sich mit diesen vielleicht ein Abkommen treffen . . . Daß ein Liebesleid in Ihnen stecke, glaubte ich schon aus Ihrem letzten Brief herauslesen zu dürfen. Sind Sie glücklich, wohlan! Stemmen sich Ihnen Hindernisse entgegen, so ist auch hier mein Refrain: ‚Fort von Berlin!‘“

bezahlt und die Existenz zu Hause gesichert wäre. Nun fehlte nichts als daß ich ein einziges halbes Jahr anhaltend schrieb, so hatte ich ausreichende Mittel zu allem. So brauchte ich nur die Novellen rasch fertig zu machen, die ich einem Berliner Verleger gegeben, um 500 Thaler zu haben. Bis zum 15. November sollten sie fertig sein; allein, wie ich recht angefangen, kam die alte Misere über mich. Es ist mir nicht mehr möglich, einen Tag ruhig zuzubringen in Berlin, und ich schrieb daher an meine Mutter, welche mich schon mehrmals loseisen wollte. So habe ich jetzt wenigstens meine Berliner Schulden bezahlt und reise diese Woche, etwa Donnerstag oder Freitag, nach Hause.

Dort werde ich mit Teilnahme von allen Seiten erwartet, mehr als ich geglaubt habe; und werde wenigstens wieder einen guten und zuverlässigen Umgang genießen und zwischen meinen eigenen vier Wänden sitzen.

Ich wollte erst direkt auf dem schnellsten Wege hin. Es wäre aber doch zu arg, wenn ich Dresden gar nie betreten hätte, und so werde ich für einige Tage dort ankehren, und Sie können sich also darauf gefaßt machen, einige Stunden mit mir verbringen zu müssen.

Daß Moleschott nach Zürich berufen ist, werden Sie gelesen haben. Ich wartete täglich auf Ihr Buch. Es ist noch die Frage, ob ich von dem meinigen auch nur die Aushängebogen werde mitnehmen können. Man hat es mir zwar versprochen. — — —.

Also bis zum Wiedersehen meine besten Grüße. Ihr

Berlin, den 25. November 1855. Gottfr. Keller.

6. In der Heimat.

(Bis September 1861.)

Die Heimkehr Gottfried Kellers aus Deutschland im Dezember 1855 geschah, so wenig sich des Dichters Schicksal nach seinen Erwartungen gestaltet hatte, unter ganz anderen Umständen als dreizehn Jahre zuvor, da er ratlos aus München zurückgekommen war. Klingende Schätze brachte er zwar nicht mit, aber einen reichen und sicheren Besitz von Bildung, Welt- und Menschenkenntnis, erworben unter Nöten und Irrtümern während der langen Lehr- und Wanderzeit, deren Abschluß er endlich mit dem siebenunddreißigsten Lebensjahr erreicht hatte. Der dramatische Lorbeer, um dessentwillen er ausgezogen, schmückte seine Stirne nicht; allein er betrat die Heimat nicht mit leeren Händen: „Der grüne Heinrich", ein neues Bändchen Gedichte und die Aushängebogen seines ersten Novellenbuches begleiteten ihn als unvergängliche Ruhmestitel.

Mutter und Schwester, die an der Gemeindegasse in Hottingen (wenige Schritte von Kellers Sterbehaus entfernt) wohnten, traf er in leidlicher Munterkeit. Die alten Freunde Wilhelm Schulz, Baumgartner u. a. begrüßten den lange Vermißten mit herzlicher Freude[1]).

[1]) Der seit längerer Zeit kränkelnde Oheim Scheuchzer in Glattfelden lud ihn dringend zu sich ein. Gespräche über Politik habe der Neffe nun nicht mehr zu riskieren. „Einstweilen — schrieb jener

Fürs erste ließ sich Gottfried Keller die Heimatluft in vollen Zügen schmecken. Das gesunde republikanische Leben, welches seit der neuen Bundesverfassung durch die Adern des Schweizervolkes pulsierte, erfüllte ihn mit Zufriedenheit. Nur den starken Trieb seiner Landsleute nach Geldbesitz tadelte er oft laut. Das geistige Niveau der Vaterstadt fand er in erfreulichster Weise gehoben: an dem neugegründeten eidgenössischen Polytechnikum wirkten Männer wie Friedrich Theodor Vischer, Gottfried Semper, Pompejus Bolley, vorübergehend Jakob Burckhardt. Mit allen diesen befreundete sich Keller rasch. Ein alter Heidelberger Bekannter, Moleschott, traf beinahe gleichzeitig mit ihm in Zürich ein,

am 13. März 1856 — habe ich Dein Geistesprodukt [,Die Leute von Seldwyla'] verschlungen: es hat mich trefflich unterhalten; ich habe meinen lieben Gottfried von Anfang bis Ende erkannt . . . . Gestern hatten wir Bezirksschulpflege in Bülach. Da wurde nun ein Weites und Breites von Dir gesprochen, auch vom ,Grünen Heinrich', welcher Herr mir zur Zeit noch unbekannt ist. ,Was? Sie sind der Onkel von Herrn Keller? Kommt er auch zu Ihnen?' u. s. w." Da es der Neffe versäumte, den versprochenen Besuch abzustatten, schrieb ihm der kranke Mann am 10. September 1856 sehr gereizt: „Hochgeehrter Herr! Es hat mir zu seiner Zeit große Freude gemacht, Ihre Nachhausekunft zu vernehmen und zwar um so mehr, als Sie mir in Aussicht stellten, mich in meinen öfter traurigen Umständen zu besuchen. Seit ich nicht mehr die Ehre habe Ihre ökonomischen Angelegenheiten zu besorgen, habe ich eigentlich nichts mehr von Ihnen persönlich erfahren. Wenn ich daher bei meiner letzten Zuschrift an Sie, von Freude allzu stark ergriffen, gegen Sie zu familiär gewesen, so werden Sie mir verzeihen; ich glaubte in meiner ländlichen Einfalt mich noch so ausdrücken zu dürfen. Ich habe mich nun aber leider überzeugt, daß Sie für einen Besuch bei mir eine gewisse Idiosynkrasie besitzen, und Krankheiten dieser Art sind unheilbar. Um daher nicht überlästig zu sein, will ich auf einen Besuch von Ihnen verzichten und Sie der Unannehmlichkeit entheben, in unsere Niederungen herabzusteigen!" Kurz darauf, am 7. März 1857 starb der Oheim. S. Brief Nr. 104.

um hier einige Jahre an der Hochschule zu lehren. Von den übrigen Universitätsprofessoren zog ihn namentlich der Philolog Hermann Köchly an. Auch Herwegh war wieder da und lag orientalischen Sprach- und naturwissenschaftlichen Studien ob; Heinrich Simon betrieb von Zürich aus — er bewohnte das Haus des alten J. J. Bodmer — seine schweizerischen Bergwerkunternehmungen[1]).

Einen ganz unvergleichlichen gesellschaftlichen Mittelpunkt — wie Zürich keinen zweiten gesehen — bildete damals und bis 1871 der herrliche Landsitz der kunstsinnigen rheinischen Familie Wesendonck, wo Richard Wagner auf eine Zeit edelste Gastfreundschaft genoß, wo überhaupt alles verkehrte, was von Fremden und Einheimischen den Musen huldigte. Auch Gottfried Keller wurde sogleich in diesem Kreis auf das freundlichste aufgenommen. Merkwürdig gut vertrug er sich mit Richard Wagner, der immer noch in Zürich lebte und — wie er 1850 an Uhlig geschrieben — „in der ganzen weiten Welt nicht anderswo als hier leben möchte". „Wagner war noch nicht der Prophet wie später", meinte Keller einmal, „sondern der durchaus liebenswürdige Mensch". Auch den Dichter Wagner ließ er damals noch gelten. In seinen Briefen kommt er immer wieder auf den Text der Nibelungen-Trilogie zurück. Durch ihn lernte er die Schriften Schopenhauers kennen. Auch zu den Symposien, die Wagners vertrauter Freund, Regierungsrat Dr. J. J. Sulzer, veranstaltete, wurde er zugezogen, obschon er sich manch-

[1]) Keller beteiligte sich am 5. Oktober 1862 an der Feier der Einweihung des Heinrich Simon-Denkmals in Murg am Walensee. In dem Buche von J. Jacoby, Heinrich Simon 2, 231 wird Gottfried Keller bei diesem Anlaß als „deutsches Parlamentsmitglied" aufgeführt!

mal etwas ungeberdig aufführte, z. B. einst mitten in großer Tafelrunde, in welcher außer einigen Damen Wagner, Burckhardt, Semper, Vischer, Ettmüller, Baumgartner u. a. saßen, unter maßlosem Schimpfen auf einen, mehreren Anwesenden befreundeten Schriftsteller, eine kleine vor ihm stehende Beige kostbaren japanesischen Porzellans mit der Faust zertrümmerte und völlig wütend von „Boom" abgeführt werden mußte. Oft war er Ohrenzeuge eben komponierter Abschnitte aus dem „Ring des Nibelungen" oder „Tristan". Im Herbst 1856 erschien Liszt mit der Fürstin Wittgenstein, später das Bülowsche Ehepaar[1]). Keller ist des Lobes der Frau Cosima voll. Im Sommer 1857 führte ihm Wagner den Liederkomponisten Robert Franz, einen großen Verehrer Kellers, zu. Nach des Meisters Weggang aus Zürich hörten die Beziehungen zwischen den beiden auf, aber einer behielt den anderen nach wie vor im Auge, und Wagners Stieftochter Daniele von Bülow erwiderte nach ihres Vaters Tod am 25. Februar 1883 ein Beileidsschreiben Kellers mit folgenden, von Wagners stetem Interesse für den ehemaligen Züricher Freund zeugenden Worten:

„Ihre schönen Werke, Ihre lieblich rührenden Gestalten, die seelenvolle erhabene Art Ihres Schauens und Denkens haben in den letzten Jahren seines Lebens ihm viele Stun-

[1]) „Am 22. Oktober 1856 wurde in Zürich Franz Liszts sechsundvierzigster Geburtstag bei der Frau Fürstin von Wittgenstein durch Aufführung des zweiten Teiles aus dem großen Nibelungendrama, „Die Walküre", von Richard Wagner gefeiert. Wagner, Liszt und Frau Heim waren die Dolmetscher des Riesenwerkes, das, einzig in seiner Art, zu dem Großartigsten und Herrlichsten gehört, was die musikalische Kunst je geschaffen hat." „Blätter für Kunst und Litteratur" Nr. 82. (Beilage zur „N. Zürcher Ztg." v. 25. Okt. 1856.)

den belebt, ihn tief ergriffen, ihn überfroh gestimmt." Richard Wagner liebte vor allem — „Die drei gerechten Kammmacher".

Zum großen Gewinn für Keller wurde der freundschaftliche Umgang mit Vischer und Semper. In beiden begegnete er verwandten Geistern. Von dem Verhältnis zu Vischer wird später die Rede sein. Völlig seinem Wesen angemessen war die Künstlernatur Sempers. Die beiden Gottfriede einander gegenübersitzen zu sehen, war eine wahre Freude. Laut ging's nicht her, es mußte denn irgend eine Verlogenheit in der Kunst oder im Leben zur Sprache kommen. Keller klagte immerfort, daß der große Baumeister, den er ein „kindlich-hypochondrisches Wesen" nennt, in Zürich nicht mehr Arbeit erhielt. Als derselbe nach Wien zog und bei den großen Hofburgbauten mit seinem Kollegen Hasenauer in Streit geriet, ergriff Keller leidenschaftlich Partei. Auf seiner letzten Fahrt nach Rom, wo er sterben sollte, kam Semper noch einmal in Zürich vorbei, und die beiden alten Herren nahmen einen recht gründlichen Abschied von einander.

Ein Jahr nach Sempers Tod, im Mai 1880, pflegte Gottfried Keller folgenden Traum zu erzählen. Mit Staub bedeckt und unordentlich gekleidet, kommt der gestorbene Freund ins Zimmer hereingeschlüpft; ihm nach die Schatten vieler Züricher Weiber und Männer vom Rindermarkte her, die Keller in seiner Jugend alle gekannt, jedoch längst vergessen hatte. Auf die Frage, ob er denn nicht gestorben sei, antwortet Semper: „Wohl! aber er habe Urlaub genommen; denn dort, wo er sich seitdem befunden, sei's nicht zum Aushalten." Darauf habe er still das Zimmer wieder verlassen,

von dem ihm nachhuschenden Gesindel begleitet, und unter der Thüre noch einmal gerufen: „Gehen Sie nicht dorthin, Herr Keller! Schlechte Wirtschaft dort!"

Den ganzen ersten Sommer nach der Rückkehr war es in Zürich ein ewiges Kommen und Gehen. Das Stahr-Lewaldsche Ehepaar tauchte zu längerem Aufenthalte auf und Kellers erst so schroffes Urteil über die beiden gestaltete sich zusehends günstiger. Varnhagen und Ludmilla kamen auf einen kurzen Besuch. „Keller ist echt und brav und verdient jede Förderung", lautet der Eintrag des alten Herrn in sein Tagebuch[1]). Wohl durch Herwegh lernte er den seit dem Mai 1856 in Zürich internierten Ferdinand Flocon, ehemaliges Mitglied der provisorischen Februarregierung von Frankreich, kennen. Durch Keller weiß ich folgendes Geschichtchen. Flocon hielt zur Zeit, da er französischer Minister war, eine bedeutende Summe für Herwegh in Bereitschaft, als dieser mit seiner Frau im April 1848 von Paris aus an der Spitze eines Arbeiterhaufens die bekannte lächerliche Invasion nach Deutschland inszenierte. Flocon richtete an den Agitator die Frage, wieviel Geld er zu seiner Unternehmung brauche. Herwegh meinte: „sechstausend Franken", worauf der Minister, lächelnd über eine solche Naivetät, die Kleinigkeit mit Achselzucken über den Er-

[1]) Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense 13, 18 (1870); 13, 78: „Während wir beim Mittagessen waren, ging eine Botschaft von mir an Gottfried Keller, der auch bald gefunden war und gleich nach dem Essen selbst erschien. Ausgang mit ihm . . . Die Limmatbrücke. Keller ruft den Herrn Professor Vischer im Vorübergehen an: wir wechseln einige Worte . . . Keller macht mit uns eine Fahrt auf dem Zürcher See nach Stäfa hin und nach kurzem Aufenthalt zurück." (5. Juli.)

folg auszahlte. Flocon ist 1866 als armer Mann in Lausanne gestorben. Eine Erinnerung an ihn enthält das Gedicht „Der Waadtländer Schild"[1]).

Gottfried Keller war eben recht zur heimatlichen Festsaison zurückgekehrt. Bei der Eröffnung der Zürich-Bodenseebahn wurde am zweiten Festtage, am 26. Juni 1856, der kostümierte Zug des kurz zuvor abgehaltenen Sechseläutens wiederholt[2]), der einen durch die Eisenbahnen eröffneten allgemeinen Völkerkongreß zur Anschauung brachte. Der wackere Züricher Metzgermeister Heinrich Cramer (1812—71), der als gemütlicher humorvoller Gelegenheitsdichter wie als Zeichner seinen Mann stellte, hatte auch diesen Festzug entworfen. Ein nächtliches Bankett unter den alten Bäumen des Lindenhofs sollte den freudigen Tag abschließen. Da brach zwischen neun und zehn Uhr in dem gegenüberliegenden Gasthause zum „Limmathof" (jetzt Postfiliale, ehemals zum „Gewundenen Schwert" benannt) Feuer aus. Das hohe winkelige Gebäude war mit Gästen von oben bis unten gefüllt. Drei Personen, Großmutter, Mutter und Kind, blieben in den Flammen des Hinterhauses. Die Löschmannschaft, die, größtenteils noch kostümiert, der Brandstätte zueilte, verrichtete wahre Wunder. Oberst Heinrich von Muralt, der Chef des Steigerkorps, und der Messerschmied Fritz Waser retteten mittels Schläuchen zwei vornehme Tiroler Beamte, die man schon für verloren gab. Dieser Vorfall veranlaßte

[1]) 1859. Gottfried Kellers Ges. Werke 10, 64. Ferdinand Flocon übersetzte in seiner Jugend Balladen von Bürger, Körner und Kosegarten (1827).

[2]) Vgl. Brief Nr. 99.

später Gottfried Kellers Gedicht: „Ein Festzug in Zürich"[1]). In jenen Jahren wurde seine Muse auch sonst von den festlustigen Mitbürgern vielfach in Anspruch genommen: im Herbst 1856 sangen dreitausend Schweizerkadetten in Zürich das nicht in die Gesammelten Gedichte aufgenommene „Vaterland, um deinen Segen" und das „Marschlied"; 1857 schrieb er für die schweizerische Militärgesellschaft sein allbekanntes „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen" und schmückte die nächsten eidgenössischen Sänger- und Schützenfeste, die erste (wie nachmals die zweite) Jubelfeier der Universität und andere Anlässe[2]) mit Liedern.

[1]) Der Festzug enthielt acht Gruppen. Die Nordbahn führte Eskimos, Lappländer, Schwaben und Markgräfler mitsamt der Altenburger Hochzeit herbei; die Nordostbahn brachte Baschkiren, Kirgisen, Russen, und Polen, die Ostbahn Japanesen, Chinesen, Tscherkessen u. s. w. — Der „lustige Bäcker von Unterstraß" in dem Kellerschen Gedicht hieß Schurter. Zur Herbstzeit, wenn der junge Wein noch zu dick war, pflegte er die weiße Zipfelmütze über den Mund zu ziehen und den Most durch diese praktische Seihe zu trinken. — In der „N. Zürcher Ztg." vom 22. August 1856 steht zu lesen: „In der Volks- und Schützenzeitung für Tyrol und Vorarlberg sprachen die Herren Statthaltereirat Anton Ritter von Strele und Graf Leopold von Künigl für ihre Rettung beim Brand im „Limmathof" den Herren Heinrich von Muralt und Friedrich Waser von Zürich ihren Dank aus." — Über den „Meister Heinrich lobesan" vgl. Andenken an Heinrich Cramer (Zürich, Schultheß 1886).

[2]) „Neue Zürcher Ztg." vom 12. Dez. 1856: „Am 11. Dez. 1856 versammelte sich eine zahlreiche Freundesschar auf dem „Café littéraire", um dem scheidenden Dr. Christian Heußer ein Zeugnis treuer Liebe und Verehrung darzubringen. Mehrere, auch ein Mitglied der h. Regierung, liehen den Gefühlen der Versammlung Worte des Herzens, vor allen aber der sinnige Abschiedsgruß Gottfried Kellers, von dessen Hand überdies ein Transparent mit der westlichen Halbkugel in sternbesätem Firmamente den Bestimmungsort des scheidenden Freundes darstellte mit der Umschrift:

Am mütterlichen Tische war er einstweilen wohlgeborgen. Mit der Zeit ging er ziemlich sorglos um. Mit lustigen Genossen wurde zum Ersatz für erlittene Unbilde des Lebens ein verspätetes Studententreiben geführt. Fast täglich rückte man gegen den Nachmittag auf den „Muggenbühl", den Exerzierplatz oder in die beliebte Wirtschaft des Forstmeisters Steiner nach Unterstraß aus. Es kam nicht selten vor, daß die Gesellschaft wegen nächtlicher Ruhestörung gestraft wurde, und selbst der Herr Staatsschreiber hat sich dergleichen Bußenzettel offenbar zu mahnendem und quälendem Angedenken aufgehoben. Durch solche Abenteuer setzte er seinen Ruf oft in einer gefährlichen Weise aufs Spiel. Von den konservativen Zürichern war er ohnedies wegen seines Verkehrs in radikalen deutschen Flüchtlingskreisen (Schulz, Herwegh) etwas schief angesehen. Nachdem man jedoch die außergewöhnliche Natur in ihm erkannt hatte, wurden auch an seine Lebensführung andere Maßstäbe als an Durchschnittsmenschen gelegt. Gelegentlich war ihm volle Faschingsfreiheit gewährt. Zwar als er sich im Herbst 1860 mit der Tagespolitik vermengte, schenkten ihm seine Gegner nichts. Aber unter allen Kraftäußerungen seiner leicht zu Ausschreitungen drängenden Natur litt weder sein Charakter noch sein Schaffen Not. Das letztere wenigstens qualitativ nicht. Mitten im

„Die Welt ist rund und muß sich drehn,
Drum sagen wir: auf Wiedersehn!"

Für seinen dichterischen Beitrag zum eidg. Sängerfest in Zürich 1858 belohnte ihn die „Harmonie" zusammen mit Franz Lachner mit der Ehrenmitgliedschaft, ebenso der Stadtsängerverein (Männerchor); 1862 bei Anlaß des schweiz. Sängerfestes in Chur wurde er mit Ludwig Uhland Ehrenmitglied des schweizerischen Sängervereins.

scheinbar planlosen Dahintreiben auf der hochgehenden Woge gab er das Steuer niemals aus der Hand und erreichte, so oft er wollte, das sichere Land. Aber seinen Freunden machte er es oft unglaublich schwer, ihn so zu lieben und zu schätzen, wie sie gern gewollt hätten.

Am wohlsten war es ihm in der Umgebung des gemütlichen Wilhelm Baumgartner, dessen Gesellschaft sich hauptsächlich auch der treffliche Maler Rudolf Koller anschloß, dann der Dichter und Kulturhistoriker Karl Morel, welcher zu Ende der fünfziger Jahre in der Redaktion des „Landboten" in Winterthur arbeitete, sich jedoch 1861 in Zürich als Privatdozent niederließ. Ein lieber Gast war Keller in der mit Wilhelm Schulz verschwägerten Familie Reishauer-Bodmer. Er las dort ausnahmsweise manchmal etwas von seinen neuen Geschichten vor. Gern pilgerte er Sonntags seeaufwärts nach Mariafeld auf den anmutigen Landsitz von Dr. François Wille und Frau Eliza.

Die folgenden Briefe verbreiten sich hinlänglich über die Erlebnisse der nächsten Zeit. Um so eher können wir uns mit der bloßen Erwähnung einiger Thatsachen begnügen. Gegen Ende des Jahres 1856 stand die Schweiz infolge des Neuenburger Konfliktes mit Preußen in ernstlicher Kriegsgefahr. Gottfried Keller richtete damals öffentlich edelmännliche Worte an die schweizerische Bundesversammlung[1]. Die Wolke wurde glücklich an unserem Lande vorübergeführt.

Im nächsten Sommer kam der junge Paul Heyse auf Besuch, im Juni 1858 auf seiner zweiten Hochzeitsreise Hermann Hettner. Ein Antrag vom Auslande her, den

[1]) Vgl. Nachgelassene Schriften S. 352 f.

Hettner und Wolfgang Müller von Königswinter im November 1857 gleichzeitig vermittelten, beabsichtigte, Keller als Sekretär des Kunstvereins nach Köln zu ziehen. Noch einmal kam bei dieser Gelegenheit der alte Plan einer Professur zur Sprache. Selbst unter die Historiker hätte er gehen sollen. Die Zürcherische Schulsynode beauftragte ihn 1859 mit der Bearbeitung einer Volksschrift: „Geschichte der schweizerischen Helvetik". Es ist wohl kaum eine Zeile davon niedergeschrieben worden.

Inzwischen rüstete man sich in allen deutschen Landen, den hundertsten Geburtstag Schillers festlich zu begehen. Auch in Zürich wurde eine große Feier vorbereitet. Mit Vischer, Köchly, Herwegh, Hitzig, Baumgartner, Dubs u. a. war Gottfried Keller Mitglied des Festausschusses. Die beiden Antipoden Vischer und Herwegh bestritten die geistigen Kosten der Denkfeier, da Keller der Musikgesellschaft in Bern bereits einen Schillerprolog versprochen hatte. Ursprünglich war außer diesem noch eine Apotheose Schillers in dramatischer Form vorgesehen. Keller dachte an eine Szene aus dem modernen Leben. Dieselbe sollte als Nachspiel zum ersten Auftritt des „Tell" auf einem mit Fremden, Vertretern der verschiedenen Zeitrichtungen, gefüllten Dampfschiffe des Vierwaldstättersees vor sich gehen. Ein Italienerbübchen hätte am Schlusse die Büste Schillers feilbieten sollen, die dann festlich bekränzt worden wäre. Die Idee wollte den Bernern nicht einleuchten, und so beschränkte sich der Dichter auf den gedankenschweren Prolog, dessen Wirkung bei der Feier eine tiefe war[1]). Am Schiller-Bankette vom 10. November in

[1]) Der von Keller wiederholt als „Pater Brey" befehdete Professor Ludwig Eckardt (Nachgel. Schriften S. 338) wollte in Bern eine Kon-

Zürich toastierte er auf ein Bündnis der Verehrer aller wahrhaft großen Männer aller Zeiten und Völker[1]). Ein Jahr später, am 21. Oktober 1860, fand die Enthüllung der Gedenktafel am Mythenstein für den Sänger des „Wilhelm Tell" statt. Gottfried Keller ist der klassische Geschichtsschreiber des lieblichen Festes geworden[2]).

In jenen Herbsttagen beteiligte er sich an einer kleinen politischen Agitation, die ziemlich kläglich im Sande verlief. Die Nationalratswahlen standen bevor. Eine kleine freisinnig-radikale Opposition, der sich auch Keller anschloß, war der Ansicht, daß der Stand Zürich in den eidgenössischen Räten nicht angemessen vertreten sei. Es sollten unabhängigere mutigere Leute gewählt werden, Männer, welche die Ehre der Schweiz gegenüber dem Auslande besser zu wahren wüßten, als dies im Savoyerhandel geschehen sei. Gottfried Keller verfaßte das „An die Wahlmänner des Kantons Zürich" gerichtete Manifest, das die stimmberechtigten Bürger zu einer Versammlung auf den 7. Oktober 1860 nach Uster

kurrenzfeier veranstalten. Aber niemand beteiligte sich daran. Gegen ihn gerichtet ist die polemische Stelle in Kellers Prolog (Ges. Werke 9, 227: „Nicht ist's die Schönheit, die voll Eitelkeit Und Selbstsucht sich mit Pfauenfedern schmückt"). Schuldirektor Frölich aus Bern schrieb am 10. November an Keller: „Über den . . . Eckardt, den Sie in einer Stelle Ihres Prologs so vortrefflich gezeichnet haben, kein Wort". Der Kellersche Prolog wurde auch bei der fast gleichzeitigen Schillerfeier in Neuenburg gesprochen und zwar durch den dortigen deutschen Pfarrer, den späteren Redaktor des Winterthurer „Landboten", Salomon Bleuler.

[1]) „Neue Zürcher Ztg." Nr. 316 vom 12. November 1859. Die Schillerfeier stamme aus derselben Wurzel wie diejenige zu Ehren Gutenbergs; ein Humboldtfest müsse folgen und dann eine Centenarfeier der französischen Revolution.

[2]) Nachgelassene Schriften S. 34 ff. und 338 ff.

einlud. In dem Aktenstück ist von „Marklosigkeit und Verschliffenheit der Grundsätze“ die Rede. Die „Freitagszeitung“ führte dasselbe als Beweis dafür an, „daß Einer schöne Novellen schreiben und doch schwache Manifeste erlassen könne[1]“. Bei den Wahlen brachte die Partei nicht Einen Mann durch. Seither galt Keller in Zürich, zumal er sich als oppositioneller Zeitungskorrespondent stark bemerklich machte, für einen politisch Mißvergnügten, trotzdem inzwischen „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ erschienen war, welches nach seinem Worte wohl als Ausdruck der Zufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen gelten konnte.

Um so größer war das öffentliche Erstaunen, als die Züricher am eidgenössischen Bettag 1861 in ihren Tagesblättern die Nachricht lasen, der Regierungsrat habe in seiner gestrigen Sitzung (14. September) den Herrn Gottfried Keller zum ersten Staatsschreiber gewählt[2]. Einen solchen „Geniestreich“ hatten weder die Liberalen noch Konservativen einem Kollegium von neun ernsthaften Männern zugetraut, zumal sich tüchtige und erfahrene Männer von juristischer Bildung, darunter sogar ein Nationalrat, um das Amt beworben hatten. Der Gewählte wußte selbst nicht recht, wie ihm geschehen, als er sich unversehens im Besitze der verhältnismäßig bestbesoldeten Staatsstelle des Kantons befand. Der ganze Plan war von dem damaligen Finanzdirektor Franz

[1] Vgl. auch Nachgel. Schriften S. 353. Die an diese Wahlkampagne sich anschließende Flugschrift: „Die Nationalratswahlen von 1860. Eine Ansprache an das Züricher Volk“ rührt von Dr. Fr. Wille her.

[2] Der bisherige erste Staatsschreiber Huber war im August Mitglied der Regierung geworden.

Hagenbuch ausgegangen und selbstverständlich auf Widerstand gestoßen; aber die Wahl geschah dennoch mit 5 gegen 3 Stimmen. Sie gab der Presse viel zu reden, und der neue Staatsschreiber sowie die Majorität der Regierung bekam viel Unangenehmes zu hören. Eine Blumenlese aus den öffentlichen Blättern findet man im Anhang. Die gesetzgebende Behörde des Kantons gab der Regierung denn auch sofort einen nicht mißzuverstehenden Wink. Es wurde namentlich getadelt, daß sie nicht einen im Staatsdienst bereits Erprobten oder einen Juristen an die wichtige Stelle befördert hatte. Dem Dichter, über dessen Lebensführung die sonderbarsten Mären gingen, wollte niemand die nötige Ausdauer, Fähigkeit und Arbeitskraft zutrauen. Nun war es bisher Übung gewesen, daß der erste Staatsschreiber zugleich auch das Amt eines ersten Sekretärs des Großen Rates bekleidete. Gottfried Keller wurde in der Sitzung vom 28. Oktober nicht gewählt, indem er im ersten Wahlgang zwar die meisten Stimmen auf sich vereinigt hatte, im folgenden Skrutinium jedoch dem zweiten Staatsschreiber gegenüber unterlag. Dafür ernannte ihn der heimatliche Wahlkreis Bülach schon am 15. Dezember auf ehrenvolle Weise zu einem Mitgliede des Großen Rates selbst[1]). Auch durfte es ihn mit Genugthuung erfüllen, daß dasjenige Züricher Blatt, welches den größten Lärm geschlagen hatte, schon sechs Wochen nach der Staatsschreiberwahl öffentlich erklärte: die allgemeine Meinung habe sich in Gottfried Keller ganz gewaltig getäuscht, indem sie die Kraft des Genies

[1]) Der Winterthurer „Landbote" vom 17. Dezember 1861 bemerkte: „So wird also der Große Rat das Vergnügen, welches er sich versagen zu müssen glaubte, nämlich Herrn Staatsschreiber Keller in seiner Mitte zu sehen, nolens volens schon in der nächsten Sitzung genießen müssen."

in Berechnung zu ziehen vergessen; denn nach allem, was man höre, dürfte aus ihm einer der tüchtigsten Staatsschreiber werden, den Zürich je besessen habe. Erst nachträglich, in der Maisitzung des Großen Rates von 1862, wurde er zum zweiten Sekretär dieser Behörde gewählt.

Niemand beklage diese Wendung im Leben des Dichters! Sie wurde thatsächlich sein Heil. Denn er befand sich auf dem nächsten Wege zur Verwilderung. Er war wild, in unbeschränktester Freiheit aufgewachsen, ohne Schulzucht, ohne regelmäßige Lehrzeit, ohne einen bestimmten Lebensberuf geblieben.

„Sonnen um Sonnen ersteh'n und führen die blühenden Jahre
Mir aus der müßigen Hand strahlenden Ganges hinweg,"

klagte er damals. Jetzt mit zweiundvierzig Jahren lenkte er — es war die höchste Zeit — in die geregelte Bahn des Beamten ein und lernte endlich an sich und seinem ganzen Thun den Segen einer vorgeschriebenen Berufsarbeit kennen. In diesem Sinne faßten auch seine Freunde die Wahl geradezu als eine moralische Rettung auf[1]).

---

[1]) Heinrich von Orelli in Berlin schrieb am 27. Dezember 1861 an G. Keller: „Nun sind Sie doch aus Feld und Wald und Freiheit in die enge Geschäftsstube versetzt! Ich habe alle Achtung vor einer Regierung, die eine Kraft wie die Ihrige aus dem Niveau der Alltagswelt emporzuziehen und in die ihr gebührende Stellung zu erheben weiß. Eine solche Handlung verbürgt neben der Bewährung eines großen Sinnes jene Eigenschaft gewandter Klugheit, die im Oppositionsfalle gefährliche Potenzen in das eigene Getriebe aufzunehmen und nützlich zu beschäftigen vermag. Sie besitzen aber die echte Selbständigkeit, die jeglichem falschen Druck gehörig begegnet." Orelli forderte Keller zur Abfassung einer Volksgeschichte, zu einer Schilderung der Natur des Schweizervolkes nach dessen innerer und äußerer Entwicklung auf.

Für den Dichter trifft die bekannte, von kräftigen Naturen wie Goethe übrigens längst widerlegte Warnung Platens:

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon"

wahrlich auch nicht zu. Was war denn in diesen letzten sechs Jahren freiester Muße Poetisches geleistet, oder wenigstens fertig gebracht worden? Eine kleine Erzählung und einige Gedichte. Nicht zu übersehen ist, daß die mit dem Amte verbundenen Einkünfte ihn in den Stand setzten, alte Verbindlichkeiten nach und nach abzutragen.

Unzweifelhaft ebenso weise handelte dagegen Keller, als er nach fünfzehnjährigem Dienste die Staatsschreiberei niederlegte und die guten noch vor ihm liegenden Jahre auf dichterische Produktion verwandte.

Der Amtsantritt geschah am 23. September unter einem ungünstigen Zeichen. Den Abend vorher, einem Sonntage — so erzählte Keller einst — war er in eine große Gesellschaft nach dem „Schwan" am Mühlebach geladen. Er fand da viel extravagantes Volk versammelt. Der große sozialistische Agitator Ferdinand Lassalle war der Gefeierte. An seiner Seite erschien die Gräfin Hatzfeld in roter Blouse und weißer Krinoline. Herwegh, der einige Wochen später einen Ruf auf den Lehrstuhl für Litteraturgeschichte nach Neapel erhielt, seine Frau und sein Sohn, Stein von Gumbinnen u. a. waren anwesend. Oberst Rüstow trug als Garibaldianer ebenfalls die rote Blouse. Auf dem Sofa lag eine russische Nihilistin, der die Herren eifrig den Hof machten. Ludmilla Assing sollte den neuen Herrn Staatsschreiber unter ihre Fittiche nehmen. Nach dem Thee begann ein Gelage, das bis in den hellen Morgen hinein dauerte, wobei die

Frauen dem Champagner nicht lässig zusprachen und dicke Havannacigarren rauchten. Keller fühlte sich aufs äußerste angewidert, verhielt sich indessen stumm. Als jedoch in vorgerückter Stunde Lassalle seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrücker in schauspielerischer Weise zum besten gab, und eben seinen Hokuspokus über dem Haupte Georg Herweghs machte, um denselben einzuschläfern, fuhr Gottfried Keller wütend auf, schrie: „Jetzt ist's mir zu dick, Ihr Lumpenpack, Ihr Gauner!“ ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Lassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften, und der Unhold wurde an die frische Luft gebracht. Um acht Uhr Morgens hätte er in der Kanzlei antreten sollen. Um zehn Uhr war er noch nicht da, der nächtliche Vorfall dagegen bereits ruchbar geworden. Da eilte Regierungsrat Hagenbuch nach der Wohnung seines Schützlings, den Schläfer zu wecken. Ein ernstlicher Verweis wurde dem Säumigen nicht erspart. Es war der erste und letzte, den Keller entgegenzunehmen hatte. Seitdem war er die Pünktlichkeit und Pflichttreue selbst. Lassalle zeigte sich sehr versöhnlich[1]).

Gottfried Keller bezog nun mit Mutter und Schwester, denen völlig unerwartet die so große Ehre und Freude zu Teil geworden, die Amtswohnung in der alten Staatskanzlei, dem durch Martin Usteri verherrlichten „Steinhaus“; und

[1]) Ohne Zweifel bezieht sich folgendes undatierte Billet von Ferdinand Lassalle an Gottfried Keller auf den erzählten Vorgang: „Lieber Keller! Ihre Karte habe erhalten und sehr bedauert, daß ich nicht zu Hause war, um Ihnen persönlich zu sagen, daß niemand besser als ich weiß: ‚Wundersam ist Bacchus' Gabe‘! und niemand also bereiter sein kann, über etwas Weinlaune zur Tagesordnung überzugehen“.

als der Herr Staatsschreiber zur ersten Sitzung ins Rathaus ging, mußte der dort aufgepflanzte Landjägerposten übungsgemäß das Gewehr präsentieren. Ein hämischer Nachbar hatte sich beizeiten eingestellt, den feierlichen Augenblick nicht zu verpassen.

Was die litterarischen Arbeiten Gottfried Kellers während dieser sechs Jahre betrifft, wickelten sich einige derselben, so die neueren Seldwyler und die späteren „Sinngedicht“-Novellen langsam, unter vielfacher Unterbrechung oder zeitweiliger Stockung in der Stille ab, ohne daß die Öffentlichkeit etwas davon erfuhr. Gedruckt wurden außer dem „Fähnlein“, dem prächtigen Aufsatz „Am Mythenstein“ und den verschiedenen Zeitungsartikeln nur gelegentliche Gedichte. „Ein reiferer lyrischer Nachsommer — bemerkte Keller gegen Christian Schad am 16. August 1858 — ist mir allerdings im Anzuge, und ich verspüre ihn öfter, muß ihn aber der Verhältnisse wegen immer noch vor der Thür stehen lassen. Hoffentlich wird er dort nicht erfrieren[2].“ Nach außen hatte es überhaupt den Anschein, als ob in seiner Pro-

[2]) Trotz seiner Mitarbeiterschaft an Schads Musenalmanach erlaubte sich Keller zu seinem Privatvergnügen allerlei Scherze auf denselben. Auf das höchst einladende Vorsetzblatt des Jahrgangs 1854 z. B. trug er folgende Verse ein:

„Sind erst hundert Jahr' vorüber,
Wird dies Büchlein närrisch dünken
Selbe, die dann an der Sonne
Stehen und das Leben trinken.
Werden sie wohl Bärte tragen,
Und am Hemd was für 'nen Kragen?“

duktion eine große Pause eingetreten wäre, als ob die Muse (dem unten abgedruckten Lied entsprechend) von dem Staatsschreiber thatsächlich Abschied genommen hätte.

Am 22. Februar 1860 wandte sich Berthold Auerbach mit dem Wunsche an Keller, dieser möchte ihm für den „Volkskalender" eine kurze schweizerische, womöglich heitere Geschichte beisteuern. Keller antwortete mit dem Briefe Nr. 124, worin er ein älteres novellistisches Plänchen, das er ausführen könnte, vorlegt. Die Grundlage dazu ist in Bd. 1, 246 ff. erzählt worden. Auerbach griff freudig zu und hatte auch schon einen Titel für die Erzählung in Bereitschaft. Im Juni 1860 war er im Besitze des Kellerschen Beitrages, den er „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" taufte und nach Vornahme einiger Kürzungen und unbedeutender Änderungen dem Volkskalender auf 1861 als schönste Zierde einverleibte.

Die schlanke herzerfreuende Geschichte, welche sogleich in zahlreichen Schweizerblättern nachgedruckt wurde und später in die „Züricher Novellen" überging, trug Gottfried Kellers Namen für eine Weile in die breitesten Schichten seiner Landsleute. Diese Verherrlichung der einheimischen Zustände

---

Jahrg. 1859:

„Auf dies schöne Glanzpapier
Wahrlich muß man etwas schreiben;
Könnte ich dem Bücherschränkchen
Einer Schönen dieses Büchlein einverleiben,
Schrieb ich ihren Namen hier.
Doch, weil auf dem Sünderbänkchen
Ich so ganz allein muß sitzen,
Helf' ich mir mit schlechten Witzen:
Schreibe Worte ohne Wahl,
Und das Buch les' ich ein andermal".

ließ man sich gefallen. Das schmeckte anders als der spätere säuerliche „Martin Salander", in welchem die scharfe Beleuchtung der Auswüchse des öffentlichen Lebens manchem Schweizermanne, insbesondere einer großen politischen Partei, zu grell vorkam und vorzukommen fortfährt. Wenn die sieben Kracher, die Aufrechten, am eidgenössischen Freischießen vor dem Gabentempel stehen, und die sieben alten entblößten Köpfe „wie eine von der Sonne beschienene Eisscholle im dunklen Volksmeere schwimmen, ihre weißen Härlein in der lieblichen Ostluft zittern", wenn der jugendliche Fähndrich jene schönste aller vaterländischen Schützenfestreden hält, dann sehen wir vergnügt um und rufen aus: „ja, präzis so ist's!" Dann spitzt man die Ohren, wenn es lautet: „Wie zierlich und reich ist es gebaut, dieses Vaterland! Je näher man es ansieht, desto reicher ist es gewoben und geflochten, schön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit. — — Was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch' Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland! — — Und schaut sie an, diese alten Sünder! Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besonderer Heiligkeit. Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen — aber so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben; erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dem andern verrät und sie dann zusammen eine wunderliche Theologie treiben, deren erster und einziger Hauptsatz lautet: hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! — — Dann sind sie plötzlich zufrieden mit den Anfangsworten unserer Bundesverfassung: „Im Namen

Gottes des Allmächtigen", und eine sanftmütige Duldsamkeit beseelt sie dann, so widerhaarig sie sonst sind!"

Professor Pfeufer, der Münchener Mediziner, schrieb nach der Lektüre des „Fähnleins" an den Autor: „Sie erreichen ohne alle Anstrengung Ihr Ziel. Sie brauchen nur zu gehen."

Auerbach betrachtete Keller seitdem als „ständigen Jährling" des Kalenders. Freilich hatte auch er seine liebe Not mit dem Mitarbeiter; immerhin gelang es ihm nach vielfachem Drängen und entsprechendem Brummen von der andern Seite, 1862 im Sommer eine weitere Kalendergeschichte, „Verschiedene Freiheitskämpfer", und 1865 den „Wahltag" zu erhalten[1]).

Hier ist auch der Ort, eine Dichtung zu berühren, die beinahe dreißig Jahre lang verschlossen im Pulte des Dichters ruhte und mehrfache Umarbeitungen erfuhr, bevor sie ans Licht trat: „Der Apotheker von Chamounix". Sie verdankt ihren Ursprung dem Erscheinen von Heines „Romanzero" (1851) — wie mir Keller einmal sagte — speziell der Romanze „Spanische Atriden" aus dem Buche der Lamentationen, wo der Hund Allan das Haupt Don Fredregos an den blutigen Haaren herbeischleppt. Die Gedichte des „Romanzero" waren in gewissem Sinne Grabesstimmen, das Vermächtnis eines langsam Sterbenden und erregten allgemeinstes Aufsehen und Mitgefühl. Die darin herrschende romantische

[1]) Der „Wahltag" erschien zur Hälfte schon 1862 in den „Bildern aus der Heimat und Fremde. Ein Monatsblatt zur Unterhaltung und Belehrung. Gratisbeilage zur Bülach-Regensberger Wochen-Zeitung" 1862 Nr. 4 (aber nur bis zu der Stelle S. 290 der Nachgelassenen Schriften, Ende des ersten Absatzes).

Geisteswillkür und scheinbare Herzlosigkeit war es, welche Kellers Laune „zu einer Gegenübung" reizte, die Heines Bizarrerie, noch mehr aber diejenige seiner Nachahmer durch ähnliche Tollheiten überbieten sollte. Nicht in einer Heine feindseligen Weise; denn Keller behielt für den Dichter, dem er in seinen eigenen poetischen Anfängen so vieles verdankte, nach wie vor die gebührende Bewunderung[1]). Er wollte nur sagen, daß Heine lange nicht so schlimm sei, wie er sich stelle; im Grunde genommen sei er nur „Bosheitsdilettant".

In dieser Stimmung kam ihm eine Zeitungsnachricht oder besser -Ente zu Gesicht, die Geschichte von einem Apotheker, dem durch eine eifersüchtige Geliebte ein höchst lächerlicher Tod ausgedacht wurde[2]). Der Vorfall schien „für ein Requiem poetischer Willkür einen guten Rahmen abzugeben, besonders in den Zeiten, da die alten Schwarmgeister durch die Luft flirrten vor und nach Heines Hingang" und die Berliner diesen am hellen Tage spuken ließen. Sein „Apotheker von Chamounix" oder der „Kleine Romanzero" — wie der ursprüngliche Nebentitel lautete — stand fertig vor ihm. Die Konzeption geht in ihren Anfängen auf die Jahre 1852—53 zurück.

[1]) Ob Heine von dem Lyriker Gottfried Keller Notiz genommen? Die folgende Stelle aus einem Briefe des Litteraten Kertbeny (Benkert) an Keller vom Jahr 1848 ist jedenfalls mit Vorsicht aufzunehmen: „In Paris machte ich für Sie Propaganda bei einigen Landsleuten, sowie ich Sie eines Abends bei Heine vorlas und Ihrethalben viel, gar viel mit Alfred Meißner disputierte".

[2]) In einem alten Bande der „Fliegenden Blätter" 1846 steht eine Todesanzeige für Herrn Balduin Mathias Mangelbacher, der sich aus Versehen statt gewöhnlicher Baumwolle Schießbaumwolle in die Ohren steckte. Beim Eintritt in sein überheiztes Geschäftsbüreau explodierte dieselbe und riß ihm den Kopf weg wie dem Apotheker Titus.

Derselbe sollte der zweiten Auflage der „Neueren Gedichte", welche Vieweg auf Michaelis 1853 veranstaltete, beigegeben werden, hatte aber dort aus einem komischen Grunde (s. o. S. 228) nicht mehr Platz. Hierauf gedachte Keller sein Opus besonders zu veröffentlichen. Hermann Hettner jedoch riet ihm angesichts des Heineschen Krankenlagers von einer Bekanntmachung ab[1]). Nach Heines Tod 1856 schien der richtige Zeitpunkt für die Publikation des „Apothekers" vorhanden zu sein. Diesmal beschwor Ludmilla den Freund, er möge dem Seligen nichts zuleide thun. Da überdies im gleichen Jahre eine „Höllenfahrt" und eine „Himmelfahrt" Heines erschienen, verlor Keller nun erst recht die Lust, damit hervorzurücken. 1860 nahm er sein Manuskript, trotzdem er den Druck nicht mehr als zeitgemäß erachtete und schon früher den Entschluß gefaßt hatte, dasselbe ganz zu unterdrücken, aus purer Geldnot wieder vor, unterzog es einer Durchsicht und bot es Franz Duncker zum Verlag an. Auch dieser winkte ab, und nun blieb die Dichtung liegen. Erst zu Anfang der achtziger Jahre begann Keller eine nochmalige gründliche Umarbeitung

[1]) Schon früher hatte Hettner das Gedicht gelesen und an Keller geschrieben: „Beifolgend das gütigst übersandte Manuskript, das mich sehr ergötzt hat. Die Geschichte mit dem Apotheker ist vortrefflich. Nur weiß ich nicht, ob Sie gut thun, Schluß und Anfang gewaltsam zu trennen. Überhaupt ist mir noch nicht recht der innere Zusammenhang klar, der zwischen der Persiflage Heines und dieser Geschichte stattfindet. Auch glaube ich daher, daß Sie ausdrücklich mit einigen Versen diesen Zusammenhang hervorheben müssen. Ferner: Die Gottesbekehrung Heines ist nur für uns komisch. Für uns, die wir über dem Atheismus stehen. Sie werden daher die innere Verlogenheit und Willkür solcher Konvertiten sehr plastisch herausgestalten müssen, was durch die Parallele mit Voltaire sehr gefördert wird."

des Ganzen, in der Weise, daß er die beiden Teile, die ursprünglich in einander verwoben und verschränkt waren, trennte. In dieser Gestalt kennt man die Dichtung seit ihrem ersten vollständigen Abdruck in den Gesammelten Gedichten 1883[1]).

Sie ist zur einen Hälfte durchaus spukhaft, eine groteske Parodie, zur andern die reinste wundervollste Poesie.

Der erste in der endgiltigen Fassung stark erweiterte Teil erzählt die Schnurre von dem Apotheker Titus in Chamounix, einem eifrigen Jäger, daneben Liebhaber der Handschuhhändlerin Rosalore, die ihm auf die Schliche gekommen, daß er noch einer zweiten Schönen, dem lieblichen Gebirgsmädchen Clara, huldigt. Von Eifersucht erfaßt, strickt Rosalore dem Ungetreuen eine Halsschärpe, die sie mit Schießbaumwolle ausstopft. Titus pflegt sich die warme Binde beim Waidwerk umzulegen. So begibt er sich einst auf die Steinbockjagd. Rosalore, von Unruhe und Neugierde getrieben, eilt ihm nach. Titus, durch eine Nebelspiegelung betrogen, glaubt auf einer Felsenklippe ein edles Wild zu sehen: er drückt sein Gewehr ab und trifft Rosalore, die in

[1]) Ein Fragment daraus war vorher in Paul Lindaus „Nord und Süd" 20. Bd. Märzheft 1882 mitgeteilt worden. Keller beabsichtigte damals, im Anschluß an Hornungs berüchtigte Tischklopferschrift, „Heinrich Heine, der Unsterbliche", folgenden, auf einem Blättchen des Nachlasses notierten Zug, der am Ende der X. Romanze nur angedeutet ist, weiter auszuführen: „Heine büßt auch dadurch, daß er durch die Berliner Tischklopfer aufgestört und nach Berlin zitiert wird, wo er die greulichsten Abgeschmacktheiten und Frechheiten ausstehen und sich die plattesten Witze in den Mund legen lassen muß, so daß er jedesmal ganz zerrieben und zerknirscht in seine Eiswohnung zurückkehrt. — Komik der Teilnehmer, Generale, Geheimräte rc., deren Weiber und Töchter."

den Abgrund stürzt. Ein Funke entzündet die gefährliche Feuerschlange, die er um den Hals trägt. Die Katastrophe erfolgt: der Kopf wird ihm abgerissen. In der Nacht müssen Titus und Rosalore mit dem Totenvolk über den Berggrat wandern. Er schleppt an der Hand die blutgetränkte Schärpe, während hinter ihm das Weib den Kopf in der Schürze nachträgt. Jene Clara, die längst in Gram gestorben, büßt im Gletscher des Montblanc, dem Reinigungsorte der armen Seelen, die Leidenschaft, die ihr Titus in das schuldlose Gemüt gestreut. Insofern als Keller mit der wunderlichen Geschichte Heine die Spitze bieten will, läßt sich gegen die Erfindung nichts einwenden. Züge von außerordentlicher Schönheit sind eingeflochten, so der, wie die treu gehegten Bienen der armen Clara auf ihrer Wanderung nach der Büßerwohnung nachfahren oder die anmutige Heuernte der Murmeltiere.

Der zweite im Druck gekürzte Teil schildert erst das Erscheinen und die Wirkung des „Romanzero“. Dann folgt eine Reihe ganz herrlicher Szenen. Heinrich Heine erhebt sich in einer Mitternacht im Traume von seinem Schmerzenslager, schlingt sich ein Lorbeerreis um den blassen Scheitel, nimmt sein Büchlein „Romanzero“ mit und macht sich auf, Gott zu suchen. (Man wollte ja im „Romanzero“ etwas, das einem reuigen Bekenntnis gleichsah, finden.) Er betritt die Dämmerhalle der Unsterblichkeit, wo die großen Meister schweigsam auf- und niederwandeln. „Hoch geht es da gar nicht her.“ Gleich am Eingange trifft er auf seinen alten Gegner Platen, dann auf Goethe und Schiller. Auch Mephisto geht mit im Reigen, und Herr Heinrich findet trotz seiner pikanten Gesinnungsweise, — um eine der Randglossen,

welche die erste Gestalt des Gedichts begleiteten, wiederzugeben — „daß es schon vor ihm pikantere Gesellen gegeben hat, welche mit mehr Ruhe auch einen starken Tabak rauchten“. Dann erscheint der tapfere Lessing. Heine glaubt weiterschreitend bereits das große Mysterium gefunden zu haben: da steht plötzlich sein Erdenfeind, Ludwig Börne, hohnlachend vor ihm. Beide prusten sich wie wilde Katzen an, aber Lessing verweist sie zur Ruhe mit der Drohung, beide in das mit einer fahlen Schimmeldecke überzogene Tintenmeer, das er ihnen von einem Hinterpförtchen aus zeigt, zu schmeißen. In diesen schwarzen Sumpf versetzte Keller in der ungedruckten Fassung einen seiner eigenen Widersacher, den galligen, ewig unzufriedenen Karl Gutzkow, der sich wiederholt an Kellers Erstlingswerken gerieben hatte. Heine erhält von Börne rücklings einen Stoß, daß auch er in diese Tintennacht untertauche. Er erwacht, und die helle Morgensonne scheint in seine Schlafstube in Paris.

Endlich aber liegt der Dichter, zwar immer noch witzig lächelnd, wirklich im Sterben, und sein Herz bricht unwiderruflich. In der stillen Totenstadt auf dem Montmartre wird er einlogiert. In der Nacht jedoch öffnen sich die Gräber und das Pariser Totenvolk steigt aus denselben. Tanzend umkreisen die Schatten aller Nationen die Gruft des Dichters und diejenigen unter ihnen, die niemals ein Herz gehabt (sonst hätten sie es im Leben gezeigt) klagen ihn an, daß er das seine verleugnet und geprahlt habe, Tigerkrallen zu besitzen. Deswegen soll der große Herzverleugner sein Vergehen erst büßen, bevor er sich des ewigen Schlafs erfreut. Sie wecken ihn auf. Sechs schimmernde Grisetten-Schultern tragen die leichte Dichterbürde durch die Lüfte und fahren

mit ihm dem Thale von Chamounix zu und von da hinauf zu den blanken Eiszinken des Montblanc, wo im krystallenen Kämmerlein noch die arme Clara sitzt. In diese anmutige Strafzelle wird der tote Herr Heinrich mit dem verleugneten heißen Herzen kalt gestellt, während die befreite Clara auf zum Himmel schwebt.

Wer unsere Walliser=Sagen in der schönen Sammlung von Tscheinen kennt, weiß, daß nach dem Volksglauben der große Aletschgletscher das Purgatorium für die Abgeschiedenen ist, daß zu gewissen Zeiten nächtlich die Toten in langen Prozessionen über die Eisfelder ziehen. Als Gottfried Keller die tote Clara und seinen Heinrich Heine zur Sühnung in einen Eisfirn bannte, wußte er von jenen damals überhaupt ungedruckten Volkssagen noch nichts. Mit dichterischer Divination nahm er einen Zug vorweg, dem er mit Verwunderung später in der von ihm hochgeschätzten Sammlung begegnete. Nachträglich boten ihm freilich einige dieser Sagen willkommene Motive für die endgiltige Gestalt seines „Apothekers“. So ist z. B. die Begegnung der toten Clara mit dem Ziegenhirten (VII) seiner Walliser Lieblingssage, der „Schönen Mailänderin“ nachgebildet, ebenso die Wanderung von Titus und Rosalore (IX) den sog. Gratzügen der Walliser Sagen.

Die ältere Fassung schloß mit dem unten mitgeteilten Fabula docet und einer Verherrlichung Schillers durch das merkwürdige Gedicht: „Das große Schillerfest“[1]).

[1]) Ges. Werke 10, 153.

95. An Frau Lina Duncker in Berlin.

[Zürich, Januar 1856.]

Liebe Frau Duncker! Da ich das Buch für Herrn Duncker noch nicht fertig habe[1]), so will ich einstweilen noch an Sie schreiben und zu Handen Ihres werten Hauses Ihnen anzeigen, daß ich mich schon seit vier Wochen zu Hause befinde und meine liebe Mutter und Schwester wohl und munter angetroffen habe.

Erstere ist sehr dauerhaft und hat sich in den sieben Jahren fast gar nicht verändert; sie macht alles selbst und läßt niemand drein reden; auch klettert sie auf alle Kommoden und Schränke hinauf, um Schachteln herunterzuholen und Ofenklappen zuzumachen. Ich mußte mir eine Serviette zum Essen förmlich erkämpfen, und da gab sie mir endlich ein ungeheures Eßtuch aus den neunziger Jahren, von dem sie behauptete, daß es wenigstens vierzehn Tage ausreichen müsse! Ich kann es wie einen Pudermantel um mich herumschlagen beim Essen. Meine Schwester ist eine vortreffliche Person und viel besser als ich. Als ich eines Tages wieder melancholisch war und die Mutter in der Zerstreuung etwas anfuhr, ohne es zu wissen, rückte mir Regula auf das Zimmer und hielt mir eine so scharfe Predigt, daß ich ganz kleinlaut und verblüfft wurde[2]). Beide hatten große Freude, als ich kam; aber ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert.

In Dresden bin ich acht Tage gewesen, und es ist mir

---

[1]) Die „Galatea"-Novellen.

[2]) Lina Duncker an Gottfr. Keller: „Hoffentlich dürfen Sie in Ihrer Mutter Haus nicht so donnerwettern, wie hier in dem chambre garnie der Bauhofgasse".

allda gut ergangen. Ich sah dort alle schrecklichen Leute. Auerbach war sehr zuthulich gegen mich, und ich sah ihn alle Tage. Gutzkow aber verhielt sich gemessen und diplomatisch, weil er mit Auerbach gespannt ist und ich zufällig zuerst zu diesem gegangen war. Gutzkows Frau, neben welche ich bei einem Essen zu sitzen kam, ist eine ganz nette und liebe Frankforterin, die den Teufel nicht fürchtet; Auerbachs die seinige sehr hübsch.

Ich habe auch den Davison gesehen als Othello, den er prächtig, sonor und eigentümlich spielte. Als Mephisto stach er nicht sonderlich hervor; doch machte er etwas sehr Hübsches. Während nämlich in der Hexenküche die Hexe ihren Hokuspokus macht und Faust in dem Kreise steht, warf sich Davison als Mephisto in einen Stuhl und pfiff eine kleine Meerkatze herbei, die er auf den Schoß nahm, auf dem Knie reiten ließ und gar anmutig teuflisch mit ihr spielte, was sehr behaglich aussah. Devrient sah ich im „Glas Wasser"; auch dieser hat eine ganz andre Persönlichkeit und ein anderes Organ als die Berliner Knäbchen, Liedtke natürlich nicht ausgenommen.

Hier in Zürich geht es mir bis dato gut; ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeit lang in Newyork waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau, namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt. Diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann gibt es bei einem eleganten Regierungsrat[1]) feine

[1]) Dr. J. J. Sulzer.

Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Vischer und einige Züricher zusammenkommen und wo man morgens zwei Uhr nach genugsamem Schwelgen eine Tasse heißen Thee und eine Havannacigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht zuweilen einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin. An diversen zürcherischen Zweckessen bin ich auch schon gewesen. Man kocht sehr gut hier, und an Raffiniertheiten ist durchaus kein Mangel, so daß es hohe Zeit war, daß ich heimkehrte um meiner [Mitbürgerschaft] Moral und Mäßigung zu predigen — —[1])

Wir wohnen parterre in einem Garten, am Fuß eines Berges, der von Gärten und Gehölzen bedeckt ist, so daß der Frühling wieder einmal sehr schön für mich werden wird. Es ist aber auch Zeit dazu. Nur soll es eine Menge Spinnen geben, die im Sommer aus dem Garten in die Stuben kommen. Berlin habe ich schon gänzlich vergessen, eigentlich in Dresden schon, was sich erwarten ließ. Dennoch sind nicht üble Leute dort, wenigstens zeitweise, und ich danke Ihnen auch besonders für alle mir erwiesene Freundlichkeit.

Fast hätte ich vergessen, meine große Freude darüber auszudrücken, daß jener Vehse gefangen sitzt.

Darf ich Sie bitten, inliegendes Briefchen etwa auf die Stadtpost werfen zu lassen? Herrn Duncker werde ich bald schreiben und bitte mich bis dahin empfohlen sein zu lassen.

---

[1]) Hier und am Schluß fehlt ein Stück.

96. An Hermann Hettner in Dresden.

Zürich, den 6. Februar 1856.

Lieber Freund! Ich habe Ihr Buch seit länger als vierzehn Tagen und es beinahe zu Ende gelesen[1]); die Exemplare an Köchly und Vischer habe ich sofort abgegeben, aber noch keinen der Herren darüber gesprochen; Vischer werde ich heut Abend sehen und Köchly seinen Einladungen gemäß nächstens einmal besuchen. Da ich wenigstens meine Freiexemplare („Leute von Seldwyla") erhalten, so scheinen Sie ja von der bewußten Viehhürde aus noch schlechter behandelt zu werden als ich; man hatte mir geschrieben, es sei bereits ein Exemplar an Sie abgegangen. — — Ich will heute hinschreiben, daß man auch eines für Auerbach in Ihr Paket legen soll, welches ich dann nebst den gehörigen Grüßen abzugeben bitte. Das ist ja ein schreckliches Wandeln auf dieser via bestia. — — —

Im Buchhandel ist noch keine Spur von unseren beiden Sachen. Doch mag sich der Herr Vieweg nur vorsehen; wenn er es zu arg macht, so soll ihm in mir ein so stachliges und verhängnisvolles Unkraut erwachsen, wie es seit langem nicht geschehen, und ich will seiner Firma einen feurigen Strohwisch an den Schwanz hängen, der weithin leuchtet.

Über Ihr Buch meine Meinung zu sagen, ist etwas bedenklich, da ich mich fast gänzlich wie ein Lernender zu demselben verhalten muß und den Gegenstand oder die Gegenstände desselben fast gar nicht kenne, vielmehr aufgefordert werde, sie nun kennen zu lernen. Dennoch will ich mich unterfangen und einige oberflächliche Bemerkungen zum

[1]) Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, 1. Teil 1856.

besten geben. Vor allem muß ich dankbar die einfache durchsichtige Zweckmäßigkeit in der Anordnung und den scheinbar leichten Fluß und anmutigen Fortgang des Werkes anrühmen, indem alles an seiner rechten Stelle steht und fast mühelos seine Wirkung thut, ohne mit ostensiblen Parabasen und eigensinnigen doktrinären Satzlabyrinthen dem Leser Gewalt anzuthun. Indem Sie sich nicht mit der gehabten Arbeit breitmachen und nirgends Ihren Rapport zum Leser schwerfällig machen, gelingt es Ihnen doch vollständig, uns für eben diese Arbeit zu intressieren, und bestimmen uns, diese möglichst nachzuleben und die vorgeführten Gegenstände unmittelbar kennen zu lernen. Und dies ist ein großer Gewinn und wird Ihr Verdienst sein, fortan nicht nur die englische Revolutionsgeschichte (à la Dahlmann), sondern auch die entsprechende Kultur- und Litterargeschichte in einem klaren und bündigen Werk als lehrreiches Exempel und Demonstrandum gewonnen zu haben. Wie zutreffend und zeitgemäß dies ist, zeigen die einzelnen Kapitel, wie das über Toland rc., und wenn ich mir denke, daß nun die französische Abteilung folgt, so kann ich Ihr schönes Unternehmen nicht anders als ein sehr glückliches bezeichnen und wird sich gewiß als solches ausweisen.

Den 21. Februar.

Da bin ich liederlicher Mensch ganz von dem angefangenen Briefe abgekommen. Unsere beiderseitigen Bücher sind nun seither erschienen, und hoffentlich haben Sie das meine nun auch. Was mich an dem Ihrigen erbaut und erfreut hat, werde ich baldigst in einem Aufsätzchen zu beschreiben suchen. Wo ich dasselbe unterbringe, weiß ich freilich noch nicht, wahrscheinlich in einem St. Galler litterarischen

Blatt, wenn es überhaupt in der Schweiz geschieht; denn die neue Monatschrift[1]) in Zürich wird sich kaum halten und ist in den Händen der doktrinären und zünftigen Professoren-Partei, zu welcher leider auch Vischer sich gestellt hat. Köchly hat sich gleich anfangs von der Zeitschrift zurückgezogen. Ich will aber noch bei den Herren anfragen, ob sie eine größere Rezension von unzünftiger Hand aufnehmen wollen. Ich komme nur alle acht Tage mit Vischer zusammen in einem kleinen Wirtshausklübchen: er ist ein sehr liebenswürdiger und frischer Mensch als Person, hat sich aber, wie gesagt, ganz zu dem Universitätsvolk geschlagen. Die Verhältnisse des Polytechnikums lassen sich sachlich sehr gut an; es sind zum Beginn über Erwarten zahlreich Schüler eingetroffen; allein der Professoren- und Stellenbesetzungshader grassiert auch da und übt nicht den wohlthätigsten Einfluß. Dies wird wohl eine Weile noch so fortwähren, bis die Herren einsehen, daß nichts dabei herauskommt. Die Schuld tragen hauptsächlich einige festgesessene Bursche der Universität, welche seit Jahren gegen den energischen Regierungspräsidenten Escher, der jetzt gesundheitshalber abgetreten ist, murrten, aber nicht laut zu werden wagten, die aber nun, seit er weg ist, auf einmal alles nachholen wollen und fortwährend krakehlen.

Mit Moleschott fing's an; allein sie haben sich in Dubs[2]) verrechnet, und dieser läßt sich ebensowenig auf der Nase tanzen als Escher. Wenn es sich um die akademische Frei-

[1]) Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich (1856 bis 59).

[2]) Dem Nachfolger Alfred Eschers als Erziehungsdirektor. Bei der Berufung Moleschotts gabs großen Lärm.

heit und um das organische Wohl der Institute handelte, wie diese Herren vorgeben, so wäre ich gewiß auf dieser Seite; allein es handelt sich um Ausschließung und Vermeidung unbequemer, frischer und konkurrierender Kräfte und um eine simpelhafte gegenseitige Garantie der Fakultäten.

Die Hauptwühler haben nicht einmal ein lebendiges Intresse für unsere Anstalten, sondern tragen die Nase stets nach den Hofratsstellen in Deutschland hingerichtet und gerieren sich demgemäß. Um auf Vischer zurückzukommen, so waren dessen Gründe gegen Moleschott, wenn man sich auf seinen doktrinären Standpunkt setzen wollte, noch etwas plausibel. Er gab nämlich vor, böse zu sein gerade gegen diesen Materialismus, weil er im Grunde nur die Karikatur seiner eigenen Identitäts-Philosophie sei und diese kompromittiere(!), also die Geschichte von der vornehmen und plebejischen Demokratie. Es klingt aber doch nach etwas. Was er sich aber neulich dachte, mag der Teufel wissen. Der Erziehungsrat hatte die Fakultät beauftragt, ein Gutachten zu beraten, ob eine zweite ordentliche Professur für Philosophie zu errichten sei. In einer Versammlung, ich weiß nicht, ob des akademischen Senates oder der Fakultät, bejahte Vischer als Referent die Frage und zwar dahin, daß die Stelle gleich mit einer gewissen Person, einem hiesigen außerordentlichen Professor der Philosophie zu besetzen sei. — — — Dagegen verwahrte sich Köchly, da kein Vorschlag, sondern ein allgemeines Gutachten verlangt sei. Sogleich heftiger und grober Wortwechsel zwischen Vischer und Köchly. Vischer verbat sich den groben Ton Köchlys, und dieser erklärte, er werde keine Sprechübungen bei Vischer nehmen; dieser hält nämlich solche in einem Kolleg. Die Sitzung mußte auf-

gehoben werden, und eine folgende nahm ein ähnliches Ende. — — — Doch werden Sie sich wundern, wie ich zu dieser langweiligen Klatscherei komme? Weil ich einmal am Schreiben bin und Sie vielleicht die Personen und deren Verhalten intressieren.

Dem Köchly werfen die Professoren par excellence Servilismus gegen die Behörden vor, weil er sich mit den Schweizern gut stellt und sich mit den einsichtigeren und freieren Geschäftsmännern für die Sache der freien Wissenschaft, und nicht für die Zunft intressiert.

Sonst ist ein schrecklich reges Leben hier. Alle Donnerstag sind akademische Vorlesungen à la Singakademie in Berlin im größten Saal der Stadt, wohin sich die Weiblein und Männlein vielhundertweise drängen und gegen zwei Stunden unentwegt aushalten. Semper hat einen allerliebsten und tiefsinnigen Vortrag gehalten über das Wesen des Schmuckes[1]). Vischer wird den Beschluß machen mit dem „Macbeth". Daneben sind eine Menge besonderer Cyklen der einzelnen Größen, so daß man alle Abend die Dienstmädchen mit den großen Visitenlaternen herumlaufen sieht, um den innerlich erleuchteten Damen auch äußerlich heimzuleuchten. Freilich munkelt man auch, daß die spröden und bigotten Züricherinnen in diesen Vorlesungen ein sehr ehrbares und unschuldiges Rendez-vous-System entdeckt hätten und daß die Gedanken nicht immer auf den Vortrag konzentriert seien.

Ich gehe jetzt oft mit Richard Wagner um, welcher jedenfalls ein hochbegabter Mensch ist und sehr liebenswürdig. Auch ist er sicher ein Poet, denn seine Nibelungen-Trilogie enthält einen Schatz ursprünglicher nationaler Poesie im

[1]) Gedruckt in der Monatsschrift 1, 100 ff. (1856).

Text. Wenn Sie Gelegenheit haben, so lesen Sie doch dieselbe; Sie werden es gewiß auch finden. Auch Semper sehe ich: dieser ist ein ebenso gelehrter und theoretisch gebildeter Mann, als er genialer Künstler ist, und persönlich ein wahrer Typus der einfachen und gediegenen Künstlernatur. Er sagte, er habe den letzten Strich am Dresdner Museum noch fertig gemacht, als eben der Generalmarsch geschlagen wurde, und ist nun bekümmert, daß die kleine achteckige Kuppel oben dennoch nicht nach seiner Angabe fertig gemacht wurde. Diese Dresdner Gruppe hier unterscheidet sich überhaupt vorteilhaft von den andern Gruppen. Heinrich Simon riecht nach dem Lewaldschen Judentum, wenigstens jetzt, da er in Jura und Politik nichts zu thun hat und aus langer Weile ästhetisiert. Schrecklicher Weise kündigte er auf den Sommer Stahr und Lewald an. Diesem Paare ist doch auf dem Erdenrund nicht zu entfliehen!

Neulich sah ich, daß Stahr in der „Nationalzeitung" wiederum Platz genommen hat und über ein Büchlein von Helgoland ein furchtbares Stück Raum gestohlen hat von dieser Zeitung, die Monate lang keinen Platz für ein Feuilleton hat.

Grüßen Sie doch sehrest den Auerbach von mir, und hätte sein „Schatzkästlein" mit großem Danke erhalten. Ich warte nur noch, ihm zu schreiben, bis ich weiß, ob Vieweg ihm mein Büchlein geschickt hat oder schicken wird; weil ich im Nichtfalle es dann von hier aus thun und dazu schreiben werde. Die eigentlichen Erzählungen in Auerbachs Buch sind alle gut und hübsch, dagegen das andere Mischmasch allerdings sehr trivial und abgedroschen. Ich weiß nicht, was er damit will. Wenn er es hundert Geschichten nennt,

so ist das eine schlechte Bezeichnung, denn es sind ja reine Aphorismen; hundert gute Anekdoten sind eben nicht auf der Straße gefunden: das kostet Fürze, wie der alte Koch zu Rom sagte.

Schreiben Sie mir auch, was Sie aufrichtig an meinem Buche auszusetzen haben! An dem Ihrigen hatte ich anfänglich auch was auszusetzen; nämlich ich war der Ansicht, daß Sie die historisch-politischen Einleitungen äußerlich etwas selbständiger hätten halten sollen, d. h. weniger von Macaulay sprechen ꝛc. Allein später fand ich, daß Sie ganz recht und redlich gehandelt haben; Macaulay zu umgehen oder zu umschreiben, wäre gleich thöricht gewesen, und es handelte sich ja nur um ein klares Resümé.

Ich freue mich sehr, daß Frau Hettner wieder munter geworden ist und sich nicht ins Bockshorn jagen ließ; es ist aber doch fast schade darum; denn sie war in ihrer Trauer so liebenswürdig und naiv, daß ich mich gewiß in sie verliebt hätte, wenn mein Herz nicht schon in Beschlag genommen gewesen wäre. Ich lasse das Elisabethchen feierlichst grüßen, den Felix und den Görgelein.

Ich amüsiere mich immer vortrefflich über Gutzkows „Wahrnehmungen“ am Fuße seines „Häuslichen Herdes“, welches immer avis au lecteur sind. Ich glaube, neulich hat er auch auf Auerbach einen Pfeil abgeschossen, als er sagte: „Freund, deine Harmlosigkeit ist nicht Maske, wie du schlauerweise glaubst, sondern du bist wirklich so harmlos, als du zu sein vorgibst“ ꝛc. ꝛc. Da platzen die „Geister“ auf einander. Der verfluchte Auerbach hat aber auch gar keine Räson, daß er immer wieder Dramen macht; dem hat's einmal die Birchpfeiffer angethan!

Doch jetzo will ich endlich enden. Ich grüße Sie mit den Ihrigen tausendmal und verbleibe

Ihr

Gottfried Keller.

Schreiben Sie mir auch ein bißchen bald!

97. An Frau Lina Duncker in Berlin.

Liebe Frau Duncker! Da Sie und Ihr lieber Herr Mann so human sind, mittelst eines freundlichen Konversations-Briefes auf den Busch zu klopfen von wegen des Manuskriptes statt mit einer trockenen Geschäftsepistel, so will ich auch so höflich sein und gleich etwas antworten zur Beruhigung. Ich habe das Buch zurückhalten und in seinem Lebenslauf verhindern müssen, weil Herr Vieweg ein andres Buch, welches er schon im Oktober bequem hätte herausgeben können, erst jetzt versendet hat. Es würde aber nachteilig für beide Bücher sein, wenn sie gleichzeitig erschienen und einander den Markt verdürben. Auch kann ich nicht zugeben, daß mir durch die Willkür eines Verlegers die natürliche Folgenreihe meiner Produkte aufgehoben wird, so daß das spätere am Ende früher erscheint, als das früher geschriebene; denn ich bin ein Auktor, bei dem es sich außer dem Honorar auch noch um eine gesetzmäßige ordentliche Entwicklung handelt, wo das letzte Opus immer das beste und ein Fortschritt erkenntlich sein soll. Das Viewegsche Buch war schon fertig gedruckt, als ich Berlin verließ; ich glaubte erst, er ließe es aus Bosheit liegen, aber ich höre, daß er es andern auch so machte — — —. In dieser Beziehung erwarte ich von Ihrem Firmchen eine wohlthätige Änderung und daß ich

dort zu Glück und Ansehen gelange. Sobald jenes Buch ordentlich besprochen und bekannt ist, will ich Herrn Duncker das seinige senden.

Ich wünsche ihm indessen viel Glück zu Herrn Bernsteins famoser Erfindung[1]. Ich begreife jetzt, warum die Naturartikel in der „Volkszeitung“, die ich in Zürich eingeschleppt habe, seit einiger Zeit so selten werden, da solche elektrische Dinge die Atmosphäre schwängern. Ich wünsche auch, daß es nicht damit geht, wie mit jenem Paar neuer Stiefeln, welche ein französischer Bauer für seinen Sohn in der Krim an den Telegraphendraht hing und, als ein Landstreicher sie herunter nahm und sein zerfetztes Schuhwerk an die Stelle hing, sagte: „Seht, unser Sohn hat schon die alten retour geschickt, daß man sie besohle!“ Ich meinerseits habe inzwischen schon meine Pläne auf Ihr Vermögen und Betriebskapital verhältnismäßig erweitert und werde, je nachdem gute Nachrichten einlaufen, sie noch mehr erweitern.

Was Ihre in Aussicht stehende Frühlingseinsamkeit betrifft, so kann ich kein rechtes Mitleid mit Ihnen haben; Sie wollen auch gar alles miteinander genießen: im Herbst Kavalkaden mit Kavalieren und Scheibenschießen, Jagd und Spektakel, im Winter Schauspiel, Bälle im Opernhaus und allen möglichen Salonkrempel, im Sommer Reisen durch die Welt mit breitem Hut und interessantem Kostüm und im

[1] Lina Duncker an G. Keller, 29. Febr. 1856: „An unserm Himmel ist eine elektrische Sonne aufgegangen; vorläufig leuchtet sie zwar blaß und erwärmt noch nicht . . . Hr. Bernstein hat neulich eine Erfindung gemacht, auf einem elektrischen Draht gleichzeitig zwei Depeschen zu befördern, und Franz beteiligt sich an den Kosten und Erträgen dieser Erfindung. Die beiden Herren sind geblendet von dem kommenden Glanz und Gold unserer Häuser“

Frühling, siehe da! ein aufgefrischtes Idyllchen mit dem guten Fränzchen hinter dem Haus im Gärtchen! Ei, ei! Wenn es Ihnen ernsthaft zu Mut ist mit Ihrem hübschen Herzenswesen, so mag es hingehen; allein ich glaube nicht mehr an alle dieses, und meine sämtliche Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Punkte der Frauen ist auf den Kopf gestellt, und ich kann einzig nur noch ihre wirklich guten Qualitäten als Mütter zugeben; und daran sind sie auch nicht schuld, sondern die allgemeine Mutter Natur. Ich habe zuviel schlechten Hohn und abgeschmackte Hänselei bei den nobelsten Frauensleuten sehen müssen, als daß ich noch viel auf ihre Empfindungen gäbe. Wer einer tiefen und ernsten Empfindung fähig ist, der macht nur gute Späße und keine schlechten. Doch werden Sie mir nicht gram um dieser allgemeinen Bemerkungen willen! Sie fallen mir soeben in die Feder, vermöge meiner schlechten menschlichen Natur, die nicht bei der Stange bleiben kann, sondern immer nach jener Seite hin ausreißt, wo sie der eigene Schuh drückt. Ich lasse, um den Ärger gut zu machen, Ihre guten Kinderchen um so herzlicher grüßen; an Mitteln zur Beschreibung dessen, der sie grüßen läßt, fehlt es Ihnen ja nicht, da ich die Ehre habe, mich von Ihnen dargestellt zu sehen. Wenn ich übrigens je vernehme, daß Sie mich zu arg karikiert haben, so werde ich zur Rache eine eigene lächerliche Novelle schreiben mit dem Titel „Die böse Line“ und selbige in den Verlag Ihres eigenen Mannes einschmuggeln. Es soll dann eine Art Struwwelpeter für die großen Kinder in seidenen Kleidern sein.

Übrigens stand Fräulein * * nicht, sondern saß auf einem Stuhle, als ich jenen Knopf oder kleinen Kompaß suchte; und als sie so huldvoll war, mir ihn zu geben, trotzte

ich das Ding nicht ihr aus der Hand, sondern nahm es verblüfft und demütig in Empfang[1]). Eine besondere Rede daran zu knüpfen, war ich freilich nicht behende genug. Fräulein * * soll aber nicht so lang in Italien bleiben. Jenes Land hat ja nicht nötig, daß es noch viel schöner werde; das hat die Gegend um Berlin samt den Leuten dort mehr nötig.

Hier in Zürich hat sie mir auch einen schönen Handel angerichtet, als sie vorigen Sommer die artige Laune hatte, meine Mutter aufsuchen zu wollen. Sie geriet nämlich an ein paar alte stupide mürrische Leute, die mit aller Welt im Zerfall leben und mit keinem Nachbarn ein Wort sprechen. Diese verleugneten aus Dummheit oder Verstocktheit meine arme Mutter; kaum aber war die „Erscheinung" wieder verschwunden, so tauten sie auf, der alte Mann und die alte sonst finstere Frau, und erhoben einen solchen Lärm von der Schönheit und Pracht und Leutseligkeit des fremden Fräuleins, daß es unter allen meinen Bekannten wie ein Lauffeuer herumging, und ich schon damals in Briefen und bei meiner Heimkehr mündlich eine Neugierde und ein Klatschwesen auszustehen hatte, die über das Bohnenlied hinausgingen, so daß ich mit entschiedener Grobheit dazwischen fahren mußte[2]); und

[1]) Lina Duncker a. a. O. „Ich habe den Auftrag, Sie von * * zu grüßen, obgleich Sie stets so unartig und mürrisch gegen sie gewesen sind. Wir führen zuweilen eine kleine Szene auf, in der ich Keller spiele. Sie können denken, wie natürlich das ist. Es handelt sich um ein Bijou, das Sie fallen ließen . . . * * hebt es auf, unerhört freundlich, huldvoll von einem schönen, großen, stolzen Mädchen. Sie präsentiert es Ihnen, und Sie kratzen [Keller las „trotzen"] es ihr ungestüm und barsch aus der Hand und legen es an Ort und Stelle ohne Dank."

[2]) S. o. S. 96.

ich kann mir aufrichtig das Lob geben, daß ich mich ritterlich für das Fräulein gewehrt habe, damit sie in keinen falschen Verdacht komme. Wie ich denn überhaupt im Punkte der Artigkeit gegen dasselbe ein vollkommen gutes Gewissen habe und selbst am besten weiß, daß ich von jeher höflich und respektabel gegen * * gesinnt war. Dies genügt mir; um den Schein kümmere ich mich nichts. Wenn Sie Hochderselben etwa meinen demütigsten Dank für ihr gestrenges Grüßen vermelden wollen, so fügen Sie dies hinzu, daß jene wiederholten Vorwürfe mich gar nicht treffen. Nebenbei gestehe ich allerdings ein, daß ich den Schein sehr gegen mich haben mochte; allein es trafen gleich von Anfang an, als * *'s hohe Gestalt am Horizonte Berlins heraufschritt, so verrückte und verhexte und verdrehte Umstände zusammen, und zuweilen herrscht in Ihrem Hause selbst ein so schnurriger Ton, daß ich, als ein argloser Mensch an dergleichen nicht gewöhnt, eben alle Unbefangenheit verlor und mich in den Mantel meiner Tugend hüllte. Hier in Zürich schimpfe ich nicht über Berlin[1]); ich spreche alle vier Wochen einmal davon und dann etwas Gutes, nach einer alten Taktik, nach welcher man denen, mit denen man gerade lebt, immer ein gutes Vorbild vorhalten muß. Auch würde ich mich selbst blamieren, da ich so lange Jahre, leider Gottes, dort gewesen bin, zum Schaden meiner Seele!

Ich habe noch viel zu leiden gehabt diesen Winter von akademischen Vorlesungen, die jetzt in Zürich sehr grassieren. Fünf- bis sechshundert Herren und Damen hockten zusammen

[1]) L. Duncker an Keller: „Machen Sie Berlin nicht zu schlecht in Zürich sonst geht's Zürich schlecht, wenn ich mal hinkomme! Ich kann nicht so gut prügeln und schimpfen wie Sie, aber spotten kann ich besser."

in den großen Sälen; und da es mitunter sehr vortreffliche Vorträge gab, viel besser als in der Singakademie zu Berlin, so mußte man auch hingehen, um als kein Barbar zu erscheinen. Die deutschen Professoren liegen sich hier übrigens sehr in den Haaren, zu allgemeinem Ärger. – Meine Mutter läßt sich Ihnen auch höflichst empfehlen. Sie allein hat mich gar nicht um die Bewandtnis mit jenem fremden durchreisenden Frauenwesen befragt, woran ich meine Pappenheimer erkenne. Ich lasse den Hrn. Dr. Frese bestens grüßen, sowie den Herrn Spinnenfresser Fabrizius. Behse rate ich nicht, mir jemals wieder unter die Augen zu kommen; dies ist kein „Gebrumme", sondern sehr deutlicher und sonorer Ernst. Es wäre ihm besser, er läge mit einem Mühlstein am Hals auf dem tiefsten Grunde der Spree, unterhalb Moabit, als daß er gerade mit mir hat anbinden müssen. Er ist da einmal an den Unrechten gekommen.

Heinrich Simon hat für den Sommer schon das vierbeinige zweigeschlechtige Tintentier: Stahr-Lewald angekündigt. Sie sehen, daß Sie auch kommen müssen, um den übeln Eindruck dieser Berliner zu verwischen und unsern Himmel wieder aufzuheitern. Sie dürfen sich so närrisch aufführen, als Sie wollen, und alles wird sich gut ausnehmen.

Schon seit zehn Tagen ist hier nichts als blauer Himmel und warmer Sonnenschein. Ich laufe alle Abend auf die Höhen, recke den Hals nach allen Winden und suche Anemönchen; aber es hilft nichts, immer muß ich wieder hinunter und an meinem Buche schreiben. Übrigens ist es wundervoll hier und ein ganz goldenes Land; in den Leuten dagegen, wie überall, die leidenschaftlichste Geld- und Gewinnsucht: alles drängt und hängt am Golde. Gott besser's!

Nun leben Sie wohl und vergessen Sie mich nicht ganz, sonst vergeß ich Sie auf der Stelle auch!

Tausendmal grüßend Ihr ergebenster

Zürich, den 6. Martii 1856. Gottfried Keller.

98. An Hermann Hettner in Dresden.

Zürich, 16. April 1856.

Lieber Freund! Obgleich Sie mir schon in Ihrem letzten Briefe von der neuen Krankheit der Frau Hettner schrieben, so war ich doch im mindesten nicht auf Ihre jetzige traurige Mitteilung gefaßt[1]). Wenn ich je eine solche Lage aufrichtig mitgefühlt habe, so ist es gewiß die Ihrige, wo es der lieben guten Frau so schlimm ergehen soll und bei solcher Jugend. Allerdings haben Sie nun einen leidvollen Frühling; fast aber möchte ich blasphemischer Weise behaupten, das Mißgeschick in Gestalt des unverhohlenen Todes sei zu dieser Zeit zu beneiden gegenüber der elenden Unzufriedenheit und Verkommenheit der Gemüter. Doch sei ferne von mir, daß ich Sie jetzt mit Worten belästige! Im Anblick der guten hübschen Kinder muß sich Trost und Leid auf eine seltsame Weise vermischen und bekämpfen.

Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie meine einfachen Geschichten so wohl aufnehmen mögen[2]). Für „Romeo und

[1]) Hettner an Keller, 12. April 1856: „Ich bin jetzt in der traurigsten Lage. Seit acht Wochen wankt meine Frau mit unsäglichen Leiden ihrer unrettbaren Auflösung entgegen. Meine Stimmung ist trostlos."

[2]) Hettner an Keller a. a. O.: „In dieser Zeit hat mich Ihre vortreffliche Dichtung erhoben und erquickt in einer Weise, wie es nur die vollendetste Schönheit vermag. Freund, Sie haben ein klassisches

Julie" war ich am meisten bange und hätte es beinah weggelassen; indessen ich mir auf die beiden letzten Schnurren am meisten einbildete, was wohl daran liegt, daß sie formell am fertigsten und reifsten sind von allem dem wenigen, was ich bis jetzo zustande gebracht. Auerbach ist ja außerordentlich wohlgesinnt; ich will ihm gewiß dieser Tage schreiben, obgleich ich, unter uns gesagt, ein wenig dabei heucheln muß. Wenn Sie Muße und Stimmung haben, Ihre Anzeige zu machen, so wäre es mir lieb, wenn Sie dieselbe in die „Kölnische Zeitung" thäten; aber eilen Sie ja nicht! — —

Moleschott habe ich noch nicht gesehen. Ich will nun aber heute hingehen, da ich durch Ihre Mitteilung eine Veranlassung habe, obgleich eine traurige. Ich konnte jüngst leider eine Einladung nicht annehmen, wo am dritten Ort Hagen (aus Bern) und Moleschott hinkamen. Hagen habe ich indes gesehen. Er ist sehr munter und gefällt sich vortrefflich in der Schweiz. Frau Köchly werden Sie in Dresden gesehen und Briefe von ihrem Mann empfangen haben.

Ich komme durch diesen Frühling wirklich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder ganz zu mir selbst, indem ich auf den wunderschönen Höhen unserer Gegend alle Abend herumstreiche und das ganz naive Vergnügen der Jugendzeit empfinde. Ich wohne vor der Stadt mitten in Gärten, par-

Werk geschaffen! Namentlich Ihre ‚Frau Regula' und Ihr ‚Romeo und Julie' wird leben, so lange die deutsche Zunge lebt. Glück auf! Glück auf! .... Auerbach teilt mit mir das Entzücken über Ihre Dichtung. Er hat gestern eine sehr ausführliche Anzeige an die ‚Allg. Zeitung' geschickt, die Ihnen hoffentlich Freude machen wird."

terre, so daß die Reben, Apfelbäumchen und Rosen mir dicht vor dem Fenster unter die Nase sprossen, und in fünf Minuten bin ich auf dem Berge, der mit grünen Wiesen, Gärten und Gehölzen bedeckt ist. Dabei mache ich meine Novellen, welche ein artiger kleiner Dekameron werden sollten, wenn es möglich ist. Trotz alledem bin ich auch mehr traurig als vergnügt.

Ich gehe viel mit Richard Wagner um, welcher ein genialer und auch guter Mensch ist. Wenn Sie Gelegenheit finden, seine Nibelungen-Trilogie zu lesen, welche er für Freunde hat drucken lassen, so thun sie es doch. Sie werden finden, daß eine gewaltige Poesie urdeutsch, aber von antik-tragischem Geiste geläutert, darin weht. Auf mich hat es wenigstens diesen Eindruck gemacht. Dieser Tage will ich nach Ihrer Anweisung die Besprechung Ihrer Litteraturgeschichte nach Köln schicken, nachher aber sehen, auch in der Schweizer Presse dafür zu wirken.

Grüßen Sie auch den Julius Hammer von mir und ich lasse ihm herzlich Glück wünschen zu seinem theatralischen Triumph[1]). Seine Rührung und kindliche Freude in seiner Zeitungserklärung war so treuherzig, daß man ihm das ungeheure Vergnügen aufrichtig gönnen mußte.

Wenn das Leben der armen lieben Frau Hettner wirklich ohne Hoffnung sein sollte, so wünsche ich nur, daß Sie beide diese Zeit überstehen, so leicht und tröstlich es möglich ist; aber auch für jede einzelne Stunde wünsche ich Licht und Linderung. Da überall nur Trennung, Scheiden und Entsagen ist, wo noch wahres Leben vorhanden, so weiß

[1]) „Die Brüder", Schauspiel (1855).

man wirklich nicht, ob man überhaupt nach diesem Looſe ſtreben ſoll, und ob es nicht beſſer iſt, man bleibt von vornherein allein.

Leben Sie ſo wohl als möglich und erſchrecken Sie nicht zu früh mit ſchlimmer Nachricht Ihren

G. Keller.

99. An Ludmilla Aſſing in Berlin.

Verehrtes Fräulein Ludmilla! Ich habe unter einem gewiſſen ſchönen Inſiegel eine Zuſendung erhalten, welche mich wohl nicht irre gehen läßt, wenn ich mich mit dem Danke an Sie wende, zumal ich dadurch eine gute Veranlaſſung finde, endlich eine Nachricht von meiner Wenigkeit Ihnen zu oktroyieren und mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Oder vielmehr ſetze ich jetzt, damit die arme Seele Ruhe hat, gleich voraus, daß Sie, gute Fräulein Aſſing, und Ihr hochgeehrter Herr Onkel den Winter beſtens überſtanden haben und bereits guter Dinge in den Frühling hinein leben. Auch hoffe ich, daß es der armen Doris[1]) längſt wieder beſſer geht, und daß Ihre menſchenfreundliche und treue Pflege durch Wiederherſtellung Ihrer Kaffeekränzchen belohnt worden ſei, und daß allbereits ſich wieder viele hübſche Dinge in Ihren traulich feinen und litterarhiſtoriſchen Räumen begeben haben[2]). Jedenfalls hoffe ich, daß

[1]) Dore, Rahels und Varnhagens treue Haushälterin, die inzwiſchen geſtorben war.

[2]) Ludmilla an Gottfried Keller, 9. Mai: „Nach langer Stille haben wir nun auch wieder unſere kleinen Geſellſchaften angefangen, nach denen Sie ſich ſo freundlich erkundigen, und denen Sie leider

die winterlichen Beschwerden Herrn von Varnhagens so bescheiden als möglich aufgetreten sind.

Diese Dinge feierlich ausgesprochen, hebe ich nun noch viel feierlicher den Lobgesang an des freundlichen und gütigen Lobgesanges meiner Erzählungen, den Sie mir so lakonisch zugesandt haben in dem rosenroten Gewande der Hamburger „Jahreszeiten" [1]). Es ist die allererste Anzeige, die mir zu Gesicht kam, und also, da sie von solcher Hand kommt, eine rechte Frühlingsschwalbe. Möchte es mir in der Zukunft gelingen, die starken Lobsprüche einigermaßen zu rechtfertigen, welche mir so unvorsichtig gespendet werden! Die ungehobelten Stellen werden dann auch von selbst wegbleiben, da ich von vornherein edlere Stoffe haben werde. In der Welt dieser Erzählungen freilich konnte ich ihrer nicht ganz entbehren, da jedes Kunstwerklein seine eigenen Regeln hat; auch glaube ich, man sieht es den Grobheiten und Ungezogenheiten an, daß sie absichtlich hingesetzt sind, und dies ist beste Verteidigung: „merke man die Absicht und sei verstimmt!" Dies macht mir das größte Vergnügen. Doch, wie gesagt, mit dem fürnehmeren Stoffe wird auch eine ehrbarlichere Sprache kommen. Indessen beuge ich mich in aller Demut dem Ausspruche jener geistreichen unbekannten

nun fehlen. Der alte, noch immer gleich lebhafte General von Pfuel war öfters bei uns, dann die geniale liebenswürdige Frau von Bock, die ehemalige Schröder-Devrient, deren noch immer bezaubernder Vortrag Schubertscher und Schumannscher Lieder beweist, daß das Genie ewig jung bleibt. Auch zwei artige Töchter von Liszt sehen wir zuweilen, muntre unbefangene Französinnen, die hier der Obhut der Frau von Bülow übergeben sind. Fräulein Rey [eine Freundin von Johanna Kapp] kommt mitunter ... Doktor Ring war sehr in Anspruch genommen durch seine Verlobung" u. s. w.

[1]) Rezension der „Leute von Seldwyla" von Ludmilla selbst.

Dame, welche mir behufs anmutigerer Schreibart eine Frau zuerkennt. Sie soll mir doch gleich nur die Frau verschaffen; wie es mit der Zensur ist, wollen wir dann schon sehen[1]. Wie geht es denn dem Herrn Dr. Ring in seiner jetzigen Zensur-Anstalt? Denn ich habe in der Zeitung gelesen, daß er sich definitiv verirrt hat, und wird also jetzt vielleicht schon der Erlösung entgegenschmachten, da einen so fleißigen Mann eine Gattin schrecklich an der Arbeit behindern muß; oder er müßte dann seine Werkstelle außer das Haus verlegen, wie ein Büreau. Ich bitte übrigens, ihn recht sehr von mir zu grüßen.

Soeben vernehme ich, daß meine schlechte Bemerkung am Schlusse von „Romeo und Julie" allerorts Anstoß erregt[2]. Ich verspreche daher reumütig, dieselbe wegzulassen, wenn je wieder ein Abdruck nötig würde. Eigentlich war es mehr eine Herausforderung von mir, damit vielleicht irgend

[1]) Ludmilla antwortet hierauf: „Die in meiner Anzeige erwähnte Dame müßte sehr thöricht sein, Ihnen die Frau zu geben, die Sie von ihr verlangen. So klug wird sie doch hoffentlich sein, um zu wissen, daß Sie sich nach einer Frau, die Sie sich nicht selbst gewählt haben, gar nicht richten würden, daß eine solche also gar nicht dazu gebraucht werden könnte, Ihnen die Ausdrücke zu streichen, die Sie, wie es Ihrem seltsamen Wesen ganz entspricht, nur wählen, um absichtlich zu verstimmen .... Jene Dame ist aber darum schon nicht im stande, Ihnen eine Frau zu verschaffen, weil sie, wie Ihr scharfer Blick wahrscheinlich schon längst entdeckt hat, gar nicht existiert und nur von mir erfunden worden ist, um meinen Einfall einzukleiden. Doch wenn man sich die Sache recht überlegt, ist es am Ende besser noch, Sie behalten die absonderlichen Ausdrücke, ehe Sie sich so schnell zum Heiraten entschließen."

[2]) Jene „Degenparade gegen die Philister", die in der zweiten Auflage beseitigt wurde.

eine Hochgebildete empört und gereizt werden möchte, mir selbst das Gegenteil zu beweisen.

Ich genieße jetzo seit vielen Jahren zum erstenmal wieder den Frühling. Wir wohnen zu ebner Erde im Garten vor der Stadt: Reben am Fenster und soeben blühende Birn- und Apfelbäumchen davor, die man mit der Hand erlangen kann. Später soll alles voll Rosen sein, den vielen Stöcken nach zu schließen; und weiterhin gibt's nichts als Wiesen und am Rande Gehölz, hinter welchem man in der Stube den Mond aufgehen sieht und am Morgen die Sonne. In fünf Minuten bin ich an und auf einem grünen Berge, welcher wie ein Theater voll Gärten, Matten und Wohnungen der Menschen ist, voll enger Pfade zwischen den Grünigkeiten und oben mit Wald bekränzt, überall die herrlichste Aussicht auf die Alpen und den See. Wer so nur durchreist in Zürich, bekommt alle das gar nicht zu sehen und weiß gar nicht, welche kokette Herrlichkeiten unsre Gegend in sich hat. Dies alles habe ich gleichsam vor der Thüre und kann jeden Augenblick geschwind die Nase hineinstecken von der Arbeit weg, und ich bin erst jetzt wieder einmal recht zu mir selbst gekommen. Dabei geht mein altes Mütterchen ab und zu und macht sich zu schaffen, und ich bin sehr froh, daß ich für diesmal ungeschlagen davon kam und sie noch eben so rüstig und beweglich angetroffen habe, wie ich sie vor sieben Jahren verlassen. Denn es wäre eine große Schande für mich gewesen, wenn ich sie nicht mehr angetroffen hätte.

Sonst ist auch die Gesellschaft gut in Zürich. Richard Wagner ist ein sehr genialer und kurzweiliger Mann, von der besten Bildung und wirklich tiefsinnig. Sein neues

Opernbuch, die Nibelungen-Trilogie, ist eine glut- und blütenvolle Dichtung an sich schon und hat einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht, als alle andern poetischen Bücher, die ich seit langem gelesen. Wenn Sie es noch nicht gelesen haben, so lassen Sie es sich doch von einem geben, der es hat!

Außerdem ist es schrecklich, wie es in Zürich von Gelehrten und Litteraten wimmelt; und man hört fast mehr hochdeutsch, französisch und italienisch sprechen, als unser altes Schweizerdeutsch, was früher gar nicht so gewesen ist. Doch lassen wir uns nicht unterkriegen; bereits hat mit den ersten Frühlingstagen das nationale Festleben wieder begonnen und wird bis zum Herbst sein Wesen treiben. In Zürich haben wir vor vierzehn Tagen ein großes altstädtisches Frühlingsfest gehabt, wo alle Nationen der Erde, wilde und zahme, mit der Lola Montez, dem Kaiser von Rußland, Soulouque[1]), Neuseeländer, Grönländer, Beduinen, Baschibozuks, kurz, was man sich denken kann, in den reichsten und zierlichsten Kostümen zu Roß und Wagen und zu Fuß durch die Straßen zogen. Auch ergreifen meine Herren Landsleute, als ob sie nicht bereits Feste genug hätten, begierig den Anlaß der Eisenbahneröffnungen, um gleich ein großes Volksfest daraus zu machen, wo viele Tausende zusammenkommen. So ist jüngst eines in St. Gallen gewesen, wo alle Arbeiter, welche die Bahn gemacht, in einem ungeheuren Aufzug mit bekränzten Werkzeugen und Wagen erschienen, so symbolisch und ausgedacht, als ob es aus dem

[1]) Faustin I, Kaiser von Hayti, 1850 gekrönt. Dieser Sechseläutenzug ist ausführlich beschrieben in der „N. Zürcher Zeitung" vom 8. April 1856.

„Wilhelm Meister" geschöpft wäre. Possierlich war es, als der Hauptredner begann: Dies sei der Tag, welchen Gott, die Ingenieurs und unser Volk gemacht hätten[1]). Nächsten Monat ist wieder eine ähnliche Geschichte in Zürich[2]), und so geht es den ganzen Sommer hindurch, bis im Herbst der Schluß gemacht wird, indem man in Zürich etwa viertausend kleine zwölf- bis fünfzehnjährige Krieger versammelt und sich ein Hauptvergnügen mit ihnen macht. Überhaupt müssen diese kleinen Kerle überall dabei sein. Wenn die Alten ein Fest feiern, so besteht die Ehrengarde und militärische Schutzwehr wie anderwärts aus Soldaten so hier aus den kleinen Knaben mit ihren Waffen, die als Schmuck und Zier aufgestellt werden und vorausmarschieren. Von Polizei ist keine Spur zu sehen und von Unfällen auch nicht.

Die Kehrseite von alledem ist, daß die Schweizer mehr als je, und so gut wie überall, nach Geld und Gewinn jagen; es ist, als ob sie alle Beschaulichkeit in jenen öffentlichen Festtagen konzentriert hätten, um nachher desto prosaisch ungestörter dem Gewerb und Gewinn und Trödel nachzuhängen.

Ich sehe mit Schrecken, daß ich in Schrift und Stoff ins Schmieren geraten bin, und will mich daher beschämt zurückziehen. Ich bin allzu neugierig, wie es bei Ihnen gehe, als daß ich, verehrtes Fräulein, Sie nicht bitten sollte, mich gelegentlich, wenn Sie nichts Besseres zu thun wissen, mit ein paar Zeilen beehren zu wollen, in welchen nur die

[1]) Mit diesen Worten sprach Landammann Hungerbühler den Gruß an der Sitterbrücke am 24. März bei der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Winterthur-St. Gallen.

[2]) Eröffnung der Linie Zürich-Romanshorn.

gröbsten Umrisse von Ihrem und Herrn von Varnhagens Befinden enthalten wären. Ich würde mich auch an den Herrn Geheimrat selbst wenden, wenn ich nicht befürchtete, seine so schon von allen Seiten in Anspruch genommene Muße noch mehr zu schmälern.

Was macht denn die Kunst? Wenn irgend ein Bekannter bei Ihnen vorspricht, der meine Grüße nicht verschmäht, so bitte ich sehr, demselben sie auszurichten. Ich habe diesen Brief schon seit längerer Zeit angefangen, aber mein Schicksal: die scheinbare Unhöflichkeit, hat ihn wieder zurückgehalten.

So danke ich Ihnen nochmals für Ihre sich gleichbleibende Huld und Freundschaft gegen mich unwürdigen Troll, wie Heine sagt, der nun ja auch gestorben ist, der Arme; und ich verbleibe mit einem wahren Kunstwerk von vollendeter Hochachtung und Ergebenheit Ihr

Zürich, den 21. April 1856. Gottfr. Keller.

100. An Berthold Auerbach in Dresden[1]).

Lieber verehrter Herr, Freund und Auerbach! Die Dankbarkeit[2]) ist eine so schwierige Hantierung, daß ich bis heute daran herummorxe, diesen Brief zu stande zu bringen. Sie haben des Guten mehr als zuviel an mir gethan, nach-

[1]) Eine Anzahl Keller-Briefe an Auerbach wurden aus des letztern Nachlaß zuerst durch A. Bettelheim in der Beilage zur „Allg. Zeitung" Nr. 174 vom 29. Juli 1890 abgedruckt. Die Kenntnis der Originale danke ich Frau Nina Auerbach in Berlin.

[2]) Für den Aufsatz Auerbachs „Gottfried Keller von Zürich" in der Beilage zur „Allg. Ztg." v. 17. April 1856.

dem Sie mich so freundlich in Dresden aufgenommen, mir Ihr schönes Buch zugesandt, und ehe ich nur für dasselbe gedankt habe, mein eigenes Machwerk auf eine Weise angezeigt, wie ich nie erwarten noch verlangen durfte. Für diese letztere Gunst danke ich Ihnen wohl am besten, wenn ich Ihnen offen gestehe, welch eine Wirkung sie gemacht und welch angenehmen Vorschub sie mir in meiner gesellschaftlichen nächsten Umgebung geleistet hat. An allen Ecken wurde mir förmlich gratuliert; Leute, die mir ferner stehen, zogen vor mir den Hut ab; überall wurde ich angehalten und beschnarcht, als ob ich das große Loos gewonnen oder mich kürzlich verlobt hätte, so daß ich bald ausgerufen hätte: Hol' der Teufel den Auerbach! Ich habe, scheint's, gar nichts getaugt, eh' dieser Eichmeister mich in der „Allgemeinen" geeicht hat!

Den schnöden Schluß von „Romeo und Julie" würde ich sicherlich jetzt streichen und werde es thun, wenn das Büchlein irgend wieder einmal abgedruckt wird[1]). Dagegen muß ich den Titel der gleichen Erzählung etwas in Schutz nehmen[2]). Erstens ist ja das, was wir selbst schreiben, auch auf Papier gedruckt und gehört von dieser Seite zur papiernen Welt, und zweitens ist ja Shakespeare, obgleich gedruckt, doch nur das Leben selbst und keine unlebendige Reminiszenz. Hätte ich keine Bemerkung über die wirkliche Vorkommenheit der Anekdote und über die Ähnlichkeit mit dem Shakespeareschen

[1]) Auerbach nannte den Schluß dieser Novelle einen „Philisterzopf".

[2]) Auerbach verwarf den Titel als durchaus unpassend: „Er oktroyiert eine Stimmung und versetzt in jene Litteratenlitteratur, die nicht vom Leben ausgeht, sondern von der gedruckten Welt und ihren Erinnerungen, und die doch wohl nun überwunden ist".

Stoffe gemacht, so hätte man mich einer gesuchten und dämlichen Wiederholung beschuldigt, während, jene kurze Notiz vorausgesagt, die Geschichte dadurch eine berechtigte Pointe erhielt; denn diejenigen, welche an „Romeo und Julie“ nicht einmal gedacht hätten — und solcher sind viele, da man heutzutage ziemlich gedankenlos liest — würden alsdann die Sache für viel zu kraß und abenteuerlich erklärt haben.

Nachdem ich nun den Esel vorangeschickt und von mir selber gesprochen habe, sollte ich und möchte ich viel von Ihrem köstlichen „Schatzkästlein“ reden; aber ich fürchte, mir selbst für meine anzufertigende Besprechung des Buches das Bouquet zu nehmen, wenn ich vorher darüber schreibe, da man gewisse Vergnügen nur einmal genießen soll und sie dann um so besser genießt. Ich bin durch meinen ersten Aufenthalt in Zürich und dann durch die „verakkordierte“ Arbeit so abgezogen worden, daß ich bis anhin noch nicht dran gehen konnte, zumal ich mich etwas zusammennehmen muß dazu. Doch kann ich nicht umhin, wenigstens jetzt zu sagen, wie sehr mich der tüchtige Stoff des Buches einerseits und andrerseits die alte liebevolle und feste Virtuosität des Seelenkundigen gefreut hat, mit der dieser Stoff ausgeführt ist. Und der alten Jugendkraft, in welcher die hochpoetischen Stellen der Erzählungen aufblitzen, steht auch die alte ehren- und vertrauensfeste freisinnige Sprache zur Seite, mit welcher das Ganze dem deutschen Volke geboten wird, als ob keine Jahre der Enttäuschung und des Elends zwischen dazumal und jetzt lägen, und als ob nicht jeder Gelbschnabel glaubte, jetzo in einem näselnden und pessimistischen oder gar blasiert mitleidigen Ton vom und zum Volk sprechen zu müssen. Aber Sie gehören zu denen, die wohl wissen, daß man heut-

zutage nur noch vom Volke sagen kann, was sonst von den französischen Königen und was Anastasius Grün so hübsch übersetzt hat: „Die Rose ist tot, es lebe die Rose!"

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und den Herren des gemütlichen Kaffeekränzchens, und grüßen Sie mir den ärmsten Hettner, der seine Frau verloren! Das Papier geht zu Ende, und ich will mich Ihnen selbst mit der Drohung empfehlen, daß ich bald des weiteren etwas mit Ihnen zu plaudern mir erlauben werde.

Bestens grüßend Ihr ergebenster

Zürich, den 3. Juni 1856. G. Keller.

101. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, den 12. August 1856.

Hochverehrtes Fräulein! Sie sind jetzt gewiß in Berlin angekommen. Wenn Sie nur nicht schon wieder ausgeflogen sind, etwa nach Hamburg oder der Enden. Ich habe vor allem aus eine doppelte Aufgabe für diesen Brief, erstens nochmals Ihnen und Ihrem verehrten Herrn Onkel die Freude auszudrücken, welche ich empfand, Sie beide so unerwartet in Zürich zu sehen und mit Ihnen zu verkehren, und zweitens meine bitterliche Reue, Sie am letzten Abend von Moleschotts nicht nach dem Gasthof begleitet zu haben. Ich dachte gar nicht daran, daß in jener Gegend keine Straßenbeleuchtung ist bis dato, und erschrak, als das Dienstmädchen heraufkam und Begleitung requirierte. Der jüngere Moleschott wollte sich dieselbe aber nicht entziehen lassen, und so blieb ich gemütlich unverschämt sitzen. Übrigens

haben Sie hoffentlich Ihre Reise noch zu allbezüglicher Zufriedenheit beendigt. In der Zeitung stand, Sie wären auch in Luzern gewesen, was darauf hinzudeuten schien, daß der gute Herr Geheimrat sein System der Überraschungen noch ein- oder mehrmals fortsetzte[1])? Die Alpen haben wir seither in Zürich nicht mehr gesehen, als bis diese letzten drei Tage; jetzt sind sie aber wie Krystall. Die Stahrs sind nun auch schon seit geraumer Zeit in Zürich und scheinen sich wohl zu gefallen. Der Fanny zu Ehren werden von ihren Freunden ausdrückliche „Herrengesellschaften" geladen, mit Vischer, Wislicenus, Moleschott und allem Möglichen, und wo sich die Hausfrau bescheiden zurückzieht. Gegen mich sind sie merkwürdiger Weise außerordentlich freundlich.

Jüngst habe ich in der „Allgemeinen Augsburger Zei-

[1]) Varnhagen und Ludmilla waren im Juli in Zürich gewesen. Sie schreibt am 15. Aug. 1856: „Wie gern möchte ich die Alpen in ihrer jetzigen Pracht sehen! Zürich ist doch die Krone unserer Reise geblieben; ich sehe es noch immer vor mir, wie es wie Ein schönes Rosenbouquet an seinem zauberischen See liegt; ich sehe die grüne Limmat, und sogar die gelbgraue Sihl mit ihrem amüsant wütenden Gesicht, die doch so gutmütig den Leuten ihr Holz trägt, habe ich nicht vergessen. Was Rosen sein können, haben wir erst in Zürich kennen gelernt: die hiesigen kamen mir nach unserer Rückkehr alle so bleich und elend vor, als wenn sie vor Sehnsucht, in Zürich zu wachsen, krank wären. Daß wir in Luzern gewesen, war eine falsche Zeitungsnachricht" . . . „Bettina — so berichtet Ludmilla weiter — kommt beinahe täglich, und wenn sie auch nicht mehr wie ehemals ist, so hat sie sich doch ziemlich wieder erholt. Neulich war von Altwerden die Rede, da hatte es etwas wahrhaft Märchenhaftes, wie sie da saß in ihren schneeweißen Haaren und munter lachend ausrief: ‚Das weiß ich gewiß, ich werde jung sterben! Ich sterbe jung, ich weiß es!' — Ist Bettina, das Kind, nur als alte Frau verkleidet, möchte man da fragen, und wird sie vielleicht plötzlich solche Vermummung abwerfen und als junger Genius einhertanzen?"

tung" einen merkwürdigen Brief über die Ristori gelesen von einer Berliner Dame G. v. A., welches gewiß die Bettinische Gisela ist. Es war indessen sehr viel Überraschendes und Neues in dem Aufsatz, abgesehen von der etwelchen überschwenglichen Form, welches übrigens in dieser blasierten Zeit eher eine Liebenswürdigkeit ist[1]). Soeben fällt mir jene Kossaksche Rezension[2]) ein, welche Sie mir noch hervorsuchen und zusenden wollten. Wenn es noch möglich ist, so thun Sie es doch gütigst; denn diese eine ungelesene Rezension quält mich so sehr wie jene eine ungenossene Wurst in Prutzens „Politischer Wochenstube".

Meine Novellchen, die den Titel „Galatee" führen, werden keine ungehobelten Ausdrücke mehr bringen, dafür aber sonst ziemlich unnütz sein.

Auch werde ich nächstens sonst als ein großer Sünder vor Ihnen erscheinen. Ich hatte nämlich schon beim Erscheinen des „Romanzero" ein trochäisches Gedicht angefangen gegen die litterarisch-poetische Willkür Heines und seiner formellen Nachbeter, hatte die Sache aber liegen lassen. Da aber auch nach seinem Tode jene Weise fortgesetzt wird, welche durchaus nur Einer Persönlichkeit allein angemessen ist und nachgesehen werden kann, so habe ich das Ding wieder hervorgezogen und fertig gemacht, bedenkend, daß vielleicht durch die Poesie allein das rechte Wort gesagt werden könne, ohne Philisterei, und daß der dichterisch ausgesprochene Tadel seinen Gegenstand erhebt, wie ihn die Prosa herabdrückt. Sie werden mich also bald im Lager

[1]) Ludmilla an G. Keller: „Der wunderliche Brief in der ‚Augsburger Allgemeinen' war allerdings von Gisela von Arnim."

[2]) Besprechung der Seldwyler Geschichten in der „Montagspost".

derjenigen sehen, welche Ihren Unwillen auf sich zu ziehen pflegen; doch wird es nicht so gefährlich ablaufen. Das Dings wird heißen: „Der Apotheker von Chamouny oder der kleine Romanzero“[1]). Herrje! das Papier ist zu Ende. Schnell noch alle möglichen Empfehlungen.

Ihr ergebenster

G. Keller.

P. S. Nun muß ich doch noch ein zweites Vögelchen ansetzen. Professor Vischer läßt sich Herrn Varnhagen sehr empfehlen und bedauert unendlich, daß er abgehalten war durch unvorhergesehene Umstände, denselben im Hotel aufzusuchen. Dagegen nahm er die mir aufgetragene Entschuldigung des Herrn Geheimerats von Varnhagen nicht an, in dem Sinne nämlich, daß er nie würde zugeben können, daß der Herr Geheimerat ihn, den Professor Vischer, aufsuchen; sondern das Gegenteil müsse und würde unzweifelhaft stattfinden, je und sobald die beiden benannten Mächte wieder zusammenstoßen sollten. Ich bevollmächtige Ew. Hochwohlgeboren, diese Note dem verehrten Herrn Geheimerat vorzulesen, sie aber nachher wieder einzupacken und an sich zu nehmen.

[1]) Ludmilla an Keller, 15. August: „Sie verursachen mir einen rechten Schreck mit Ihrem ‚Apotheker von Chamouny‘. Gegen Heine! Und kein Zug in Ihrem Gesicht verriet eine solche bösliche Absicht, als wir vom Ütliberg herunterstiegen und auf Heine die Rede kam. Es tröstet mich nur einigermaßen, daß Sie Ihren Angriff hauptsächlich gegen die Nachahmer richten wollen; für die ist er nicht verantwortlich. — — Ich habe immer so unendlich viel Gutes von Ihnen erwartet, daß ich noch jetzt hoffe, Sie können nichts ganz Schlimmes thun, daß ich hoffe, Sie verfahren nicht grausam gegen den genialen Dichter, der wohl verdient, daß man sein Grab mit Lorbeeren schmückt.“

102. An Hermann Hettner in Dresden.

Zürich, den 18. Oktober 1856.

Lieber Hettner! Verzeihen Sie, daß ich mich von Ihnen mahnen ließ, an Sie zu schreiben! Ich habe Ihnen allerdings den letzten Brief geschrieben, aber stets vorgehabt, einen zweiten folgen zu lassen. Indessen erkundigte ich mich häufig bei Moleschott nach Ihnen, habe aber dort auch nichts vernommen, da Sie selbst lange nicht geschrieben. Letzter Tage erst hörte ich, daß Sie selber erkrankt seien, was nun aber glücklicher Weise vorüber zu sein scheint, da Sie nichts erwähnen.

Was Sie mir über den Verlust Ihrer sel. Frau und Ihre Gefühle darüber schreiben[1]), empfinde ich gewiß getreulich mit. Möge jeder Tag Sie ruhiger und sicherer der gewohnten Bahn des Strebens wieder zuführen, ohne daß Ihnen das Licht entschwindet, welches bereits hinter Ihnen liegt! Indessen bedürfen Sie keiner Zusprüche; denn nicht jeder würde sich so munter oben halten bei so lang andauernden oder wiederkehrenden Krankheitsprüfungen jeder Art. Ich meinerseits würde sehr ungehalten werden über so gänzlich unmotivierte, gewissermaßen unvernünftige Störungen und Bedrückungen, da ich immer gesund bin samt den mir Nahestehenden, dagegen von jeher gewöhnt bin, wo ich mich leidend verhalten muß, nur allzuwohl zu wissen, woher das Übel rührt und von allem einen sehr plausiblen Grund einzusehen, ohne daß ich meine Natur und diejenige der andern Menschen ändern kann.

[1]) Frau Marie Hettner, geb. v. Stockmar, war am 16. Mai 1856 gestorben.

Was Sie über das „System der Natur“ [1]) schreiben, hat mich lebhaft berührt. Ich habe das vielbeschriebene Opus noch nie recht im ganzen gelesen, sondern immer nur in der Philosophiegeschichte ꝛc. kennen gelernt; aber immer wollte es mir nicht recht einleuchten, wenn dabei über die Trivialität und Rohheit jenes Werkes gelärmt wurde, und zwar so ziemlich von Leuten aller Farben. Es ist eben eine allgemeine menschliche Schwachheit, daß man auch beim eigenen Standpunkt immer etwas anderes hören will als die kürzeste und strikteste nackte Wahrheit und Anwendung. Jedenfalls steht fest, daß, wenn jene Männer die heutigen Fortschritte der exakten Wissenschaften und deren Resultate zur Disposition gehabt hätten, so würden sie ganz andere Demonstrationen ausgeführt haben als unsere Herren, ohne übrigens unserm Freunde Moleschott und Genossen zu nahe treten zu wollen. Oder vielleicht haben jene gerade darum so energisch und aus dem Vollen gewirkt, weil sie noch nicht behindert waren durch ein unermeßliches Detail, welches fast eher, und mit jedem Tage mehr, auf die letzten tiefen Abgründe des noch zu Leistenden hinweist. Am gedankenlosesten kommt mir das wegwerfende Gerede über die Ethik des „système de la nature“ vor. Ich möchte nur wissen, was man eigentlich dagegen einwenden kann, und ob selbst das orthodoxeste Christentum auf einer idealeren Basis stehe? Gewiß nicht! Es gibt gewiß keine ärgere Utilitäts-Theorie, als das Christentum predigt. Und was die rationellen Ideal- und Identitätsphilosophen ꝛc. betrifft, wie sie alle heißen mögen, so schadet es ihnen gewiß wenigstens nichts, wenn sie im besten Falle noch die Tugend des „système de la nature“ nur

[1]) Der Abschnitt in Hettners französischer Litteraturgeschichte.

wirklich zur Ausübung bringen. Man verspürt wenige Exempel, daß sie es nur wirklich bis zu diesem nüchternen Standpunkt gebracht haben.

Es ist mir übrigens in dem ganzen gegenwärtigen Streit höchst merkwürdig, wie alle sich in dem alten äußerlichen Beweisgetümmel, logischer Rauferei und phantastischem Hypothesenwesen herumschlagen, anstatt daß nur Einem einmal einfiele, zu einer neuen genauen Abwägung des ethischen inneren Gehaltes der Gegensätze zu schreiten, womit weit mehr Ruhe und Objektivität gewonnen würde. Aber dies lassen die Herren fein bleiben, weil sie eben nicht die gehörigen Gedanken und tiefere sittliche Empfindung dazu haben.

Wegen Ihres ersten Bandes habe ich mich zu ärgern mehrfach die Gelegenheit gehabt, nicht nur wegen der paar Angriffe in der Presse über Mangel an Gelehrtthuerei, und zwar gerade von Leuten, die den Gegenstand selbst gar nicht kannten und vielleicht gerade aus Ihrem Buche die erste Kenntnis von manchem schöpften, sondern auch wegen mündlicher Äußerungen in gleichem Sinne. So haben Vischer und Köchly beide mit halbem Achselzucken über die etwas leichte Schreibart sich beklagt, und Monsieur Stahr half dann getreulich mit. Ich sollte Ihnen dergleichen zwar nicht mitteilen, und Sie werden philosophischer Weise dem auch keine Folge geben; doch dient es leider die Schulfuchserei zu bezeichnen, in welcher die trefflichsten Leute noch stecken. Auch ermahne ich Sie höchlich, insofern es irgend nötig sein sollte, sich nicht daran zu kehren und die weiteren Teile ganz in der durchsichtigen Weise des ersten zu halten. Daß ich jedoch nach keiner Seite hin unrecht thue, muß ich noch nachtragen, daß Vischer es eigentlich nicht materiell meinte, son-

dern sich lediglich am äußern Stil, an den kurzen Sätzen und modernen Wendungen stieß &c.

Die Stahrs schienen entzückt über das schweizerische Leben, über die Gegend und unsere Gebräuche u. dgl. Doch waren sie nicht so auffallend in ihrem Behaben, wie im Norden, mußten auch erfahren, daß eine Menge Leute die „Wandlungen" nicht einmal gelesen haben. Anfänglich sagte Fanny etwa: „Da thun Sie sehr unrecht, es ist ein ernstes Werk", oder sie sprach von ihrem „Schaffen". Als sie aber bemerkte, daß dergleichen hier nicht Usus sei, zog sie die Pfeifen ein und war dann sehr liebenswürdig. Gegen mich waren beide außerordentlich angenehm und beschworen mich, ihnen zu schreiben, woraus ich entnahm, daß sie an mein Aufkommen glauben. Das Gleiche erlaubte ich mir aus Gutzkows gehässigem und knabenhaft verdrehtem Anfall zu abstrahieren, den er mir in seinem Blatte zukommen ließ[1]. Fast hätte ich mich zu einer dummen Retourchaise verleiten lassen. Ich habe mich nämlich bis jetzt noch mit jener Romanzen-Parodie auf Heine herumgetragen und das Ding fast fertig gemacht. Darin kommen auch ein Dutzend sehr malitiöser Strophen auf Gutzkow vor, worin er geschildert wird, ohne genannt zu werden. Erst heute früh habe ich mich endlich entschlossen, die ganze Geschichte wegzuwerfen, und mich von dergleichen Dingen fern zu halten, lieber meine positiven Produkte fördernd. Hauptsächlich dachte ich, wenn Gutzkow ein Esel ist, so wolle ich nicht auch einer sein und ihn seinem eigenen dialektischen Prozesse überlassen. Er ist aber doch ein schofler Gesell; nicht lang nach jenem willkürlichen Einsanhängen brachte er eine wehmütige weltschmerz-

[1]) S. o. S. 72 f.

liche Erklärung in seinem Küchenblatt, wie man aus übergroßem Schmerz öfter ungerecht urteilen könne, mit halbem Bewußtsein des Unrechtes ꝛc. und suchte solche Lumperei süßholzraspelnd zu beschönigen. Es war offenbar eine oratio pro domo. — — —

Von Universitätsklatsch weiß ich Ihnen dato nichts zu berichten, da eine feierliche anhaltende Pause eingetreten ist. Das einzige Minimum, das ich sub rosa mitteilen kann, ist, daß Köchly über Moleschott wütend wurde, als derselbe im Senat bei der Frage, wen Zürich nach der Greifswalder Jubelfeier absenden sollte, Vischer vorschlug, als einen berühmten Mann, der der Zürcher Schule Ehre mache. Köchly war sehr piquiert, daß der gute Moleschott den Vischer herausgriff und par excellence als berühmten Mann hinstellte.

Vischer ist artig gegen die Stahrs gewesen; er wurde mehrmals auf sie eingeladen, gestand ihr aber freimütig, daß er noch nichts von ihr gelesen habe. Varnhagen, der vergangenen Sommer hier war, erzählte mir auch, daß Stahr bei ihm die Schröder-Devrient (Frau von Bock) einmal gefragt habe: „Nun, liebe Frau von Bock, wie oft haben Sie denn die ‚Wandlungen‘ schon gelesen?“

Gegenwärtig ist Liszt mit seiner Fürstin in Zürich und schwärmt mit Wagner schrecklich Musik. Er wird längere Wochen hier bleiben. Köchly u. s. f. behaupten, jene falsche Nachricht von dem Begnadigungsgesuch sei von Wagnerscher Seite absichtlich provoziert worden, damit, nachdem dann Köchly und Semper ihre désaveux abgegeben, Wagner durch einfaches Stillschweigen gut Wetter machen könne. Dies glaube ich nun nicht, wenigstens nicht, daß

er persönlich darum wußte. Dagegen wünscht er jedenfalls nach Deutschland zurückkehren zu können, um wieder in die Theaterluft zu gelangen und Boden unter die Kunstfüße zu bekommen. Daher ist er nun in der Situation, in betreff jener Geschichte schweigen zu müssen, um sich nicht von vornherein das Spiel aufs neue zu verderben.

Semper ist mit seinem Lehramt auch unzufrieden, was ich wohl begreife, da er ganz junge Bürschchen zu Schülern hat, für die jeder gewöhnliche Einpauker gut genug wäre; auch hat er eine sehr tief- und breitgehende Lehrweise, welche die Bursche nicht verstehen und ihm viel Mühe kostet. Er sagte mir, er habe fast Lust, die Stelle aufzugeben und für sich zu leben, teilweise als Schriftsteller. — — —

Grüßen Sie Auerbach bestens von mir; ich bin begierig, wie er meine nächsten Novellen ansehen wird, da sie von dem, was er so freundlich und wirklich edelmütig energisch an den „Leuten von Seldwyla" gelobt hat, gänzlich abspringen oder wenigstens einen anderen Ton anschlagen. Denn ich hoffe allmälig zu zeigen oder zu versuchen, daß ich nicht nur auf Einer Saite geige. — — —

Lassen Sie sich nun nicht zu sehr gehen in Ihrer Trauer und Niedergeschlagenheit und machen Sie sich munter ans Werk; denn ich denke mir, daß Arbeit und Studium doch zuletzt immer wieder der beste Anker sind, selbst für Sie, der im Glücke gewohnt war, so rührig und fleißig zu sein. Grüßen Sie mir herzlich Ihre lieben Kinder, damit sie noch etwas von mir wissen, wenn ich sie irgend einmal wiedersehe! Ich denke, nächstes Jahr werde ich so weit nachgerückt sein, daß ich den ersten Ausflug nach dem Norden machen kann, um

zu sehen, ob Berlin noch steht. Ich fühle, daß es besser ist, wenn ich alle paar Jahre einmal auf Wochen durch Deutschland gehe, anstatt sieben Jahre dort zu hocken; aber das erstere ist auch notwendig. Moleschotts werden Sie wohl selbst gegrüßt haben, da sie kürzlich geschrieben. Ich gehe also nicht hin, um einen Gruß für Sie zu holen, und so leben Sie so wohl als immer möglich. Ihr alter

G. Keller.

103. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, im Februar 1857.

Verehrtes Fräulein Assing! Da Herr Baron Schultz aus Livland über Berlin geht und so gut sein will, mir einen Brief zu besorgen, so muß ich endlich in meinen verstockten Busen greifen und sehen, wie ich mich gegen Ihre Güte bestmöglichst aus der Sache ziehe, aus dem Schein der Undankbarkeit und Grobheit; denn ich habe gethan, als ob weder die Kossaksche Kritik, noch die treffliche und liebenswürdige Kaminfegergeschichte der Rosa Maria[1]), noch endlich Ihr freundlicher Brief vom August vorigen Jahres mit seiner edlen Pietät und Dankbarkeit gegen Länder und Dinge, die man auf Reisen sieht — als ob dies alles mich gar nicht gerührt hätte! Und doch hat mir alles große Freude gemacht,

[1]) „In Straßburg — schrieb Ludmilla am 15. August 1856 an **Keller** — haben wir einige Exemplare einer dort erschienenen kleinen Novelle meiner Mutter mitgenommen [Schwester Varnhagens, pseud. Rosa Maria]; ich mache mir das Vergnügen, Ihnen eines davon beizulegen. . . Mir ist die kleine Geschichte lieb, und vielleicht gefällt sie Ihnen auch." Wir haben dieselbe nach dem Kellerschen Exemplar wieder neu drucken lassen als Nr. 11 der Publikationen des Vereins für Verbreitung guter Schriften in Zürich 1894.

obgleich ich wußte, daß, z. B. Ihre Reisedankbarbeit betreffend, dies unter rechten Leuten nichts Ungewöhnliches, sondern ganz in der Ordnung ist. Ich spiele hier auf den ruchlosen X. X. an, der ungeschickter und unbedachterweise mein höchst gelegenes Land Europas mit einer Kellerwohnung vergleicht[1]). Diese Herren wollen es in ihrem jetzigen Wirken so sehr dem jungen Goethe nachthun in zierlichen und kecken Versuchen aller Art; allein die gute Ackerkrume für gute Früchte, die Pietät für allerlei Dinge, so man sieht, und die Fähigkeit, die Welt anders zu sehen, als durch Berliner Guckkastenlöcher, scheint verdächtigerweise zu fehlen. Hier muß ich mich selbst ein bißchen rühmen, zur Erholung von obiger Kapuzinade. Als ich kaum in Berlin mich ein wenig umgesehen hatte, sah ich sogleich, woran ich mich zu halten habe, und ging spreeaufwärts spazieren oder suchte die stillen Seen in den Fichtenwäldern auf mit ihrer stillen Sonne; und wenn meine Landsleute über die schauerliche Gegend klagten, so hielt ich dieser treulich die Stange, und habe sie auch jetzt noch nicht vergessen, wo mir die schönsten Buchenwälder und Bergzüge, rauschende Ströme und die lustige Sihl zu Gebote stehen, die jetzt kleinlaut genug unter dem Eise wegschleicht. Aber auch der Zürichsee war diesen Monat gänzlich zugefroren und bildete nur Eine große Silber-

[1]) Ludmilla an Keller: „Als wir X. X. von unserem Schweizer Ausflug erzählten, fragte er: ‚Finden Sie die Schweiz wirklich schön?‘ und setzte dann hinzu: ‚Ich nicht, die Sonne geht hinter den Bergen zwei Stunden früher unter, und im Grunde ist die ganze Schweiz doch nichts anderes als eine grandiose Kellerwohnung!‘ Die Kellerwohnung könnte nur insofern zugegeben werden, als Sie dort wohnen. Ebenso hat es X. auch in Venedig nicht gefallen; er findet es unter den Linden bei Kranzler am hübschesten.“

platte in der blitzenden Sonne, und weithin sah man die dunklen winzigen Menschentierchen drüber weggleiten. Über der Tiefe draußen ist das Eis wie Glas so klar, und man sieht darunter die grünen Seegewächse aus der schwarzen Tiefe aufsteigen[1]). Es sind aber leider mehrere Menschen verunglückt, als es noch nicht fest genug war.

Es thut mir wahrhaftig leid, daß ich Ihnen einen solchen blinden Schreck verursacht habe, wegen meines Attentates auf Heine. Wie Sie bemerkt haben werden, ist dasselbe unterblieben, aber nicht wegen Ihrer Ermahnungen (denn bei aller Ehrerbietung müssen wir uns unsere Unabhängigkeit wahren!), sondern weil mich plötzlich ein Widerwillen gegen solche polemische Produkte befiel. Indessen wäre der tote Heine ganz gut gefahren dabei, wie ich glaube; und es wäre mehr eine plastisch-poetische Charakteristik seines Wesens geworden (z. B. am Schluß ein Pariser Totentanz à la Holbein auf dem Kirchhof Montmartre) nebst eindringlichen Ermahnungen an die Lebenden, daß jetzt des Guten genug sei und wir uns endlich konsequent und aufrichtig vom Witz, Unwitz und Willkürtum der letzten Romantik lossagen und wieder zur ehrlichen und naiven Auffassung halten müßten. Alfred Meißners Buch, so sehr es mich unterhalten hat, ist mir im ganzen eine widerliche Erscheinung gewesen, da es mir hauptsächlich geschrieben scheint, um seinen Autor zu produzieren, und zwar mit den wohlfeilen Mitteln unmittelbarer Fortsetzung Heineschen Wesens[2]). So

[1]) Vgl. das Gedicht Gottfried Kellers „Winternacht".

[2]) Ludmilla an Keller, 15. Aug. 1856: „Alfred Meißners Buch über Heine, an dem sich sonst manches aussetzen ließe, hat mich darum sehr erfreut, weil es der Ausdruck wahrer Liebe und Begeisterung ist".

z. B. das Durchhecheln komischer Gestalten u. s. f. Die Schilderung der Freunde Börnes unter anderm ist sehr gewandt und pikant und doch wertlos, weil eine nackte Nachahmung der Manier des Meisters. Auch fürchte ich, der gute Meißner wollte sich mit diesem Buche als „gefährlich" auskünden, gewissermaßen als der Nachfolger und Erbe Heinrich Heines, was jedenfalls nur entgegengesetzt wirken würde.

Ich las jüngst eine Beschreibung des Berliner jüngsten Künstlerfestes in der „Nationalzeitung", und daß Humboldt, Ihr Herr Onkel u. s. f. das Fest mit ihrer Gegenwart beehrt hätten; da dachte ich, Sie seien gewiß auch dabei gewesen und wünschte Ihnen viel Vergnügen gehabt zu haben. Auch von der „musenhaften Fräulein Ney" las ich, die ich bei Gott ganz vergessen hatte! Ich wünsche ihr, daß sie ein weiblicher Pygmalion werden möge, eine Pygmalia, die sich einen recht hübschen Mann aus dem Marmor herausmeißelt[1]).

Während des Kriegslärmens wurde ich öfters gefragt, ob ich denn gar keine Nachrichten aus Berlin habe, der ich doch so viele Jahre dort mich umgetrieben, und ich erwiderte alsdann mit bedauerlicher Miene: „Ach! die guten Leutchen

[1]) Ludmilla an Keller, 26. Juni 1857: „Bei dem Künstlerfest in diesem Winter habe ich mich sehr gut amüsiert und doppelt, da ich auch den Onkel so heiter und aufgelegt sah. Wir saßen bei Tische mit Fräulein Ney zusammen und mit Herrn und Madame Franz Duncker. Da können Sie sich denn leicht denken, daß auch Ihr Name genannt wurde. Fräulein Ney sah in einem Veilchenkranz sehr hübsch aus; den hübschen Gatten, den Sie ihr anwünschen, hat sie sich noch nicht gemeißelt, dagegen aber eine Büste des Onkels gemacht, die viel Talent zeigt."

dürfen eben nichts schreiben, was ihnen gefährlich werden könnte!" während ich wohl wußte, daß ich allein selbst schuld sei an dem Ausbleiben aller Briefe, indem ich seit dreiviertel Jahr an niemand geschrieben; denn meine Lieblingskunst ist, mich in eine künstliche Vergessenheit zu bringen, um mich nachher darüber zu ärgern.

Der Kriegsspektakel[1]) war übrigens sehr schön und feierlich hier zu Lande, und es war uns dummen Kerlen sehr ernst damit. Indessen hat er uns um vieles vorwärts gebracht in unsern innern Verhältnissen, und wenn Sie seiner Majestät begegnen, so danken Sie doch Allerhöchstderselben dafür in meinem Namen! Ich bin aber ein paar Monate lang ganz aus allem Arbeiten herausgekommen; denn ich habe Leitartikel geschrieben, in die Scheibe geschossen, in den Kaffeehäusern gekannegießert und lauter solches Teufelszeug getrieben. Meine Schwester strickte Strümpfe für die Soldaten, kam damit zu spät und jammerte sehr. „Da ist leicht zu helfen, sagte ich, ich zieh' die Strümpfe schon an!" Allein ich mußte ihr die Barauslagen für die Wolle ersetzen. Auch ein Schwesterstücklein, wie Sie sehen!

Vorigen Herbst war die Liszt-Wittgensteinsche Familie in Zürich, manche Woche, um bei Wagner zu sein; und da wurden alle Kapazitäten Zürichs herbeigezogen, einen Hof zu bilden. Ich wurde versuchsweise auch ein paarmal zitiert, aber schleunigst wieder freigegeben. Bei den andern Brutussen hingegen machte die Fürstin entschieden Glück, und alle sind ihres Lobes voll, besonders da sie seither an alle einzelnen, wie Vischer, Moleschott, Köchly ꝛc. interessante

[1]) Der Neuenburger Handel mit Preußen.

Briefe schreibt. Auch hat sie allen das große Rietschelsche Medaillon Liszts geschickt, daß sie es bei sich aufhängen sollen.

Grüßen Sie auch Ring von mir recht herzlich! Hoffentlich ist er noch immer gleich vergnügt. Ich mußte letzthin lachen, als ihm Einer, im „Morgenblatt" glaub ich, aufrüffelte, daß er seine Damen im Romane „Milton" alle Augenblicke in der Augenfarbe alternieren lasse! Ich habe den „Milton" noch nicht gelesen, werde es aber bald thun. Auch bitte ich Sie sonst grüßen zu wollen, wer mich etwa kennt, besonders Herrn und Frau Stahr, die Ihnen gewiß von unserm Kadettenfest erzählt haben. Ich hoffe, daß Sie mit Ihrem verehrten Herrn Onkel recht wohl und munter sind und allerhand Schönes und Gutes befördern und betreiben, und indem ich Ihnen verspreche, baldmöglichst etwas Gedrucktes von mir sehen zu lassen und dann wieder ein bißchen zu plaudern, empfehle ich mich Ihrer ferneren guten Gewogenheit.

Ihr ergebenster

Gottfried Keller.

104. An Frau Lina Duncker in Berlin.

Zürich, den 8. Mart. 1857.

Ich muß an Ihren Herren, den Buchhändler, schreiben und wünsche, daß in erster Linie, wenn er nicht zur Hand sein sollte, nicht die Kommis mein zartbesaitetes Geschäftsbriefchen mit roher Hand berühren[1]). Daher gelangen Sie

[1]) Lina Duncker an G. Keller, 2. Sept. 1856: „Mein Mann ist sehr stolz darauf, Ihnen sagen zu können, daß er Ihnen noch nie einen Geschäftsbrief geschrieben hat. Hr. Vieweg schrieb Ihnen viele

selbst zu einem Briefe, in welchen ich jenen einwickele, in der Hoffnung, daß Ihre bisherige Gewogenheit sich seit den letzten Briefen nicht allzusehr vermindert habe. Im Brief an Herrn Duncker steht übrigens nichts Absonderliches, und wenn er wieder in England sein sollte, so dürfen Sie ihn aufmachen und selbst lesen. Ich habe gehört, daß Sie diesen Winter wieder eine saubere Aufführung gehabt, für den „Narziß" und Brachvogel geschwärmt, auf allen Subskriptions-Bällen gewesen, auf dem jungen Künstlerball Knüffe ausgeteilt, im Galopp die Linden entlang geritten ꝛc. ꝛc. Gott bessre Sie! Wie geht es bei Ihnen? Wie heißt denn Ihr neulichstes Kind, und ist es gesund?

Gestern ist mein alter Oheim gestorben auf dem Lande, der im „Grünen Heinrich" figuriert. Er lebte zuletzt ganz allein mit einem Knecht und einer Magd, die den ganzen

---

Geschäftsbriefe, und Sie ließen ihn Jahr und Tag auf Manuskript warten, sich beklagend, daß man Sie dränge und belästige. Hr. Duncker quält Sie nicht, schreibt Ihnen nicht und Sie lassen ihn ebenfalls warten. . . . Schreibe ihm — sagte mein ergrautes Oberhaupt —, daß er bekanntlich schon 250 Thlr. für die Novellen erhalten, diese aber nach Kontrakt beinahe an den Verleger zurückzuzahlen habe, da seit November 1855 ein monatlicher Abzug von 25 Thlr. vom Autor bewilligt sei, wenn solcher nicht bis 1. Nov. 1855 Manuskript geliefert habe.' Da besagter Autor obige Bedingung, zu eigenem Nutz und Frommen wahrscheinlich, selbst diktierte, so wird er dieselbe auch nicht vergessen, sondern am 1. Sept. in sein Hauptbuch eingetragen haben, daß er von Herrn Duncker für versprochene Novellen erstens an barem Geld 250 Thlr. erhalten habe und die für selbiges Manuskript noch zugesagten weitern 250 Thlr. durch zehnmonatlichen Aufschub der Novellensendung ebenfalls bereits erhalten; zu notieren würde jeden ferneren Monat, wo hier kein Manuskript einläuft, sein, daß Sie Herrn Duncker 25 Thlr. schulden. Sie scheinen mir auf diese Weise recht gute Geschäfte zu machen!" ꝛc.

Tag heimlich Eierkuchen backt, in dem zerfallenden Hause. Seine Kinder sind zerstreut und meistens vollkommene Philister und verbauert; und bei dem Leichenbegängnis am nächsten Dienstag werde ich wahrscheinlich mit ansehen, daß in dem Hause, wo vor Jahren so viel Gesang und Gelächter war, nun rücksichtslos um die Erbschaft gestritten wird. Doch mir ist's Wurst; ich seh' alles mit an.

Die Bildungssucht in Zürich grassiert immer fort: alle Wochen wenigstens zwei Vorlesungen vor Damen und Herren. Die Norddeutschen und die Süddeutschen bekriegen sich dabei wegen der Aussprache. So hält Vischer sehr hübsche Vorträge über Shakespeare; die Sachsen und Preußen moquieren sich aber über sein Schwäbeln, worüber er wütend wird[1]). Neulich, als er aus einem norddeutschen Vortrag kam, sagte er: „Des soll nun des richtige Deitsch soin, wenn so a Kerle sagt statt ‚verloren‘ ‚vochlochen‘! und statt ‚Liebe‘ ‚Lübhe‘!“ Ich mußte sehr lachen und hinterbrachte es stracks den Nördlichen.

Soeben bekomme ich auch die Todesanzeige der alten Frau Kapp in Heidelberg, und letzte vierzehn Tage bin ich wenigstens in drei zürcherischen Leichenkondukts gewesen, so daß man gegenwärtig fast nur mit dem Tod zu thun hat. Wir selbst aber sind freilich noch arg lebendig und machen viele Projekte.

[1]) In der „N. Zürcher Ztg.“ vom 6. März 1856 liest man unter der Rubrik Zürich: „Wir notieren, daß der hiesige □-Korrespondent der „Nationalztg.“ in einer Kritik über den öffentlichen Vortrag unseres Ästhetikers Vischer über ‚Macbeth‘ sagt: ‚Der schwäbische Dialekt des Vortragenden habe allen anwesenden Sachsen Krämpfe gemacht, und der könne nicht Ästhetiker sein, dessen Nerven einen solchen Verstoß ertragen.‘“

Letzten Herbst war Liszt mit seiner Wittgensteinin und jener jüngeren Prinzessin hier. Da es deshalb große Schwindeleien gab, wo alle möglichen Leute zusammen getrommelt wurden, so kam ich auch einmal mit der Frau Herwegh zusammen und seither auch bei Moleschotts. — — — Richard Wagner ist durch die Anwesenheit Liszts, der seinetwegen kam, wieder sehr rappelköpfisch und eigensüchtig geworden, denn jener bestärkt ihn in allen Thorheiten. Die Ferschtin Wittgenstein hat mit allen gelehrten Notabeln Zürichs Freundschaft geschlossen, schreibt lange Briefe an sie und schenkt ihnen ungeheure Gipsmedaillons Liszts; Frau Köchly hat auch eins bekommen, ist aber jalouse auf Frau Herwegh, die dasjenige der Fürstin mitbekam. Übrigens ist letztere eine gescheite Frau; denn alle die gelehrten Eisenfresser und Brutusse rühmen sie. Ich allein bin dunkel vor ihren Augen geblieben und habe weder Brief noch Medaillon, worüber ich mich nicht zu fassen weiß. Ist die Fräulein * * richtig wieder nach Neapel gebummelt, oder wo ist sie jetzt? Die Frau Köchly hat jetzt noch (da ich an Perücken erinnert werde) famose Haare, die sie auf alle Façons trägt, manchmal in Locken bis an die Hüften; aber der Neid murmelt, sie seien gefärbt. Da Sie aber von den schwarzen Locken schrieben, die sie schon als Kind gehabt hätte, so ist letzteres also Verleumdung[1]). Ihre Skrupel wegen der Dedikation meiner Novellen sind jetzt einfach zu lösen: ich bin nämlich überhaupt von der Idee abgekommen, indem ich doch fürchtete, mir Spott zuzuziehen, wenn ich sentimental genug wäre, einer Berlinerin ein Buch zu widmen. Überhaupt

---

[1]) Lina Duncker an Gottfried Keller: „Die sehr hübsche Fräulein Saling imponierte mir damals so sehr durch Eleganz und schöne schwarze Locken, daß ich mich nie recht an sie herantraute“.

will ich doch lieber nicht mich auf dergleichen Künste verlegen[1]. Sagen Sie doch Herrn Fabrizius, daß ich, im Kriegsfalle, auf ihn gelauert und ihn besonders aufs Korn genommen hätte als Intendanten, da er hoffentlich mitgekommen wäre. Am schlimmsten ist es durch den Frieden Ihrem Schwager, Herrn Alexander, gegangen, da er gewiß einige brillante neue Verlagsartikel gewonnen hätte, wenigstens in der ersten Hälfte des Feldzuges; denn was die zweite Hälfte betrifft, so waren wir fest entschlossen, die Preußen mit Mann und Maus aufzufressen. Denken Sie sich z. B. mich kleinen Kerl mit einem langen Lieutenant vom ersten Garderegiment im Rachen! Ein Glück, daß jeder solcher Braten wenigstens gleich den Zahnstocher auf dem Kopf mitbringt.

Den 16.

Ich bin in meinem herrlichen Brief unterbrochen worden. Das Leichenbegängnis meines Oheims hat indessen stattgefunden, und ich war einige Tage auf dem Dorfe und habe als Andenken eine ausgestopfte Eule, eine alte Chronik und einen alten Degen mitgebracht. Ich bummelte auf den Höhen am Rhein herum, indessen meine Vettern und Basen um das Erbe diplomatisierten. Zwei Brüder zankten sich um das Pferd des Verstorbenen und machten mich zum Schiedsrichter, welcher es eher gebrauchen könne? Ich sagte, sie sollten sich beide darauf setzen samt ihren Frauen, wie die vier Haimonskinder. Zwei Basen, welche guter Hoffnung sind, haben mir schon angekündigt, daß ich Pate sein müsse. Wahrscheinlich wurden sie durch meinen majestätischen Berliner Frack, den ich bei der Leiche produzierte, dazu auf-

[1]) S. o. S. 75.

gemuntert. Dieser Frack hat mich in meiner Heimat überhaupt in den Ruf großer Solidität gesetzt; denn eh' ich in Berlin war, hat man dergleichen nicht an mir gesehen.

Ich lese soeben das Freesche Lewesbuch[1]) und ersehe an demselben, daß Herr Duncker jetzt seine Bücher selbst druckt. Indessen ist das Buch denn doch nicht so unerhört; werde mich aber hüten, diese Meinung weiter zu verbreiten, da es in Ihrem Verlage erscheint. Denn Verleger werden wütend, wenn man Ihre Artikel tadelt. D. h. das Buch ist ganz gut bis auf einige schwache Stellen; nur ist nichts darin, was man nicht schon hat wissen können.

Der „Narziß" hat mir im ganzen nicht übel gefallen, was die Arbeit im äußern betrifft: es ist eine hübsche Reminiszenz an allerlei Dagewesenes; das Hauptmotiv aber geht nicht wohl an. Indessen mag es gerade dieses sein, welches das Glück des Stückes gemacht hat, indem die Weiber, die den Ton angeben, sich geschmeichelt fühlen, daß ein dramatischer Held zu Grund geht aus Anhänglichkeit an seine Frau; obgleich die gleichen Weiber sich wohl hüten würden, einen solch anhänglichen Held zu heiraten. Ein oder zwei wegen einer Dame ruinierte Jahre mögen allenfalls angehen; aber ein ganzes Leben — darf nicht geschnupft werden und ist weder dramatisch gut noch sonst ersprießlich!

Meine Mutter bringt mir den Kaffee und ist ganz munter, da ich durch das Kaffeetrinken zu Haus einen heuchlerischen häuslichen Anstrich gewonnen habe. Allein das Wetter dürfte plötzlich wieder umschlagen. Indessen habe ich vor, diesen Frühling und Sommer recht fleißig zu

[1]) „Goethes Leben und Werke."

sein und im Herbst vielleicht einen kurzen Streifzug nach den von mir früher okkupierten deutschen Ortschaften zu unternehmen, um nicht ganz zu verschweizern. Alsdann hoffe ich Sie auch wiederum zu sehen und werde etwa an einem Donnerstag Abend bei Ihnen einfallen, wenn Sie nicht allzu berühmte Gesellschaft haben. Bis dahin also leben Sie wohl und gesund und gedenken Sie in Huld Ihres ergebensten

Gottfried Keller.

105. An Ferdinand Freiligrath in London.

Lieber Freund! So darf ich Dich noch anreden, denn Du schickst mir „Hiawatha," „Athenäum" und schriftstellerst zu meinem Nutzen in Alt-England, wofür ich in allem meinen schuldigen Dank abstatte. Schön wäre es freilich, wenn Du direkt gegen mich wieder mal etwas briefstellern wolltest; Du brauchst Dich nicht zu genieren wegen des Stils, weil ich etwa ein dickbändiger Prosaist geworden bin — Du weißt ja, ich bin für alte Freunde immer der Alte; man kann bei mir noch immer thun wie zu Hause, trotz Auerbach und „Athenäum[1])".

[1]) Das „Athenäum" Nr. 1527 vom 31. Jan. 1857 bemerkte bei Besprechung der „Leute von Seldwyla": Keller sei ein Autor, der zu großen Hoffnungen berechtige und einen Platz neben Auerbach beanspruchen könne, oder neben irgend einem von der Klasse, die ihre Blicke zwar auf einen sehr kleinen Winkel der bewohnbaren Erdkugel beschränken, aber dann tief in die menschliche Natur eindringen und ihre dabei gemachten Entdeckungen in der schlichten Sprache des Herzens enthüllen.

Ich bin also seit anderthalb Jahren wieder in Zürich und habe mich von den Berliner Strapazen erholt und viel schönes Schweizerisches erlebt, bin aber bereits auch wieder so verbauert, daß ich meistens allein zu Hause hocke und arbeite oder lese, was am Ende am besten bekommt. Ich muß jetzt noch einige Bände novellistische Sachen fertig machen, welche angelegt sind, und dann werde ich endlich, wahrscheinlich etwa um das vierzigste Jahr herum, auf die dramatische See auslaufen, nachdem ich es vor sieben Jahren tendiert. Ich werde Hebbelsche Größe mit Birchpfeifferscher Fülle und Halmscher Süßigkeit zu vereinen wissen; dies war mein heimliches Studium in Deutschland, und dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht der Shakespeare der Zukunft würde, insbesondere wenn noch ein Gran Bacherlscher Intuition dazukommt.

Von Dir und Deiner Familie kann ich nicht schreiben, da mir alle Anknüpfungspunkte fehlen. Das älteste Fräulein wird also nun bald ein wirkliches Fräulein sein und der „Fuhrmann" ein ansehnlicher Bengel, wenn er nämlich dem Papa nachartet. — Was übrig ist, schwebt mir undeutlich vor. Deine Frau Gemahlin lasse ich ergebenst grüßen. Über den „Hiawatha" lege ich ein Abschnitzel aus einem Briefe bei, welchen ich Dir vor längerer Zeit schreiben wollte und welcher stecken geblieben ist.

Ich danke Dir also für Deinen schönen „Hiawatha", welcher in der That unser poetisches Bewußtsein bereichert und beweist, daß es mit diesen artigen Dingen ist tout comme chez nous auch jenseits des Wassers. Es wäre freilich erwünscht zu wissen, wann z. B. bei den Indianern die poetische Idee von der Sendung eines erlösenden und bildenden göttlichen

Helden entstanden ist, ob vor oder nach der Ankunft der Europäer &c. Auch nimmt mich wunder, ob z. B. der wunderbar schöne Zug, wie die guten Leute in ihrer fröhlichen Einfalt die vermeintlichen neuen Lügen des Jägers belachen, als er ihnen die Ankunft der Europäer beschreibt, ganz auf Longfellows Rechnung zu setzen ist? Es wäre zu schön, wenn jene armen Rothäute selbst diese großartige und tiefsinnige Situation ausgeheckt hätten, welche den schönsten Zügen aller andern uralten Poesieen zur Seite steht. Übrigens sind wir wunderliche Käuze; wir wundern uns immer von neuem, daß das Häuflein Menschen auf diesem Erdglöbchen einander so ähnlich sieht, und praktisch sind wir dabei auch, da wir uns ein so billiges Vergnügen und Spektakel zu verschaffen wissen dadurch, daß wir eben einander so ähnlich sehen. Ich füge diesmal dieser Düftelei noch hinzu: „Hi au ha! fiel dumpf der Chor ein." welcher Vers mir immer aufmunternd in den Ohren klingt.

Hier in Zürich habe ich eine Unmasse Deutsche vorgefunden, nicht nur Flüchtlinge, sondern auch allerhand Familien, die aus freien Stücken hierhergezogen sind und die Geschäfte treiben. Auch gelehrte Notabeln, wie Vischer, Moleschott und ein paar andere. Vischer ist ein von der Frau geschiedener Mensch und meistens moros und hat jetzt seine Ästhetik vollendet. Moleschott kannte ich von Heidelberg her, ist liebenswürdig und hat viel Geschmack an der Litteratur. Dann ist auch Richard Wagner, ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur [!] und Charlatan. Er unterhält einen Nipptisch, worauf eine silberne Haarbürste in kristallener Schale zu sehen ist &c. &c. Auch gibt es eine förmliche Litteratenkaste seit 1849 hier, wie auch an anderen

Schweizerorten, nicht nur Feuilletonisten und Zeitungskorrespondenten, nein, auch Romanschreiber, Dichter, kurz die ganze Grundsuppe großstädtischer Verhältnisse. Romanschreiber in Zürich allein etwa drei oder vier, von denen es gleichgültig ist, ob man sie nennt oder nicht; außerdem jene Ottilie Kapp aus Soest mit ihrem Mann[1]), nebst andern Blaubeinbezügen. Ruge will also wieder machen, daß es vorwärts geht, da er die „Jahrbücher" rehabilitiert, mit denen er das Jahr 1848 gemacht hat. Nun könnte man, in Verbindung mit ihm, gut in Aktien spekulieren, da man genau erfahren könnte, wann und wo die Ereignisse wieder eintreffen, die konstruiert werden. Er und Heinzen sind jedenfalls zwei Charaktere; denn keiner von beiden hat im mindesten seinen Stil geändert. Doch will ich sonst in keiner Weise Rugen mit dem Kalb und Schafskopf Heinzen vergleichen.

Hast Du noch keine grauen Haare? Ich habe schon manche in meinem Bart, die ich von Zeit zu Zeit ausrupfe. Schulz hat einen weißgelben oder schneeweißen Bart, der von der Nase her vergoldet wird. Übrigens hält ihn die Frau gut unter der Schere und stutzt ihn alle acht Tage. — — — Ich werde schändlich dick, und als ich in Dresden war, jubelte Auerbach: nun sei noch ein kleinerer da als er, was aber gelogen war! Denn er ist nicht größer als ich. — — Gutzkow ist eine Ratte. Ich hab' ihn auch gesehen. Er mißgönnte mir sogleich mein bißchen Schmiererei und das winzige Erfölgelchen und suchte es durch förmliche wissentliche Entstellung zu paralysieren.

[1]) Alexander Kapp, früher Gymnasiallehrer in Soest, gest. 1869 in Zürich.

Doch genug des Geklatsches. Also herzlichen Gruß und deutschen Handschlag, sagt Schad, der Chef des „Deutschen Musenalmanachs", in seinen Briefen, und so auch ich. Schreibe mir doch gelegentlich mal etwas und laß mich Euch empfohlen sein! Denn kein Engel ist so rein wie Euer getreuer Gotfridolin Keller,

oder der Gang nach dem Eisen[hammer]

Zürich, den 30. April 1857. watschelnden Angedenkens.

P. S. Ich habe wieder einmal in einem miserabel witzelnden Tone geschrieben, was ich bereits bereue. Allein warum flößest Du keine ernstere Stimmung, keine würdigere Haltung ein?

106. An Christian Schad in Schweinfurt[1]).

Verehrtester Herr und Freund! Da Sie mir gar so freundlich und höflich-galant schreiben, so muß ich endlich meine Lässigkeit gegen Sie einigermaßen bezwingen und meine Gesinnung mehr zur Geltung kommen lassen, obgleich leider mehr in Worten als mit Thaten. Warum ich Ihnen für den „Musenalmanach", dessen Fortgang ich seither mit Vergnügen und Interesse verfolgt habe, nichts mehr gesandt, geschah aus dem allereinfachsten Grunde, weil ich nichts gemacht habe. Ich bin durch die leidige Buchschriftstellerei, die ich handwerklich nicht beherrsche, aus aller Lyrik herausgekommen; denn das jugendliche Bedürfnis häufiger momen-

[1]) Christian Schad (1821—1871), Herausgeber des „Deutschen Musenalmanachs" 1850, 1852—59. Der obige Brief ist mit zwei andern Billetten Kellers an Schad mitgeteilt in Roseggers „Heimgarten" 15, 310 ff.

taner Stimmungsergüsse ist halt vorbei, und zu einer erneuten reiferen und künstlerischen Periode absichtlichen lyrischen Hervorbringens gehört eine fast gänzliche tabula rasa von allen beschwerenden Abhaltungen, ein glückliches Vierteljahr gänzlicher Freiheit. Seit ich wieder in meiner Heimat bin, spekuliere ich darauf, da ich eigentlich etwas unzweifelhaft Gutes in Liedersachen erst noch zu leisten habe, wenigstens in einem charakteristischen Ensemble. Ich wollte Ihnen nichts mehr schicken, bis ich etwas derart hätte, will nun aber doch für diesen Jahrgang wenigstens einige Späne zusammensuchen, damit ich nicht ganz in Vergessenheit gerate. Diese werde ich Ihnen bis Anfang Juni zustellen oder, wenn es sich länger hinausziehen sollte, nach Ihrem Wunsche das Gehörige anzeigen.

Ich lese immer mit einem Hauptvergnügen Ihre frischen und frohen Dichtungen, mit welchen Sie so trefflich den Beweis leisten, daß immer noch etwas Neues und Eigengehöriges auszuhecken ist, und denke, Sie werden uns nun bald wohl mit einer Sammlung erfreuen.

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren freundlichen Gruß und wünsche Ihnen gleichfalls das beste Wohlergehen, das Sie um Ihrer treulichen Pflege unserer Musen willen so sehr verdienen.

Mich Ihrer guten Gesinnung ferner empfehlend, verbleibe ich mit freundschaftlicher Hochachtung Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Hottingen bei Zürich, den 30. April 1857.

P. S. Die Benennung „Maler" bitte ich künftig weglassen zu wollen, da sie mir längst nicht mehr zukommt.

107. An Frau Lina Duncker in Berlin.

Zürich, den 4. Juli 1857.

Liebe Frau Duncker! Da Sie und Ihr Herr Gemahl mich trotz meiner Freseschen Unzuverlässigkeit[1]) noch immer nicht aufgeben oder auch nur anschnarchen wollen, so muß ich wohl oder übel auch noch bei dem freundschaftlichen Tone verharren trotz meiner altjüngferlichen Isolier= und Keifsucht. Sie haben jetzt sehr niedliche Briefkouverts, schreiben aber noch immer sehr undeutlich, so daß man sich ungeduldig durch Ihre Episteln durchschlagen muß. Voraus wünsche ich Ihrem Jungen gute Besserung und daß die Masern wieder abmarschieren, ohne den übrigen Bestand Ihres Hauses anzugreifen. Ich kann den Namen des kleinen Mädchens nicht lesen[2]), glaube aber, es soll Marie heißen, was eine vernünftige Rückkehr zur guten alten Einfachheit wäre; denn diese alten christlichen Mädchennamen sind viel hübscher und bedeutungsvoller für die Liebhaber (amateurs oder amants) als der modische Krempel, mit welchem nicht selten auch Hunde und Pferde benannt werden. Hoffentlich begehe ich hier keine Dummheit, und das unlesbare Wort ist nicht etwa grade eins von den gerügten!

Die Seebach sah ich schon die ganze Zeit in der „Nationalzeitung" figurieren in unendlichen Artikeln, die ich zu

---

[1]) Lina Duncker an G. Keller, 28. Juni 1857: „Frese ist noch in Bremen [bei der „Weserzeitung"] und zwar entsetzlich faul und in einer Weise unzuverlässig mit seiner Übersetzung des Lewesschen Buchs, daß ich ihn gar nicht mehr leiden kann".

[2]) L. Duncker an G. Keller a. a. O.: „Meine kleine, dicke, süße Marie sollen Sie im Herbst sehen und Ihre Freude daran haben, wenn Sie nicht gar zu urwäldlich mit ihr hantieren wollen".

faul war zu lesen[1]). Ich bin Ihnen daher dankbar für Ihre artige Skizze, womit ich nun beruhigt bin. Ihren Garten gönne ich Ihnen, da Sie so artig gegen mich bleiben. Daß Sie mit Varnhagens Bekanntschaft machten, ist auch hübsch; gewiß sind es treffliche Menschen, voll wahrer Bildung und welche über den gewöhnlichen herrschenden Jargon hinaussehen[2]). Die arme Schlichtkrullchen[3]) kann mich dauern; denn es liegt unzweifelhaft etwas Unheimliches und Unheilvolles in der Art, wie sie sich an jene Bestie gefesselt hat, welche in einer nicht gut sagbaren Weise ein Unhold ist. Indessen ist das Grundlaster der guten Alice nach meiner Meinung ihre für ein junges Mädchen ganz unnatürliche Ruhm- und Ehrsucht, welche sie in jeder Beziehung auf Abwege gebracht hat.

Ich selbst habe seither viel selbstverschuldeten Kummerarius gehabt (denn anderen kenne ich ungezogener Holzapfel nicht), und, was das Ärgste ist, ich durfte als guter Bürger in Zürich keine Räusche trinken, um mir darüber wegzuhelfen, wie weiland in Berlin; denn zu Hause kann ich dergleichen nicht aufführen, sondern muß alles Unheil ganz nüchtern und

---

[1]) A. a. O.: „Seit 14 Tagen macht uns Marie Seebach große Freude, sie hat ungefähr neun Gastrollen gegeben und ich habe sie als ‚Gretchen‘, ‚Julia‘, ‚Lorle‘ in ‚Dorf und Stadt‘, ‚Jane Eyre‘ und ‚Mathilde‘ (Benedix) . . . gesehen.“

[2]) A. a. O.: „Eine nette Bekanntschaft habe ich an dem lieben milden Varnhagen und der gutgearteten feinen Fräulein Assing gemacht“.

[3]) L. Duncker an G. Keller, 29. Febr. 56: „Fräulein Schlichtkrull [Aline v. Sch. 1832—63, die Romanschriftstellerin] ist den ganzen Winter krank gewesen.“ Die „Bestie“, an die sie gefesselt ist, war eine Dame, zu welcher die Schlichtkrull ins Haus zog.

trocken zu Paaren treiben, was übrigens auf die Dauer doch das Ersprießlichere ist. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen noch nachträglich gestehen, daß jenes blaue Auge, mit welchem ich einst bei Ihnen erschien, obgleich ich es abgeleugnet, dennoch von Prügeln herrührte. Ich hatte nämlich nicht nur den Schl..... geprügelt, sondern in der folgenden Nacht wieder einen, wegen dessen ich verklagt und von der Polizei um fünf Thaler gebüßt wurde. In der dritten Nacht zog ich wieder aus, fand aber endlich meinen Meister in einem Hausknecht, der mich mit dem Hausschlüssel bediente, worauf ich endlich in mich ging. Es war eine Donnerstags-, Freitags- und Sonnabendsnacht, wo ich so mit gebrochenem Herzen mich umtrieb und anderen Leuten mir zur Erleichterung an den Köpfen kratzte. Aber es war doch eine hübsche Zeit, und jetzt geht gar nichts Rechtes mehr vor.

Wie ist denn Palleskes „Cromwell" ausgefallen? Geht es noch immer mit seinem Vorlesen? Dieser Tage war Eduard Devrient hier und wohnte bei Wagner. Es wurde im Shakespeare und „Faust" gelesen und aus Wagners großem Nibelungenwerk musiziert, worin es sehr hoch und poetisch zugeht. Hübsche Damen waren fleißig im schönen Dasitzen und meine Wenigkeit ganz emsig in stillem Unschönsein.

Vehse hat mir einen recht schlimmen Dienst geleistet mit seinem Saubuch[1]); denn ich habe deutlich bemerkt, daß man in Zürich glaubte, er hätte unter meinem Einflusse jene Tirade über mich geschrieben, nämlich wegen meiner staatsmännischen Zukunft in meiner Heimat und solchen Dummheiten, wie wenn ich in Berlin damit geprahlt hätte, daß ich nun nach Hause gehen wolle, um dort zu regieren und

[1]) S. o. S. 81, Anm. 1.

Ordnung zu machen — — — Was hat denn Fräulein ** gesündigt, daß Sie derselben in Ihrem Rapport gar nicht erwähnen? Ich kann nicht leiden, wenn ich von Bekannten nicht weiß, wo sie derzeit sind und ob sie noch leben. Ihren Dr. Horwitz kenne ich nicht, kann mich wenigstens nicht erinnern; da er aber für die „Kammmacher“ eingenommen ist, so ist er jedenfalls ein sehr gebildeter Mann und viel gescheiter als Prutz und Gutzkow, welche jene Schnurre für schlechte Späße erklärt haben.

Meine Mutter läßt sich unbekannter Weise auch empfehlen. Bisher habe ich Ihre freundlichen Grüße immer unterschlagen, weil ich dachte, es komme doch nichts dabei heraus. Da Sie aber nun in die Schweiz kommen, so muß ich das Versäumte gut machen. Wir haben eine zu kleine Wohnung, sonst würde ich Sie zur Herberg zitieren. Auf nächstes Jahr werde ich mich aber endlich rangieren und eine bessere Anstalt einrichten; und dann können Sie mit Kind und Kegel in die Schweiz kommen, so oft Sie wollen (in einem Tag sind Sie jetzt in Zürich), ohne ein solch verrücktes und teures Touristenleben zu führen. Aber freilich, wenn Sie bei uns sind, so werden Ihnen die Nächte eingethan oder eingeschlagen, und Sie werden an gesunde Einfachheit gewöhnt, was Ihnen gar nichts schaden kann. Was mein urwäldliches Umgehen mit Kindern betrifft, so bemerke Ihnen, daß ich jedenfalls noch keine Kinder gefressen habe, sondern mich in der Regel gut zu denselben stehe. Aus diesen sowie aus andern Gründen schließe ich meinen Brief und verbleibe Ihr ergebenster Gottfr. Keller, Schriftsteller.

Paul Heyse war gestern auch einen Tag hier und ist ein allerliebstes Kerlchen. Wir waren sehr gemütlich.

108. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, den 5. Juli 1857.

Verehrtes Fräulein Assing! Als ich heute früh, am schönsten Sonntagmorgen, mich eben hinter den Webstuhl setzen wollte, auf welchem die Dunckerschen Novellen schon so lange aufgespannt sind, kam der Briefträger mit einer ganzen Buschel Briefe, Päckchen, Kreuzbände, Scheine u. dgl., alle Arten von Postformen zumal, wie sie zuweilen der launische Zufall anhäuft in der Hand unserer Merkure. Ich vermutete verdrießlich nichts als nichtssagende litterarische Aufforderungen, dumme Mitteilungen, Manuskripte unverschämter armer Teufel, welche Empfehlung und Verleger suchen, und nachdem sie von den Auktoritäten ersten Ranges höflich, aber rasch abgewiesen, die Runde bei den auftauchenden Nebelsternen zweiten Ranges beginnen, unter erlogenem Vorgeben ungeheurer Verehrung, sich auf deren Eitelkeit und mindere Erfahrung verlassend. Es beschleicht und quält mich oft der Gedanke, daß ich bis jetzt der Welt noch gar nichts Reelles genützt habe; aber ein Blick auf diese, wenn auch meistens unnützen Postkonvolute gibt mir wenigstens den leichten Trost, daß ich doch schon einen ansehnlichen Portoumsatz verursache und so zu den Staatseinkünften der verschiedensten Staatlichkeiten mein Scherflein beitrage.

Ich wollte also schon die ganze Buschel in eine Ecke werfen, um den Morgen nicht so prosaisch anzuduseln, als mein Auge noch glücklicherweise ein wohlbekanntes anmutiges Siegel attrappierte, das da mehrfach über Brief und Päckchen gestreut war. Zuerst befreite ich die arme tote Gräfin[1]) aus

[1]) „Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns. Eine Biographie von Ludmilla

ihrer schwarzen Hülle, war mit einem Blick auf den Titel über die Sachlage orientiert und las dann sogleich Ihren willkommenen gütigen Brief. Nun ist es drei Uhr nachmittags; ich habe das Leben jener Frau, Ihr Werk, gelesen bis auf den Anhang, und da der Tag einmal zur Neige geht, will ich Ihnen gleich noch meinen Dank aufnotieren. Indessen mögen Sie bei Dunckers sich verantworten, daß ihr Manuskript um einen Tag länger nicht fertig wird.

Ich wünsche Ihnen nun aufrichtig und von Herzen Glück um des schönen und wichtigen Beitrages willen, mit welchem Sie unsere Litteratur und die Jahrbücher deutschen Lebens bereichert haben. Ich wußte zwar schon aus Ihrem freundlichen Munde manches Bedeutsame über dies reiche, wie von einem großen melancholischen Dichter erfundene Frauenleben aber daß es in solchem Grade typisch und poetisch und an die höchsten Ereignisse anknüpfend sei, davon hatte ich freilich keine Ahnung. Wie würdig treten Sie, und mit welch glücklichem und inhaltvollem Gegenstand in die Fußstapfen Ihres verehrungswürdigen und unvergleichlichen Herren Onkel; und wenn Ihrer Schreibart auch jener künstlerisch-männliche kristallene Witz abgeht, der Herren Varnhagens Schrift durchzieht (was Ihnen durchaus nicht als ein Fehlendes angerechnet werden darf, da es nicht anders sein darf), so haben Sie doch in Klarheit, Zweckmäßigkeit und

Assing". 1857. Ludmilla begleitet die Sendung mit folgenden Worten: „Die ausgezeichnete Frau war mir persönlich sehr lieb und teuer, und nachdem ich sie verloren hatte und mich in der Erinnerung so recht lebhaft in ihr eigentümliches Wesen, in ihre ungewöhnlichen Schicksale versenkte, da erschien es mir wie eine Pflicht der Freundschaft in dieser nur gar zu schnell vergessenden Zeit, ihr Andenken zu bewahren und zu ehren".

musterhafter Anordnung, in einer meisterlichen Steigerung des Interesses das Beste geleistet. Ihr Buch unterrichtet, bildet und läßt zugleich eine Stimmung zurück, wie nach dem Genuß eines tiefsinnigen wohlgeschriebenen Romanes. Denn die Hauptgrundzüge dieses Lebens könnten nicht edler und tragischer gedacht sein. Wie erschütternd ist die Lösung und Aufklärung des Lützowschen Dramas, nachdem im Beginne desselben die ungeschickt kalten hohlen Liebesbriefe des Freiers Einem gleich die Ahnung erweckten, daß dieser brave frische Kriegsmann doch keine Spur echter Frauenliebe in sich trage! Daß Elisa keinen Instinkt hiefür hatte, sondern das Eis liebte, ist freilich auch ihre tragische Schuld; wie denn überhaupt ein unverhohlenes ganzes und ausgestaltetes Liebesleben nirgends ersichtlich wird. Ich verkenne natürlich nicht, daß eine derartige Ausführung der Verfasserin in keiner Weise erlaubt und möglich war; aber bei den tief romantischen übrigen Grundzügen vermehrt gerade dieser Mangel an brennenderer Farbe den dämonischen Eindruck, als ob diese sämtlichen bedeutenden Gestalten, Helden, Feeen und Dichter, Eisherzen in der Brust, mit einem Feuer spielen, an dem diese Herzen sich vernichten.

Wie herrlich zutreffend ist es aber, daß dieser gedankenlose Rittersmann, der doch so tapfer und großherzig war, daß er in allen Kämpfen nur Wunden davon trug, erst im nahenden Alter, in Kummer und Reue die aufrichtige schöne Sprache der Sehnsucht nach der Frau lernte! So daß nun seine letzten Briefe eben so schön sind, als die ersten unerträglich waren in ihrer Nichtigkeit.

Und wie wahrhaft tragisch, daß die Gräfin abermals, in der Immermannschen Geschichte, vernichtet wird! Diesmal,

weil sie es zu vorsichtig, zu vorsehungsartig und gut machen wollte, abermals eine Art höheren Spieles, anstatt wie die anderen Menschenkinder das Glück auf dem geraden Wege menschlicher Dinge zu wagen.

Aber daß die beiden Verbindungen, in welchen die Heldin des Buches mehr oder weniger glücklich war, so lange Zeiträume von vierzehn und zwölf Jahren umfassen, während welcher sie so viel wirkt und erlebt, gibt dem Ganzen einen weiten und breiten epischen Charakter und der Heldin jene scheinbar ewige penelopeiische Jugend der Alten.

Dies sind wahrhaftig keine Phrasen und Verzierungen von mir, sondern meine augenblickliche Stimmung, nachdem ich das Buch gelesen. Wahrhaftig, Fräulein! Sie haben einen meisterlichen Trumpf ausgespielt mit diesem fertigen und so durchaus berechtigten Werke, und jeder Scherz dadarüber, daß Sie nun offen in die Phalanx der Schriftstellerinnen getreten seien 2c., wird von vornherein unmöglich, da die Sache auch für den wohlgemeintesten Spaß zu respektabel ist. Aber es ist doch eine farbenreiche und sonnige Zeit, welche vor Ihnen lag! Wie wunderbar zart und sehnsuchterregend spielt die Gestalt jenes untadeligen Friesens in unsere Geschichte herein, und wie trefflich ökonomisch verwendeten Sie dieselbe[1])! Und dieser Vietinghoff! Es

[1]) Ludmilla an Keller, 12. Aug. 1857: „Erst jetzt habe ich erfahren, daß der edle liebenswürdige Friesen vor dem Kriege, schon 1807, mit Alexander von Humboldt befreundet war und dem letzteren bei mehreren Arbeiten half. Humboldt, der jetzt bereits achtundachtzigjährige, der noch immer wunderbar geistesfrisch ist, schrieb dies in einem Brief an meinen Onkel, in dem er sich sehr freundlich und fein eingehend über meine Biographie äußerte und mir zugleich einen Brief von Friesen an ihn, den einzigen, den er besaß, zum Geschenk machte."

wimmelt in dem Buche von Romanzen und Balladen. Doch ich schwatze wie ein begeisterter Primaner. Item, Sie sehen, daß Ihre Arbeit wirkt!

Daß Ihre alten Herren, die Varnhagen, Fürst Pücklers und General Pfuels, liebenswürdiger sind als die jungen, ist keine große Kunst[1]). Wer die Welt in der Tasche hat wie solche Größen und sich dergestalt unbezweifelt in die Mitte gestellt sieht, der kann sich doch gewiß leichter bewegen und hervorkehren, als der erst noch alles zu thun und zu hoffen hat, abgesehen, daß den Jungen durch die Gegenwart der Alten von selbst Zurückhaltung geboten ist. Das wäre doch schön, wenn die grauen Helden sich amüsieren, und die jungen Schlucker wollten es ihnen zuvorthun und ihnen jeden Augenblick dazwischenpfuschen!

Ich danke Ihnen für Ihre Rezensions-Abschnitzel; diesmal war mir alles bekannt. Prutz ist ein dummer Kerl und versteht nichts; denn er rühmt gerade, was schlecht und tadelt, was gut ist[2]). Paul Heyse war vorgestern bei mir und

---

[1]) Ludmilla an Keller: „Der Onkel grüßt Sie herzlichst und empfiehlt sich Ihrem Andenken; er ist diesen Winter häufig an seinen gewohnten Erkältungszuständen leidend gewesen und noch nicht ganz hergestellt, aber sonst unverändert geistig frisch und munter, mein tägliches Glück, meine tägliche Freude. In unseren kleinen Gesellschaften glänzten er, der Fürst Pückler und der General Pfuel durch ihre verschiedenartige Liebenswürdigkeit vor allen jüngeren Herren."

[2]) Robert Prutz' Besprechung der „Leute von Seldwyla" im „Deutschen Museum" vom 14. Aug. 1856 Nr. 33. Prutz tadelt an Keller „gewisse Unarten und Grillen, Nachklänge unserer früheren romantischen Epoche". In den „Kammmachern" und in „Spiegel" herrsche ein Humor, der zu sehr nach jenem „kitzle mich, damit ich lache", der Romantiker schmecke. Prutz verdient das harte Urteil Kellers reichlich schon durch die unglaublich flüchtige Art, mit der er den „Grünen Heinrich" besprach. S. o. S. 49.

sagte mir, daß die vom König von Baiern besoldeten Genies alle auf „Die drei gerechten Kammmacher" schwören, und damit Punktum! Denn diesen Leuten glaube ich, da sie das rühmen, was mir selbst am besten gefällt!

Unsere Rosen sind eben versammelt und von der Abendsonne bestreift. Sie lassen Sie grüßen; da ich sie nicht zählen kann, so weiß ich nicht genau, wie viel Grüße es sind: etwa gegen zweihundert. Aber bereits steht eine hohe weiße Lilie unter ihnen, welche den armen roten Teufeln heimleuchtet, dahin, woher sie gekommen sind. Denn: „Vorüber ist die Rosenzeit, und Liljen steh'n im Feld", sagt Geibel sehr richtig. — Gehen Sie dies Jahr nirgends hin? Sie müssen mit dem Herrn Onkel, dem ich mich angelegentlich empfehlen möchte, doch gewiß noch einmal nach Zürich kommen! Bleiben Sie ferner ein bißchen gewogen

Ihrem dankbaren

G. Keller.

109. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, den 26. Aug. 1857.

Verehrtes Fräulein! Sie gewährten mir mit Ihrem freundlichen, für ein Nichts so dankbaren Briefe eine große Beruhigung in Ansehung meiner ersten Äußerung über Ihr Buch; denn seither fürchtete ich, sehr unklares und übereiltes Zeug über klare und wohlangelegte Arbeit hingesprudelt zu haben, so daß Ihnen mein verwirrtes Lob eher unangenehm sein möchte. Nun sehe ich, daß es doch nicht so übel gegangen ist, denn Ihre Huld ist unerschöpflich. Natürlich mußte Adolf

Stahr nach seiner Weise sich sogleich der Sache bemächtigen, um sich auch hören zu lassen. Das Räsonnement in der „Kölnischen Zeitung", aus diesem Munde, hat mich sehr geärgert[1]). Wenn schwache Menschen ihren ungezogenen Herzen den Zügel schießen lassen und verwunderliche Lebensläufte aufführen, so mag es noch angehen, wenn sie im übrigen sich dabei still verhalten; allein wenn sie sich nun berufen fühlen, gerade in den heikeln oder diffizilen Dingen, in denen sie sich selbst vergangen, immerfort und überall als Schiedsrichter und Ehrenmesser aufzutreten, so ist das unerträglich. Ich selbst durchschaue das Immermannsche Verhältnis nicht genug, um mir ein bestimmtes Urteil zu bilden, und das, was

[1]) Ludmilla an Keller, 23. Sept. 1857: „Das bittere Unrecht, welches Stahr der edlen Gräfin zufügt, hat auch mir leid gethan. Die Freundin der Gräfin in Düsseldorf, Madame Elisabeth Grube, hat in der ‚Düsseldorfer Zeitung' einen langen Artikel als Entgegnung auf die Stahrsche Kritik erscheinen lassen, welcher in den Hauptsachen die Gräfin recht gut verteidigt. Eine Stelle aus einem Briefe Elisens an Madame Grube, gleich nach dem Tode Immermanns, welche darin mitgeteilt ist, hat mich vor allem interessiert; die Worte lauten: ‚Ach, lassen Sie mich wissen, wo der Verklärte ruht — meine Gedanken sind beständig auf dem Friedhofe, wo ich so oft unter den heitersten Gesprächen mit ihm mich erging, stets Gottes Huld preisend, daß kein nahes geliebtes Haupt mir dort ruhe. Damals sprach er es oft aus: wer zuerst heimgeht, der läßt das Gewölbe so groß mauern, daß der andere noch Platz findet'. Wie ich dies las, da fielen mir wieder recht lebhaft Ihre schönen Worte ein, daß Elisens ganzes Leben wie von einem großen melancholischen Dichter erdacht sei; denn wie poetisch und verhängnisvoll ist auch dies, daß die Freunde in Düsseldorf nun doch das Gewölbe so groß machen ließen, damit — nicht Elisa — wohl aber seine junge Frau einst neben ihm Platz finden sollte, und daß nun doch die Stelle ewig leer und des Dichters Grab ewig einsam bleibt, weil seine Frau durch ihre zweite Heirat ihm nicht mehr angehört!"

mir zu einem kurzen und bündigen Bescheide fehlt, ist derart, daß man nicht wohl sich darnach erkundigen kann. Dennoch kann ich selbst von Stahr nicht begreifen, wie er solche Anschuldigungen und erbärmliche Beweggründe auftreiben und vorbringen mochte. Es lag so nah, die unglückliche Wendung allenfalls einem edleren weiblichen Irrtum zuzuschreiben, welchen die Irrende selbst zu büßen hatte, und dann wäre die äußere Gesittung gegen die Heldin wie gegen die Verfasserin des Buches wenigstens geschont worden. Aber in die Vorstellungsweisen ordinärster schlechter Klatschgesellschaft einzugehen, war nur diesem Unglücklichen und seiner „Schule der Frauen“ vorbehalten.

Übrigens bin ich doch der unmaßgeblichen Meinung, das ganze Unglück wäre verhütet worden, wenn der junge Mensch, so Immermann hieß, sich nicht in die Frau eines andern verliebt hätte. Denn so sehr ich als Dichterling die Leidenschaft zu erheben verbunden bin, so sehr brauche ich für dieselbe auch eine natürliche Grundlage der Zweckmäßigkeit und Möglichkeit. Daß die Gräfin nachträglich von Lützow verstoßen und frei wurde, war für Immermann bloß ein Zufall. Es gefällt mir überhaupt schlecht, wenn junge, noch unfertige Menschen ihre Augen auf Frauen werfen; es ist eine verkehrte Welt, die sich an Immermann dadurch rächte, daß er im Schwabenalter und als verpflichteter Mann erst das that, was er früher hätte thun sollen. Doch gewiß ist es sehr ungalant, daß ich Sie mit diesen Skurrilitäten ennuyiere; und nur Ihre Langmut läßt mich dieselben nicht wieder ausstreichen.

Sie haben mit Ihrem verehrten Herrn Onkel wieder einen rechten Bienenflug gemacht, und ich freue mich all'

dessen, was Sie erfreut hat[1]). Was die sixtinische Madonna betrifft, so bin ich über die Einzelaufstellung derselben nicht Ihrer Ansicht[2]). Das Bild ist trotz aller anderen Gestirne so einzig und wunderbar in seiner Weise, daß ich, der es erst in seinem Ecksälchen und früher nie gesehen hat, mir es gar nicht unter andern Sachen denken kann. — Die Dresdener Gesellschaft scheint recht nichtsnutzig zu sein, denn Hettner und Auerbach sind nun auch gänzlich auseinander. Hettner beklagt sich, daß er sich zu all den belletristischen Größen nur dann gut stehe, wenn er immer mit Anzeigen und Rezensionen bereit stehe, was ihm auf die Dauer langweilig und unwürdig vorkomme.

Die letzten Wochen waren auch deutsche Freunde hier, mit denen ich in der Nähe herumzog und dabei selbst so schöne Winkel und Striche entdeckte, daß ich eines eigenen Reischens überhoben war. Um Zürich zu schätzen, müssen

---

[1]) Bezieht sich auf eine Reise Varnhagens und Ludmillas nach Dresden, Prag und Teplitz.

[2]) Ludmilla an Keller, 27. Aug. 1857: „In Dresden war die Zeit durch Menschenverkehr, Kunst und Natur rasch in Beschlag genommen. Sehr interessante Abende brachten wir bei Frau von Goethe zu, einer lebhaften graziösen Weltdame mit schneeweißen Locken, die trotz ihrer leidenden Gesundheit beinahe täglich Leute bei sich sieht. Kühne, Gutzkow und Auerbach haben hübsche und zugleich liebenswürdige Frauen, und so wären dort ganz artige Elemente zu einer gemeinsamen Geselligkeit vorherrschend, wenn nicht leider dort einer mit dem andern sich so wenig vertrüge, daß alles an Vereinzelung scheitert ..... Auf der Galerie brachten wir herrliche Stunden zu; die Bilder nehmen sich in ihrer neuen Wohnung im Zwinger vortrefflich aus; nur ließe sich darüber rechten, daß man die sixtinische Madonna und die Madonna von Holbein jede in ein besonderes Gemach etwas wie Altarbilder aufgestellt hat ... Auch die Sammlung der Gipsabgüsse ist unter Hettners feinsinniger Leitung kürzlich im Zwinger aufgestellt worden."

die Fremden wirklich einige Zeit hier weilen und sich recht herumführen lassen. Auch erscheinen öfter allerlei interessante Gesellen: so jüngst der Otto Müller und der Hallesche Liederkompositeur Robert Franz, welche mich sehr anschwärmten, so daß ich ganz aufgeblasen wurde[1]).

Das Bülowsche Ehepärchen wird bei Richard Wagner schon lang erwartet. Wenn ich etwa gnädigst zugezogen werde zu diesen Episödchen des Zukunftskultus, so werde ich ehrlich Ihr Lob der Cosima zu bestätigen trachten[2]).

Ich werde den Winter sehr vermutlich auf etwa acht Tage nach Berlin kommen; nur kann ich noch nicht sagen, ob vor oder nach Neujahr.

Ich wünsche herzlich, daß Herr von Varnhagen und Sie nun einem recht freundlichen und sonnigen Herbste entgegenleben und empfehle mich Ihrem beidseitigen fernern Wohlwollen mit meinen ergebensten Grüßen.

Ihr

Gottfried Keller.

Die Novellen werde ich nächstens abschicken. Möge ich meinen wackligen Schriftstellernamen nicht damit umblasen!

---

[1]) Richard Wagner schreibt Sonntag Nachmittag (ohne Datum) an G. Keller: „Lieber Freund! Robert Franz aus Halle — ein bedeutender Komponist —, der Ihnen diesen Gruß von mir überbringt, ist ein großer Verehrer Ihrer Dichtungen und wünscht, Sie kennen zu lernen. Ich schlage Ihnen vor, mich heute Abend zu besuchen — da sind [wir] hübsch beisammen. Ihr Rich. Wagner.“ Das Billet ist adressiert: „Herrn Gottfried Keller, Stadthexenmeister in Hottingen“.

[2]) Ludmilla am 12. Aug. 1857: „In einigen Tagen verheiratet sich hier Fräulein Cosima Liszt mit dem Pianisten Hans von Bülow; sie wollen gleich nach der Hochzeit abreisen und denken einige Zeit in Zürich zuzubringen. Sollten sie Ihnen dort irgendwo begegnen, so empfehle ich sie Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit.“

Sie steuern ja mit vollen Segeln in das Meer der Öffentlichkeit hinaus: nun mit wirklichem Bilde Ihres teuren Onkels als Künstlerin[1]), nachdem das Lied von der romantischen Gräfin vorangegangen! Glück auf die Fahrt!

110. An Hermann Hettner in Dresden.

Lieber Freund! Sie veranlassen mich, endlich wieder einmal meine Feder auf Briefpapier laufen zu lassen, und ich hoffe, bei dieser Gelegenheit auch von Ihnen eine direkte Mitteilung und Nachricht von Ihrem Ergehen zu erhalten. Frau Moleschott, deren Mann am Sterbebett seines Vaters sich befindet oder befand, teilt mir in einem Billet Ihre mich betreffende Notiz mit. Obschon ich sehr vermutlich auf die angeregte Sache nicht werde eingehen können, muß ich doch ein bißchen mit Ihnen darüber diskutieren, um spätern Gewissensbissen, mich gar nicht darum bekümmert zu haben, auszuweichen; denn allerdings scheint mir das Ding nicht ganz ohne zu sein[2]).

[1]) Ludmilla an Keller, 23. Sept. 1857: „Sie wissen doch hoffentlich, daß ich nicht zu jenen Frauen gehöre, die aus Eitelkeit und Müßiggang, in Ermangelung von etwas Besserem nach Ruhm verlangen? Die Lithographie von dem Porträt meines Onkels erschien ganz ohne meine Absicht in der Öffentlichkeit, kurz ehe meine Biographie fertig war; ein junger Bekannter von uns, ein angehender Architekt, bat mich zuerst nur, ob ich ihm das Bild leihen wolle, damit er es auf Stein zeichnen und an einige seiner Freunde verteilen könne; erst später verfiel seine Mutter darauf, es einer Kunsthandlung zu geben. Das kam also ganz zufällig. Fürs erste wird auch wohl noch nichts wieder von mir gedruckt werden. Was später geschieht, weiß ich nicht."

[2]) Über diese Angelegenheit schrieb Hettner an Prof. Moleschott: „Was macht denn eigentlich Keller? Grüße ihn herzlichst von mir und sage ihm, daß ich wüßte, daß der Kölner Kunstverein einen Sekretär

Wenn ich in meiner Heimat eine Sekretärstelle ꝛc. von ähnlichem Gehalt, aber mit täglichen fünf bis sechs Stunden Arbeit haben will, so ist mir eine solche leicht zu erlangen. Die Hauptsache wäre also, daß in Köln wirklich nicht viel zu thun wäre; und da ist es mir dann nicht einleuchtend, warum man für eine solche bequeme Stelle einen fernen Ausländer anstellen sollte. Deshalb bäte ich Sie, mir zu schreiben, wie eigentlich die Sache zusammenhängt und bis wann spätestens der Sekretarius eintreffen müßte. Auch wenn es bereits zu spät ist, so wäre mir ein Aufschluß doch willkommen. Ich ginge nur ungern schon wieder von Zürich

---

suche, und daß er dort sicher die Stelle erhalte, wenn er Wunsch darnach zeige. Er habe 500 Thaler Gehalt und sehr wenig zu thun. Es bedürfe nur eines Briefes an mich oder an Wolfgang Müller in Köln." Wolfgang Müller (von Königswinter) selbst schreibt am 17. November 1857 an Keller: „Wir suchen hier in Köln einen Sekretär für unsern Kunstverein. Haben Sie wohl Lust und Beruf, eine solche Stelle anzunehmen? . . . Das Amt fordert einige Büreaustunden täglich, namentlich den Vormittag, um den Leuten Rede und Antwort zu stehen und die Korrespondenz mit den Mitgliedern des Vereins einerseits und den Künstlern, welche die Ausstellung beschicken andererseits, zu vermitteln. Zu gleicher Zeit muß der Sekretär die Bücher in betreff des Rechnungswesens und des Schriftwechsels in Ordnung halten. Er hat die Protokolle bei den Sitzungen zu führen und mitunter kleine Reisen zu machen, um sich — namentlich in Düsseldorf — in freundlicher persönlicher Verbindung mit den Künstlern zu erhalten und dieselben zur Herschickung ihrer Arbeiten zu veranlassen. Durchschnittlich werden diese Beschäftigungen nicht mehr wie eine Stunde täglich in Anspruch nehmen. Die Büreaustunden können im übrigen zu eigenen Arbeiten benutzt werden. Der Gehalt beträgt 400—500 Thaler." In einem zweiten Brief vom gleichen Tage schreibt Müller: „Ich höre hier, daß man damit umgeht, Ihnen eine Stelle am Polytechnikum zu gründen. Unter diesen Umständen kann Ihnen aber ein Ruf und Antrag nach außen in der Heimat zur Förderung einer solchen Angelegenheit nur nützlich sein." ꝛc.

weg, besonders an einen Ort, der mir von freien Stücken nie eingefallen wäre. Allein einige Jahre fixen Einkommens bei hinlänglich freier Zeit würden allerdings nicht zu verachten [sein], abgesehen davon, daß das Leben oft durch frisches Erfassen solcher unvorgesehenen Gelegenheiten günstiger weiter führt, als das halbschläfrige Ausharren auf vorgesetzten Bahnen.

Man geht hier auch wieder damit um, mir doch noch eine besoldete Lehrstelle am Polytechnikum für allerlei freie und beliebige Vorträge unter irgend einem Titel zu ermöglichen. Ich lasse diese Dinge geschehen, ohne selbst darüber mich zu äußern, obgleich ich überlegter Weise nicht darauf werde eingehen können; denn wenn ich neben einem so verdienstvollen und eingepaukten Vortragsvirtuosen wie Vischer nicht vollständig als ein Redwitz oder Bacherl erscheinen will, muß ich so verzwickt arbeiten (d. h. das, was ich lehren will, erst methodisch lernen), daß ich, bei dem Honorar, das ich jetzt für Bücher, Feuilletonnovellen ꝛc. haben kann, durch Schreiben in der Zeit das Doppelte einnehme; wobei ich in meinem Element bleibe; während mir das Dozieren nicht die mindeste Freude, sondern nur Qual bereiten würde und vielleicht Verdruß und Beschämung.

Was machen Sie eigentlich und wie geht es Ihnen und Ihren lieben Kindern[1])? Wie steht es mit dem zweiten Bande Ihrer Litteraturgeschichte? Ich denke, die französische Litterargeschichte des Julian Schmidt wird Ihnen in mehr als Einer Beziehung ganz gelegen kommen. Wie stehen Sie

[1]) Hettner an Keller, 19. November 1857: „Mir geht es erträglich. Meine Stimmung ist freudlos, ohne Aussicht von der Zukunft. Je me laisse exister.“

mit Vieweg? Ich habe auch nochmals mit ihm angebunden mit zwei weiteren Bändchen „Leuten von Seldwyla", die, so wie auch die bei Duncker in Berlin erscheinenden Novellen, nun bald auf dem Tapet sein werden. Was macht Auerbach? Er ist doch ein rechter Kulturfanatiker, der sich auf allen litterarischen Festen herumtreibt und aufpflanzt und dann darüber schreibt, als ob etwas damit herauskäme! Es war wahrhaft komisch, wie er im „Morgenblatt" auf diejenigen stichelte, die durch ihre „Abwesenheit sich bemerklich machen" wollten. Solche Auslegungen, Absichten und Polemiken sind doch nur in Germanien möglich.

Vischer hat eine bezeichnende Anekdote: bei dem Gutzkow-Julian Schmidtschen Zank habe Auerbach zu ihm gesagt, ob er denn nicht merke, daß Gutzkow absichtlich mit den „Grenzboten" Händel angefangen, damit die zu erwartende üble Kritik der demnächst erscheinenden „Ritter vom Geiste" eine abstumpfende Erklärung fände und das Publikum sagen könne: Ja, das war zu erwarten nach dem Skandal! Worauf Vischer antwortete: „Gut! dann seid Ihr aber, die Ihr dergleichen Kniffe begeht, und Ihr, die Ihr sie versteht und herausschnüffelt, alle zusammen die gleichen Schweinhunde!" —

Mit Vischer, Burckhardt, Hitzig trinke ich zuweilen des Abends ein Schöppchen, wozu manchmal noch Semper kommt, welcher ein kindlich hypochondrisches Wesen ist, aber sich zu einem famosen und sehr beliebten Lehrer aufgearbeitet hat, ein weiteres Zeichen seines tiefliegenden und vielseitigen Ingeniums. Ewig schade, daß seine Jahre vergehen müssen, ohne daß er das mindeste mehr zu bauen bekommt. Richard Wagner verlangt und sehnt sich amnestiert zu werden und nach Deutschland zurückzukehren, und es wird auch nicht

ausbleiben, da ja seine Sachen an allen Höfen zu Festopern benutzt werden. Aber ich glaube, auch Semper würde sich nicht lange besinnen, wenn es auf anständige Weise geschehen würde und man ihm keine unwürdigen Zumutungen machte; denn wenn es auch bei uns monumentale Bauten gäbe, so kann er die Gebirgslinien nicht leiden, welche nach seiner Meinung solche nicht aufkommen lassen.

Paul Heyse wird in München das Berliner „Litteraturblatt" (zum „Kunstblatt") übernehmen. Dieses liebenswürdige Bürschchen war im Sommer bei mir und sagte mir, ich sei in München gut angeschrieben; insbesondere Geibel ließ mich grüßen. Auch Kinkel sandte mir jüngst seinen „Nimrod" nebst einem artigen Freundschaftseröffnungsbrief, so daß es vor Hochmut ordentlich im Rücken mich kitzelte. Otto Müller war auch in Zürich, sowie noch verschiedene andere. Sie werden auch sehnlichst einmal erwartet von Moleschotts und mir. Ein Professor Behn[1]) sagte mir, daß er Sie in England gesehen habe. Meine herzlichsten Grüße.

Ihr alter Gottfried Keller.

Zürich, den 17. November 1857.

111. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, den 25. November 1857.

Sehr verehrtes Fräulein! So sehr ich in Ihrer Schuld bin wegen Ihres über die Maßen freundlichen und gütigen Briefes vom 23. September, so müssen Sie doch in Betracht ziehen, daß ich, indem ich ein Häufchen Briefe durchmustere,

[1]) Hermann Behn-Eschenburg (1814—73).

den Ihrigen aus der Reihenfolge herausnehme und ihm trotz einiger schreienden Vorgänger durch ergebenste Erwiderung seine Briefseelenruhe zurückzugeben suche. Freilich damit auch mir die meinige; denn, so lang unerwidert gebliebene Briefe auf dem Arbeitstische spuken, ist es um unser Gewissen schlecht bestellt. Nicht als ob es mir nicht Vergnügen machte, manche schnöde Philisterbriefe als unbegrabene Leichen sich verkrümmeln zu lassen; daß aber Ihre Briefe nicht darunter gehören, wissen Sie schon, sonst wären Sie nicht so freundlich gegen mich.

Gewiß stecken Sie jetzt wieder im regsten geistigen Verkehr, wie er zu Winters Anfang in Ihrer Umgebung besonders anhebt; und hoffentlich sind Sie bereits daran, Ihre Drohung, vor der Hand nichts mehr schreiben zu wollen, näher zu überlegen und thatsächlich zu untergraben. Es ist übrigens durch das Haus, in dem Sie leben, dafür gesorgt, daß Sie Verantwortlichkeit genug haben, Ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, sondern manches goldene Fädchen abspinnen, was herumfliegt von dem reichen Wocken, der da seit lange steht. Ich setze voraus, daß Herr von Varnhagen diesen Winter wenigstens eben so leidlich und ungetrübt angetreten habe, wie die früheren, und knüpfe hieran meinen Dank für den wohlwollenden Gruß aus der Ferne, welchen ich durch Vermittlung eines „Album des litterarischen Vereins in Bern" erhielt. Denn dies Album ist geziert und geehrt durch mehrere Beiträge Ihres verehrten Onkels, und darunter eine überaus wohlwollende Anzeige des „Grünen Heinrich"[1]), die ich zwar schon kannte, deren

[1]) S. o. S. 45 f.

anmutiges Nachsenden aber in meine Heimat mich jetzt erst recht mit dankbarer Freude erfüllt hat.

Über die Potsdamer Revue der ärgsten religiösen Phrasenröcke Europas habe ich sehr lachen müssen[1]). Es war aber ein Hauptschade, daß der selige Radowitz nicht mehr dabei war; das hätte unberechenbar neue Gruppen angesetzt, wie wenn man in ein Kaleidoskop noch eine neue bunte Bohne hinzuthut. In diesem Augenblicke fällt mir auch ein Tischrückerbüchlein von einem Rendanten Hornung in Berlin ein, welches ich käuflich an mich gebracht und mit gesperrten Augen gelesen habe[2]). Bitte, sagen Sie mir doch, was mit den Herren Generalen an der Sache ist, und ob dieselben wirklich daran glauben[3])! Das Faktum jedoch, daß Heine

[1]) Ludmilla an Keller, 23. September 1857: „Über die Versammlung der evangelischen Christen in Berlin haben Sie wohl die Berichte gelesen? Wer hätte wohl vorher gedacht, daß den Hauptgegenstand der frommen Verhandlungen ein Kuß bilden würde, der Kuß, welchen Herr Merle d'Aubigné Herrn Bunsen, oder wie Herr Merle d'Aubigné später zu seiner Entschuldigung versicherte, Herr Bunsen ihm gegeben! . . . Etwas Gescheutes zu stande gebracht haben die frommen Herren durchaus nicht; aber der König hat sich gewiß amüsiert, als die ganze geistliche Schar zu Potsdam vor ihm die Revue passierte."

[2]) Heinrich Heine, der Unsterbliche. Eine Mahnung aus dem Jenseits. Von dem Rendanten D. Hornung. Stuttgart 1857.

[3]) Ludmilla an Keller, 15. Dezember 1857: „Daß der alte General Pfuel und General von Willisen mit an dem Hornungschen Unwesen teilgenommen, ist eine Thatsache, die sich leider nicht leugnen läßt. Bei unserem guten Pfuel war freilich für ihn die Hauptsache, das Ganze als einen pikanten Spaß lachend und dramatisch zu erzählen, während seine rege Phantasie ihn verleitete, auf der Grenzlinie zwischen Glauben und Unglauben hin und her zu schwanken. Einen gröberen Betrug, eine geistlosere Erfindung, einen ärgeren Blödsinn kann es aber schwerlich geben, als in diesen Hornungschen Sitzungen vorkamen. . . . Und Heines heller Geist muß dazu so albern gemißbraucht werden."

in Berlin spuken muß, ist unbezahlbar; und man möchte sich die Haare ausraufen, daß er es nicht selbst mehr weiß und die klassische Geschichte besingen kann! Es wäre jedoch von Berlin zu erwarten gewesen, daß es seinen Heine ein wenig feiner und charakteristischer spuken ließe[1]).

Soeben las ich in Gutzkows „Unterhaltungen" sein Votum über Ihr Buch. Er hat's diesmal gnädig gemacht. Als ich aber in Dresden war, hörte ich ihn mit eigenen Ohren in einer Gesellschaft, welche größtenteils aus frommen Nazarenerkünstlern bestand, sich mit großer Heftigkeit gegen Goethes Verhalten zu den Frauen äußern, als einem durchaus frivolen und unsittlichen; und er hielt diese Äußerung gegen jene Nazarener, die Goethen artig und fein verteidigten, mit eigensinniger Hartnäckigkeit fest. Heute nun verteidigt und erhebt er Immermann wegen seines Verhaltens zu Elisa von Ahlefeldt mit der wunderbaren Phrase: das sei eben Männerschicksal und zwar besonders der Männer, welche bei der Antike und bei Goethe in die Schule gegangen seien! So sind diese Herren! Was sie augenblicklich sprechen, ist stets nur eine taube Frucht des unabtreiblichen Bedürfnisses, für den Augenblick eine winzige kleine Wirkung zu erzielen. Sie geben stets nur Scheidemünze aus, weil sie, wie die Bettler, keine Silberstücke in der Tasche haben.

Grüßen Sie doch von mir die zierlichen Bülowsleute! Ihr Lob der Cosima hat sich glänzend bewährt, und diese vortreffliche und eigentümliche junge Frau hat mir so wohl und ungeteilt gefallen, wie seit langer Zeit kein Frauenzimmer[2]). Man muß ihr wirklich alles Gute wünschen, und

[1]) Hornung a. a. O. S. 65 ff.

[2]) Ludmilla an Keller, 23. September 1857: „Die jungen Bülows

möge sie bleiben, wie sie ist, in der renommistisch verschrobenen heutigen Welt!

Im „Zuschauer“ der „Kreuzzeitung“ las ich mit Behagen, daß in Berlin Eis gefahren wird. Bei uns ist heute, nachdem es ein Vierteljahr lang trocken und schön war, ein milder warmer Regen eingetreten, doch hoffen wir unverschämter Weise auf einen nochmaligen letzten Nachsommer. Ich habe den göttlichen Herbst hindurch den sonnigen Farbenwechsel auf Kreuz- und Querzügen eingesogen und damit manch Schöpplein jungen Weines, von dem das Land überfließt. Die Bauern heimsten von allen Früchten den schwersten Überfluß ein und sind jetzt eben so wohlgelaunt, als unsere Seidenfabrikanten, die nach Amerika machen, kleinlaut.

Die vergnüglichste Tour machte ich vor vierzehn Tagen nach meinem Dorfe, wo ich Gevatter stehen mußte. Ich ging, da es das herrlichste Frühlingswetter war, zu Fuß hinaus, und schon unterwegs fand ich in einem alten Städtchen, wo ich einkehrte, um ein Schöpplein zu trinken, ein junges Landbäschen vor, das da mit seinem Bräutigam Einkäufe für die Hochzeitkleider gemacht hatte. Ich setzte mich mit ihnen auf ihr Gefährt und fuhr vollends mit hinaus. Das Bäschen, welches in bloßen Armen war und in

sind vermutlich noch in Zürich; wir waren hier zu ihrer Hochzeit eingeladen, zu der auch Liszt auf einen Tag nach Berlin kam, um die ihm gewiß sehr ungewohnte Rolle eines Brautvaters zu spielen. Die Trauung war in der katholischen Kirche. Ich wünsche ihnen beiden viel Glück auf der unsichern Lebensfahrt. Das musikalische Talent haben sie beide; Cosima spielt, meiner Empfindung nach, noch schöner als Herr von Bülow. Cosima ist frisch und liebenswürdig; ich wollte, sie hätte die Freude gehabt, Sie kennen zu lernen.“

der Herbstdämmerung anfing zu frieren, zog meinen Überzieher an, und der Bräutigam sang himmlisch schön, während ich den Pack mit seinen und seiner Braut Hochzeitskleiderstoffen auf den Knieen hielt, was mir auch warm gab. Am Sonntag mußte ich den ganzen Tag neben der Patin, einem wohlgezogenen Bauernmädchen, figurieren, das einfach schwarz gekleidet war in wollenem Zeug, aber mit einer schönen goldenen Kette. In der hellen, freundlichen kleinen Kirche mußten wir am Taufstein zierliche Knixe machen und nachher beim Mahle vom Mittag bis in die Nacht oben am Tische sitzen. Hier bemerkte ich etwas sehr Artiges. Als nämlich die Gäste lustig wurden und begannen, die üblichen Schwänke vorzutragen, wobei keiner zurückbleiben wollte, geschah es, daß der eine oder andere sich etwas ungeschickt anließ, übernahm oder gänzlich verunglückte. Nun war meine ländliche Nebenpatin die höchste Instanz am Tisch, vermöge ihres Geschlechtes, ihres heutigen Amtes und ihres „Ranges" im Dorfe; denn ihr Papa hat zwanzig Kühe im Stall. So war es an ihr, mit dem Lachen über einen Schwank das Signal zu geben, und sie übte dies Amt mit solcher Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit, daß keiner um das rettende Gelächter kam. Nicht Einen armen Teufel ließ sie stecken, und wenn man glaubte, der oder jener gar zu Plumpe fiele nun gewiß durch, so erhob sie doch noch rechtzeitig die wohllautende Stimme, als ob sie sich königlich amüsierte, und wir lachten alle aufs heiterste mit, wie wenn der feinste Witz gefallen wäre. Dergleichen habe ich nun in einem Salon noch nie gesehen[1]). (Pardon!) All dies junge Volk waren in meiner früheren Zeit, wo ich auf

[1]) Keller hat diesen Satz wieder durchgestrichen.

dem Dorfe mich umtrieb, ganz kleine Kinderchen, die ich in der Wiege gesehen habe.

Ob ich diesen Winter nach Berlin komme, ist wieder ungewiß. Jüngst erhielt ich das närrische Anerbieten, als Sekretär des Kölnischen Kunstvereines nach Köln zu kommen mit 500 Thaler Gehalt und einer täglichen Stunde Beschäftigung. Da ich spaßhafter Weise mir den Anschein gab, als ob es mir nicht übel däuchte, entstand in Zürich ein Laufen, damit ich hier bliebe, und es wurde der alte Plan fertig gemacht und mir um die Kehle geschlungen, daß ich ein Professorlein werden solle, so gut es Gott geraten läßt. Obgleich ich nun selbst nichts weiß, so will ich es dennoch riskieren, erstens um während einiger Jahre den bürgerlichen Begriffen genug zu thun und mittelst der Eselsbrücke von Amt und Einkommen über die kritische Zeit hinwegzugehen; und zweitens weil ich durch die Studien, welche solche Sache erfordert, vor dem geistigen Einfrieren bewahrt werde und vor dem Versinken in ein vages Belletristentum. Ich werde jedoch nur wenig Stunden zu lesen haben und in der Wahl des Vorzutragenden ganz frei sein. Ich werde auch nie das Gleiche zweimal vorbringen, sondern mir einige Gegenstände ausarbeiten, und wenn diese abgespielt sind, mich wieder bedanken, da ich inzwischen dann schon wieder ein anderes Terrain werde erobert haben. Denn als ein Schnurrpfeifer von Schulmeister möchte ich nicht sterben.

Die Herren Professoren Vischer und Moleschott lassen sich bei Ihnen angelegentlich empfehlen. Moleschott hat seinen Vater verloren; sonst ist er sehr munter und wehrt sich pathetisch seiner Haut. Der letzte Teil von Vischers Ästhetik, worin er die Poesie behandelt, hat doch einen großen Fonds

von gesundem tüchtigem Inhalt an Grundsätzen wie an Erfahrung. Vischer scheint uns in Zürich nicht recht zufrieden zu sein, da die großen philosophischen Auditorien fehlen, wie sie in Deutschland noch möglich sind. Wenn es nun in Preußen etwas helleres Wetter geben sollte, so müßte er eigentlich nach Berlin geholt werden, wo er mit seiner einfachen frischen und handfesten Natur eine ganz wohlthätige Erscheinung abgäbe. Denn ich glaube, das ästhetisierende Berlin ist nachgerade ein wenig sehr verschliffen.

Grüßen Sie doch in der Dunckerei von mir, wenn Sie etwa dahin kommen, und sie sollten sich das Warten auf meine Novellen wohlschmecken lassen! Sie werden übrigens nun unversehens etwa ankommen, da ich diese Dinge in nächster Zeit abstoßen muß, um für mein geheiligtes Lehramt reinen Tisch zu haben. Ich halte mich schon sehr würdig und gehe nur in solche Gesellschaften, wo die Rektoren und alten Ordinariusse sitzen; und bereits ziehen drei oder vier Studenten auf der Straße die Mützen.

Dieser Tage hat Ira Aldridge[1]) in Zürich gastiert, und nächstens kommt eine italienische Operngesellschaft[2]). Ich möchte lieber 'mal wieder Dawison und Emil Devrient sehen.

Nun empfehle ich mich recht herzlich dem verehrten Herrn Geheimrat sowie Ihnen, und ich bitte Sie, sich nicht zu lange zu rächen, sondern mich gelegentlich wieder mit einem Gruß und Bericht von Ihrem Ergehen zu bedenken. Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Nun schneit es doch endlich!

[1]) Der bekannte Negertragöde spielte am 18. November in Zürich den Othello.

[2]) Diejenige des Signor Giordani.

112. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, den 1. Januar 1858.

Verehrtes Fräulein Assing! Ich sehe mich infolge der Neujahrsnacht dahin reduziert, Briefe zu schreiben. Das schlechte Kompliment wird faktisch sich dadurch aufheben, daß ich mit Ihnen anfange, indem ich zugleich um Nachsicht bitte. Allererst bringe ich Ihrem Herren Onkel und Ihnen meine aufrichtigsten Wünsche um Glück und Segen für das angetretene Jahr dar und mir selbst desgleichen, obgleich ich heute früh schon einen kleinen Gewitterschauer hatte; denn es ist eine alte abergläubische und heidnische Sitte bei mir, daß ich alle Neujahrsmorgen mit einer vehementen Heulerei beginnen muß; und ich weiß nicht, ob dies je aufhören wird. Donc je vais me sauver dans cette lettre und werde meine schlechte Laune jetzt sogleich an Ihnen auslassen!

Und zwar in betreff der Gisel von Arnim, deren Dramen ich auf Ihre Veranlassung dieser Tage gelesen habe. Ich habe Sie, liebes Fräulein, in Verdacht, daß Sie mir den großen Bären, dessen Sternbild Sie im Siegel führen, haben anbinden wollen; denn ich kann das Berliner Urteil, von dem Sie mich unterrichteten, schlechterdings nicht verstehen[1]). Dramen sind dies allerdings so wenig, als es überhaupt keine zu rechtfertigenden Produkte sind, allein —

[1]) Ludmilla an Keller, 15. Dez. 1857: „Das litterarische Ereignis des Tages sind hier jetzt die ‚Dramatischen Werke' von Gisela von Arnim, welche in zwei Bänden herausgekommen sind. Gewiß, in vielen Jahren hat es kein Buch gegeben, das ein so einstimmiges Mißfallen, so viel Entrüstung und Verachtung hervorgerufen hätte . . . Alle Leser sind darüber einig, daß sie noch nirgends so viel Faselei, Geschmacklosigkeit, Unsinn und Gedankenarmut beisammen gefunden" u. s. f.

wenn einmal ein gewisser Vorrat von Geist und Schönheit in einem Ding steckt, so hat es denn doch damit seine eigene Bewandtnis; und die Berliner, welche gestern für den „Narziß“ geschwärmt haben, besitzen kein Patent für diese Flut von Schimpfwörtern über die arme Gisel.

Ich habe zuerst „Das Herz der Lais“ in Angriff genommen, weil es trotz seiner Größe das kleinste Opus war. Ich fand mich verblüfft darüber, daß die französische Manie der Hetären-Poesie von einer soliden und sogar jungen deutschen Dame aufgenommen und fortgepflanzt wird. Doch was bei den Franzosen gedankenloser Leichtsinn ist, dürfte bei dem deutschen Fräulein die pure Unwissenheit und Unschuld sein. — — Aber abgesehen auch von der Gewissenlosigkeit, ein solches Stück zu schreiben (denn was soll aus den jungen unerfahrenen Mädchens werden, wenn die erwachsenen Weiber dergleichen Dinge predigen), steckt dies Dramchen so voll famoser Schönheiten, daß man nicht mit einer Nadel dazwischen stechen kann.

In den beiden größeren Piecen sah ich mit Bedauern, daß der Arnim-Brentanosche Hausjargon noch ungeschwächt fortwuchert, was auf die Länge langweilig wird. — — Aber neben den vielen Geschmacklosigkeiten ist doch auch in diesen Stücken ein solcher Fonds von feinem und originellem Geist, daß nach meiner Meinung mit bloßer Wegwerfung dagegen nicht aufzukommen ist, vielmehr die Person, die dergleichen hervorbringt, alle „considération“ in Anspruch nehmen darf.

Die ästhetische Cour z. B. bei der Vittoria ist freilich ein modernes Theekränzchen, aber doch in ihrer Art ein Meisterstück; das Märchen, das die Vittoria erzählt, eine wahre Perle der Poesie. Ich habe das Buch auch andern

Leuten, die sonst Urteil haben, gezeigt und manche Züge daraus hervorgehoben, und auch diese fanden das Mitgeteilte nur lobenswert.

Da ich nun auch von anderer Seite her aus Berlin einen Brief erhielt, worin über diese undramatischen Dramen förmlich gewütet wird, so muß ich annehmen, daß die Luft in diesem Gegensatz eine Rolle spielt.

Schon seh' ich den Süden gegen den Norden sich erheben, die vergessenen Fahnen des ästhetischen Urteils aufs neue sich entfalten, und der unerhörteste Krieg wird beginnen, der je um ein Nichts geführt wurde. Wenn Sie dann auf weißem Zelter in den feindlichen Schlachtreihen einherfliegen werden, so wird mein Herz in den furchtbarsten Konflikt kommen; aber ich werde mich meiner Fahne opfern und die gefangene Gisel aus dem nordischen Heere herausholen und zu Leipzig deponieren. Dies ist die erste Rezension, die ich an einem Neujahrstag geschrieben habe, und scheint mir auf ein fleißiges Jahr zu deuten, so daß Sie sich nur bald an Ihr zweites Buch machen können; denn meine Novellen sollen Ihnen nicht mehr lange zum Vorwand dienen[1]).

Nun bin ich doch in den 2. Januar gekommen. Unsere

[1]) Ludmilla an Keller, 15. Dez. 1857: „Was mich betrifft, so will ich nicht verschwören, daß ich einmal wieder ein Buch schreibe; aber gewiß fange ich es nicht eher an, als bis ich Ihre Novellen gelesen habe, auf die ich nun schon so lange warte." — „Der Tod Rauchs — meldet Ludmilla in dem nämlichen Brief — hat hier große Teilnahme erregt. Die hohe edle Gestalt, der man so oftmals in den Berliner Straßen begegnete, wird nun auf ewig fehlen! Rauch war das seltene und glänzende Beispiel, wie schön auch noch das Alter sein kann. Wenn alle die Statuen, die er geschaffen, seinem Sarge hätte nachfolgen können, es wäre ein großartiges Leichenbegängnis geworden!"

Straßen sind heute ganz mit geputzten Kindern bedeckt, welche von Mägden und Bedienten herumgeführt werden. Auf Neujahr geben nämlich die gelehrten, künstlerischen, militärischen, wohlthätigen und andere Gesellschaften sogenannte Neujahrsstücke heraus, welche Biographieen verdienter Mitbürger, lokalgeschichtliche Monographieen u. dgl. enthalten nebst Porträts und Kupfern aller Art, je nach dem Gebiet der Gesellschaft, zur Belehrung und Ergötzung der Jugend. Diese Hefte läßt man am 2. Januar durch die festlich geputzten Kinder aus den Gesellschaftslokalen abholen, wo einige wohlwollende freundliche Herren sitzen und aus langen neuen Thonpfeifen Toback rauchen, der auf einem silbernen Teller liegt. Die Kinder überbringen in ein Papier gewickelt ein Geldgeschenk für die Gesellschaftskasse (die sämtlichen Päckchen tragen sie in einem niedlichen Körbchen) und erhalten dafür das Neujahrsstück, werden mit Thee, Muskateller und Konfekt bewirtet und dürfen die etwaigen Sammlungen und Raritäten der Gesellschaft besichtigen. So geht's von Haus zu Haus, und die geöffneten Heiligtümer der alten Stadt sind von einer jubelnden Kinderwelt angefüllt. Seit ein paar Jahrhunderten besteht der Brauch, da einige Gesellschaften eben so alt sind, wie die Musikgesellschaft, die Gesellschaft der Stadtbibliothek und die Feuerwerkergesellschaft, welche letztere in ihren Neujahrsstücken stets martialische Kriegsgegenstände abhandelt, zum Vergnügen der Knaben. Auch bekommen diese den alten Waffensaal zu sehen mit der ehrwürdigen Kriegsbeute aus den früheren Jahrhunderten, während auf dem Musiksaale die kleinen Mädchen kokett ein Morgenkonzert anhören und ihre Mütter nachahmen. Wer keine eigenen Kinder hat, beglückt fremde Kinder, die keine

oder unvermögliche Eltern haben, mit der Sendung. Einzig die derbe Schützengesellschaft (vierhundert Jahre alt) ist so unlitterarisch geblieben, daß sie statt Schrift und Bild ein Pack Kuchen verabreicht und überdies im Geruche steht, die Jungens mit kleinen Räuschen zu versehen, indem sie dieselben aus ihren alten Ehrenpokalen trinken läßt.

Ich wiederhole angelegentlich meine Neujahrswünsche und empfehle mich Ihnen und Herrn Varnhagen von Ense auch für 1858 aufs angelegentlichste. Ihr dankbar ergebenster

Gottfried Keller.

113. An Ludmilla Assing in Berlin.

Verehrtes Fräulein! Der stattliche Artikel Taillandiers im neusten Hefte der „Revue des deux mondes“ über Sie und Ihre Gräfin animiert mich, Sie wieder mit einigen Zeilen zu belangen; denn Sie werden nun nachgerade so berühmt, daß man sich an Sie halten und an Ihre Schleppe hängen muß. Den besagten Artikel habe ich nicht ganz durchgelesen bis dato, indem ich nicht die nötige Muße fand, so lange auf dem Museum zu sitzen; so viel ich aber sah, kommen sowohl Sie wie Ihr toter Schützling gut weg, was, wenn es sich wirklich so verhält, sehr charakteristisch wäre.

Wie leben Sie und der verehrte Herr Geheime Rat? Da der Sommer wieder vor der Thüre ist, wird man bei Ihnen bereits wieder Reisepläne machen, indessen Sie noch Ihre von der Abendsonne so anmutig erhellten Kaffeegesellschaften beglücken. Ich erinnere mich hiebei der jungen Ada von Treskow oder wie sie heißt, welche Schauspielerin werden

will[1]). Der Eindruck, den ich noch von dem Wesen habe, ist nicht derjenige eines schlummernden Genies. Jedoch will ich nichts vorausgesagt haben!

Ist denn der Siegfried, welcher die Bettina gegen Lewes verteidigt (oder ist nicht dies der Gegenstand seines Buches? Es geht mir alles durcheinander!), derselbe, welcher einst bei Ihnen eingeführt war und dessen Bekanntschaft ich ebenfalls in Ihren Kränzchen machte?[2]) Ich amüsiere mich sehr über die Art, wie sich jetzt eine Opposition gegen das Lewesbuch erhebt. Man ist doch in Deutschland sehr wunderlich! Vor cirka acht Jahren, als Gervinus seinen „Shakespeare" herausgab, hieß es, wir Deutschen verständen den Shakespeare viel besser als die Engländer, und er sei eigentlich ein deutscher Dichter. Jetzt, nachdem wir eine immense Goethelitteratur aufgestapelt, hieß es plötzlich, ein Engländer habe das beste Buch über Goethe geschrieben, worüber sich nachträglich nun die Leute ärgern, nachdem sie ihre fünf schwerfälligen Sinne gesammelt. Das deutet alles noch nicht auf frischeren Luftzug. Indes ist jenes Buch mit Ausnahme einzelner Dummheiten ganz liebenswürdig.

Das Buch von Moriz Hartmann[3]) habe ich deshalb noch nicht gelesen, weil ich den größten Teil desselben etwa in Feuilletons schon früher gesehen und von der Art und Weise ungefähr unterrichtet bin. Was ich las, war sehr

---

[1]) Ludmilla an K., 12. Januar 1858: „Fräulein Ada von Treskow, die Sie auch vielleicht bei uns gesehen haben, will auf das Theater gehen und deklamiert einstweilen schon Deborah und Lady Macbeth.

[2]) Ludmilla an K., 27. April 1858: „Jener Siegfried ist allerdings derselbe, den Sie bei uns gesehen haben". [H. Siegfried, an Herrn G. H. Lewes, eine Epistel 1858.]

[3]) „Erzählungen eines Unstäten".

hübsch, und ich will doch das Ganze 'mal ansehen, um zu sehen, was er daraus gemacht hat.

Nun? Was haben wir zunächst von Ihnen zu hoffen? Sagen Sie's frei und offen![1])

Soeben habe ich mir mit einem Schluck heißer Bouillon die Zunge verbrannt. Es geht eben alles über mich! Vor einigen Wochen an einem städtischen Frühlingsfeste geriet ich um Mitternacht in einen großen Saal, wo eine Menge junger Männer, zum größten Teil kostümiert, zechten und tobten. Plötzlich spielt die Musik eine Mazurka; ein junges Bürschchen, in irgend eine Weibertracht gehüllt, fordert mich zum Tanz auf; ich lasse mich fortreißen, der ich niemals getanzt, und liege nach wenigen Sprüngen auf der Nase, und die ganze nachfolgende Gesellschaft purzelt auf einen Haufen über mich her. Als ich mich wieder hervor entwickelte, sah meine Nase dergestalt aus, daß ich acht Tage ein Pflaster tragen und zu Hause bleiben mußte. Ich verlor darüber ein elegantes Konzert, welches eine Familie Wesendonck hier in ihrer Villa gab. Richard Wagner hatte eine Anzahl Musiker zusammengewürfelt und in kurzer Zeit so gut geschult, daß sie eine Auswahl Beethovenscher Sätze ganz vortrefflich sollen gespielt haben. Es waren einige dreißig Musici und etwa doppelt so viel eingeladene Gesellschaft, was für eine Privatgeschichte in Zürich ganz unerhört war. Ein Streichquartett war das höchste, was bisher vorkam. In öffentlichen Konzerten hat Clara Schumann mehrmals letzten Winter hier gespielt.

[1]) Ludmilla an Keller, a. a. O.: „Ich habe eine Biographie von Sophie La Roche, der Jugendgeliebten und Freundin Wielands, zu schreiben angefangen".

Der beste jüngere Novellist ist jetzt nach meinem Geschmacke der Paul Heyse; er ist gesunder und künstlerischer als Hartmann, welcher im ganzen noch zu sehr in dem Wesen des abgestorbenen „jungen Deutschland" steckt. Was ich diesen Augenblick schrieb, habe ich eigentlich bloß für mich gedacht, indem ich meinen Brief vergaß, und schrieb's aus Zerstreuung auf, da ich die Feder in der Hand hielt. Denn ich bin durchaus nicht gesonnen, einen neuen Meinungsstreit mit Ihnen zu riskieren; da ich genugsam erfahren, daß Sie die hartnäckigste Geschmacksverteidigerin sind, die es gibt[1]). In einem „Östreichischen Morgenblatt" sah ich eine ganz schlechte Fabriknovelle von X., sein Witzblatt habe ich noch nie gesehen; aber ich fürchte, seine beste Zeit ist vorbei. Ich lasse ihn bestens grüßen; er war freundlich und gut gegen mich. Grüßen Sie auch sonst, wer mir etwa nachfrägt, sowie Herrn und Frau von Bülow! Der Bülow ist ja ein Allerweltskerl von einem Polemiker!

Ich empfehle mich beim Herrn von Varnhagen und bei Ihnen aufs neue und bleibe achtungsvoll Ihr ergebener

Zürich, den 21. April 1858. G. Keller.

114. An Frau Lina Duncker in Berlin.

Geehrte Frau Duncker! Ich habe heut mit Überraschung Ihren Brief vorgefunden und beeile mich, Ihnen zu berichten, daß ich zu Hause bin und noch in der alten Wohnung sitze, 156 an der Gemeindegasse in Hottingen, etwa zehn

[1]) Bezieht sich auf den von Ludmilla leidenschaftlich fortgesetzten Streit über die Dramen von Gisela von Arnim.

Minuten vom Mittelpunkt der Stadt. Wenn Sie auf meinen Namen nicht Bescheid erhalten, so fragen Sie nach dem Hause des Professor Frei; denn die Hausnummern sind nicht gut zu übersehen, da die Häuser in kleinen Gärtchen stehen. Indessen ist es das Bequemste, Sie zeigen mir durch einen Lohnbedienten oder durch die Stadtpost Ihre Ankunft und den Gasthof an, so werde ich Sie unverweilt aufsuchen.

Ich habe Ihnen nicht mehr geschrieben, weil Sie mir die Antwort auf meinen letzten Brief schuldig geblieben sind. Da die Erinnerung an Berlin, wo ich ein ziemlich anregungs- und freudeleeres Leben geführt habe, angefangen hat bei mir zu verblassen, so werde ich auch weniger an meine Korrespondentenpflicht gemahnt als früher. Doch versäume ich auch solche, welche mir noch am Herzen liegen, wie ich denn z. B. Heidel, an den ich noch am meisten denke, erst Einen Brief geschrieben habe.

Meine Wortbrüchigkeit wegen meiner Novellen macht mir nicht viel zu schaffen. Ich weiß, daß durch dieselbe niemand zu Schaden kommt, und kenne mich überdies selbst, was mir genügt. Wer in wichtigeren Dingen noch ehrlich und naiv zu sein vermag, darf sich in dergleichen Schnurrpfeifereien schon noch etwas erlauben. Man muß sich nur nicht darauf etwas zu gut thun.

Die Novellen sind hauptsächlich stecken geblieben, weil sie dem Plane nach ausschließlich aus Liebesgeschichtchen bestehen und mir die leichte Stimmung für dergleichen einstweilen abhanden gekommen ist, während ich durch mein hiesiges Leben für festere und löblichere Dinge angeregt wurde.

Die Schweiz werden Sie schwerlich im besseren Sinne

kennen lernen. Dazu gehört ein vernünftiges Mitleben an geeignetem Platze, wie es z. B. die Stahrs vor zwei Jahren gemacht haben. Die tolle hastige Touristenjagd auf der Heerstraße über die Berge, dieser schnatternde wilde Entenzug ohne Behagen und ohne Ruh, erregt bei den Festgesessenen, während man sich den Geldgewinn gefallen läßt, nur Gelächter. Denn man sieht es dem ganzen Haufen am Gesichte an, daß er das Land lediglich nach dem guten oder schlechten Wetter, nach den Gasthofrechnungen, nach den Kellnern und Schuhputzern, kurz nach Dingen beurteilt, welche sich überall gleich bleiben. Ihre Kossacks und Wachenhusen sind hierin die mustergültigen Vorbilder.

Ich bin von zwei bis vier Uhr nachmittags meistens in der Stadt, die übrige Zeit hingegen, mit Ausnahme des späteren Abends, zu Hause und gewärtige also mit Vergnügen, Sie und Herrn Duncker wiederzusehen.

Achtungsvoll Ihr ergebenster

Zürich, den 23. Juni 1858. Gottfr. Keller.

115. An Ludmilla Assing in Berlin.

Verehrtes Fräulein! Auf eine mehr als ernste Weise sehe ich mich veranlaßt, endlich wieder von mir hören zu lassen[1]): es ist das so unerwartet hereingebrochene und — jeder wird sagen — noch allzu frühe Hinscheiden Ihres hochverehrten und teuren Oheimes, wovon die Nachricht mich dieser Tage ereilte, als ich beinah' eher an meinen eigenen Tod gedacht hätte.

[1]) Varnhagen war am 10. Oktober gestorben.

Erlauben Sie mir, Ihnen nur mit zwei Worten zu sagen, daß ich sogleich an Sie denken und Ihnen meine innigste Teilnahme zuwenden mußte. Sie erleiden einen Verlust, eine Trennung, mit welcher nicht leicht ein anderes Verhältnis sich vergleichen läßt. Der Hingeschiedene selbst ist um sein rasches leises Sterben, noch im hellen Abendscheine seines Daseins, eher zu beneiden als zu beklagen; mich dünkt, es entspricht seinem ganzen männlichen und doch so milden heitern Leben[1]).

Ich bedaure sehr, daß ich ihn nicht mehr habe sehen können. Ich habe die Nachricht erst abends spät vernommen, da ich den ganzen Tag zu Hause gesessen hatte und keine Zeitung zu Gesicht bekam. Am Morgen darauf, als es noch dunkel war, wachte ich ungewohnter Weise beim Klange der Frühglocke auf und dachte gleich: also Varnhagen ist tot! Ich fühlte in dieser Morgenstille, welch ein Zeitab-

[1]) Ludmilla an Keller, 6. Nov. 1858: „Wie Sie ihn gesehen haben, so blieb er bis zuletzt, und so ist er dahingeschieden in dem vollen Glanze seines Wesens. Den Sommer machten wir noch drei hübsche Ausflüge zusammen nach Schloß Branitz zum Fürsten Pückler, nach Thüringen und zuletzt noch nach Hamburg, und nie habe ich ihn froher und heiterer gefunden als in dieser seiner letzten Lebenszeit. Seinen letzten Tag brachten wir in gewohntem traulichem Zusammensein, vergnügt und glücklich wie alle früheren zu, in angeregtem, ernsthaftem und munterem Gespräch, bis er plötzlich einen Hustenanfall und Brustkrampf bekam, der mit einem Lungenschlage endigte. Kaum eine halbe Stunde und er lebte nicht mehr! Ich konnte erst gar nicht glauben, daß er mir entrissen sei, nicht fassen, daß diese lieben milden Züge, die kein Kampf entstellt hatte, einem Verstorbenen angehörten. Er sah so schön, so beneidenswert zufrieden aus, wie wenn er süß und glücklich schliefe. Die Nacht, die auf jenen entsetzlichen Abend folgte, schloß ich mich mit ihm allein ein und trat oft zu ihm heran. Ach, er wachte nicht wieder auf!"

schnitt und welche Welt mit ihm dahin ging. Ich fühlte es um so tiefer, als der Verewigte beinahe der einzige große Zeuge jener Jahre war, mit welchem ich noch in einige freundliche Berührung kommen durfte.

Ihnen, verehrtes Fräulein Assing, spreche ich noch den Dank aus, den ich dem freundlichen Wohlwollen des Seligen schuldig bin.

Ich denke, Sie werden durch das Ereignis mehr in ein erneutes bedeutendes Leben, als in eine hülflose Trauer hingeführt werden, und so will ich getrost Sie den Eindrücken überlassen, welche das allgewaltige Schicksal allen Sterblichen zuteil werden läßt.

Ihr teilnahm- und achtungsvoll ergebenster

Zürich, den 22. Oktober 1858. Gottfr. Keller.

116. An den Stadtsängerverein Zürich[1]).

Herr Präsident! Hochgeehrte Herren! Ich habe von Seiten Ihres hochachtbaren Vereines eine Urkunde empfangen darüber, daß ich zu dessen Ehrenmitglied ernannt worden sei in seiner Versammlung vom 4. August d. J. Für diese mir erwiesene große Ehre und Freundlichkeit spreche ich Ihnen meinen ergebensten Dank aus. Er ist um so aufrichtiger, als ich hoffe, ihn künftig bei guter Gelegenheit bethätigen zu können und mich der Heimat im Schoße eines Sängervereines nicht unwert zu zeigen.

Die patriotische oder nationale Lyrik leidet gegenwärtig

[1]) Das Original befindet sich im Archiv des Männerchors Zürich und ist mir durch Herrn Dr. Fr. Rohrer freundlich mitgeteilt worden.

fast aller Orten an einer gewissen Verschwommenheit und Gedankenarmut. Und zwar je mehr eine massenhafte Produktion erzwungen werden will, desto wässeriger fällt die Sache aus.

Dadurch aber, daß die Sänger den Dichtern Gelegenheit geben, sich in dem wirklich zu singenden Liede zu üben, werden diese bei einigem Nachdenken wohl darauf kommen, größere Bestimmtheit sowohl, als auch Mannigfaltigkeit der Motive anzustreben.

Hauptsächlich gilt es, statt der ewigen Verwendung des „donnernden Lawinenfalles" u. dgl. eine Reihe von sittlichen Ideen und historischen Charakterzügen, welche speziell unser vaterländisches Leben bedingen, in plastische Gestalt zu bringen, so daß der Sänger, indem er singt, von einer lebendigen Überzeugung durchdrungen und sein Gesang etwas Selbsterlebtes wird, ein Stück seines eignen gegenwärtigsten Lebens darstellt.

An solchen Bestrebungen mich mit zu beteiligen, dazu haben Sie mich durch Ihre Ernennung aufs neue ermuntert.

Ich bleibe, Herr Präsident! Hochgeehrte Herren! mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Hottingen, den 25. Oktober 1858.

117. An Karl Morel in Winterthur[1]).

Lieber Freund! Wir können leider Deinen „Struensee" auch morgen noch nicht genießen. Obwohl ich mehrfach auf den

[1]) Die Kenntnis der Briefe an K. Morel (vgl. Bd. 1, 362) verdanke ich der Freundlichkeit ihres Besitzers, des Herrn Dr. R. Morel in St. Gallen.

Beinen war, konnte ich weder den Baumgartner, noch den Widmer[1]) weder im Haus, noch anderswo antreffen, um mit ihnen eine Rücksprache zu nehmen in betreff der Stunde und des Ortes; denn beides mußte ich genau wissen, um den Professor Vischer ebenfalls auffordern zu können.

Überdies ist morgen 6 Uhr eine Gesangaufführung der „Harmonie", welcher Baumgartner wahrscheinlich ehrenhalber wird beiwohnen müssen, was ich zwar nicht weiß; denn er ist unsichtbar für einen, der nicht ebenfalls immer herumschießt. In den Gesellschaftslokalen konnte ich der Sache diesmal nicht nachgehen, weil ich diesen Monat noch ein kleines Opusculum unerbittlich fertig kriegen und deshalb zu Hause bleiben muß.

Sei also so gut, einen andern Tag zu bestimmen! Vielleicht den Sonntag über acht Tage?

Vor einigen Wochen saß ich im Bierhaus „Orsini" und hörte dort einige Schauspieler sagen, daß sie nun diesen Winter auch noch Morels „Struensee" auf dem Halse hätten, woraus ich schloß, daß die Sache mit der Aufführung richtig sei. Indessen hoffe ich zuversichtlich, nun Dein Werk so wie so kennen zu lernen. Mit Vischer werde ich sprechen, sobald ich ihm sagen kann, wie, wo und wann?

Ich hätte den Ort ohne weiteres in meiner Wohnung bestimmt; allein das größere Zimmer, das ich zur Verfügung habe, ist bei dieser Kälte so schlecht zu heizen, daß die Sitzung höchst ungemütlich ausfallen und der „Struensee" vielleicht so fest einfrieren würde, daß wir darauf Schlittschuh laufen könnten.

[1]) Gew. Direktor der Rentenanstalt, Baumgartners Biograph.

Also gib eine weitere Ordre von Dir und sei unserer Teilnahme und Neugierde versichert[1])!

Dein Gottfried Keller.

Hottingen, den 15. Januar 1859.

118. An Ludmilla Assing in Berlin.

Verehrteste Fräulein Assing! Erlauben Sie mir, mich wieder einmal bei Ihnen zu melden und mich herzlich zu erkundigen, wie es Ihnen nun gehe? Ich denke mir, Sie schaffen und bereiten in stiller Sammlung allerlei vor und führen den goldenen Faden weiter, der Ihnen in den Räumen, die Sie bewohnen, in die Hand gegeben ist.

Bettina ist also nun auch hinunter zu den übrigen Schatten[2]), und während die Weltlage wieder dahin zu geraten scheint, wo sie vor mehr als einem halben Jahrhundert steckte, sind nun die letzten hinweggegangen, welche dazumal jung waren und das Geistige gerettet und uns überliefert haben.

Es ist wieder eine abscheulich barbarische und unheimliche Zeit, wo alles in Frage gestellt wird und die ganze Welt das Maul aufsperrt und an den tückischen Worten eines einzigen Mannes hängt, und dazu eines Abenteurers.

[1]) Die Vorlesung des Stückes, das 1860 zu St. Gallen im Druck erschien, fand Ende Januar im Künstlergütli unter Beisitz von W. Baumgartner, Professor Bolley, Maler Koller u. s. w. statt.

[2]) Bettina starb in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar. Gottfried Keller hatte sie während seines Berliner Aufenthaltes nicht kennen gelernt. „Das ist ewig schade", schreibt ihm Ludmilla später einmal. „Gewiß hätten Sie eigentümliche Szenen und Vorgänge mit ihr erlebt."

Es scheint, die Herrschaften können sich immer noch nicht dazu entschließen, nobel und entschlossen zu sein zur rechten Stunde, um sich nachheriges Elend zu ersparen. Ich bin sehr ärgerlich über diese Geschichten und fange an zu fühlen, wie das Unsichere der öffentlichen Welt auch den Einzelnen und Verborgenen beunruhigt und hindert. Sonst bin ich jetzt in einen ziemlichen Fleiß eingewöhnt und hoffe, nicht sobald wieder daraus hinauszugeraten, was mir nötig zu werden beginnt. Außer den Dunckerschen Novellen wird auch ein zweiter und dritter Band „Leute von Seldwyla“ bald fertig sein. Ein Gedicht, „Der Apotheker von Chamouny“, ist auch früher gemacht worden und wird eben verschachert[1]).

Dann bin ich auch offiziell beauftragt worden, eine historisch-politische Volksschrift zu schreiben für den Kanton Zürich, so daß ich zu thun habe, wie ein Schuhmacher[2]). Im Herbst hoffe ich nun ganz sicher endlich an das Theater zu gelangen; denn länger darf ich nicht mehr warten, da ich nächsten Sommer vierzig Jahr alt werde.

Jüngst kam ich bei einem Souper in die Nähe einer Madame V. aus Berlin, welche mir sehr fein und gebildet zu sein schien. Sie soll in ein romantisches Abenteuer verwickelt sein und lebt in Zürich mit einer Frau von Heidtfeld und deren Sohn. Kennen Sie diese Leute?

Soeben lese ich, daß Palleske auch ein Leben Karl Augusts schreiben will[3]). Stahrs „Lessing“ gefällt nicht ganz;

[1]) Keller trug damals sein Manuskript des umgearbeiteten „Apotheker“ Franz Duncker an, der den Verlag indessen ablehnte.

[2]) Die Züricher Schulsynode vom 30. August 1858 hatte Keller in die Kommission zur Herausgabe von Volksschriften gewählt.

[3]) Ludmilla an Keller, 20. April 1859: „Daß Palleske ein Leben Karl Augusts schreiben wird, scheint mir für die nächste Zeit sehr un-

überhaupt kommt in den Arbeiten dieser Art ein allzu warmer und allgemein enthusiastischer Ton auf, welcher der männlichen Solidität der Arbeit Eintrag thut. Den gediegensten Ton hat neuerdings Strauß getroffen in seinen musterhaften Biographieen, und es wäre zu wünschen, die Herren lernten von ihm, da sie die Kunst des feineren Lobes vom alten sel. Varnhagen einmal nicht gelernt, vielleicht nicht einmal bemerkt haben. Doch mir fällt plötzlich ein, daß ich um ein gefährliches Licht herumschnurre, da meine geehrte Korrespondentin ja selbst die Biographie kultiviert. Ich habe nichts gesagt, sage nichts und werde nichts sagen, als was schuldige Ehrfurcht gebeut.

Man ist im Süden sehr begierig, ob Preußen nicht den Franzosen ein Halt zurufen und den Frieden erzwingen wird. Das ganze deutsche Volk würde ja hinter ihm stehen und auch noch andere Leute. Aber wahrscheinlich wird man das Pferd abermals beim Schwanz aufzäumen.

Wenn Sie die gemütlichen Dienstleute noch bei sich haben, welche Sie vor zwei Jahren auf der Reise begleiteten, so grüßen Sie doch dieselben; sie fallen mir soeben ein. Denken Sie, ich bin seither nie mehr auf den Berg gekommen und werde überhaupt ein Stubenhocker, wenn nichts mich aufrüttelt.

Ich hoffe, daß Sie das gegenwärtige Jahr wohl und zufrieden angetreten haben, und wünsche, daß dasselbe einen glücklichen und weniger tragischen Verlauf für Sie nehme als das vergangene Jahr. Und indem ich hiermit nochmals

wahrscheinlich; einstweilen ist er noch mit dem zweiten Teil des ‚Schiller‘ eifrig beschäftigt."

Ihres hingeschiedenen Oheims und Freundes grüßend gedenke, empfehle ich mich auch Ihrem ferneren gütigen Wohlwollen und bleibe Ihr alter achtungsvoll zugethaner

Zürich, den 9. Februar 1859. Gottfr. Keller.

119. An Karl Morel in Winterthur.

Mein lieber Morel! Es freut mich, daß Deine Sache vorwärts geht. Ich habe die Reihenfolge der Szenen in Deinem Drama nicht mehr gut im Gedächtnis nach einmaliger Anhörung und kann deswegen mir keinen eingehenden Änderungsprozeß erlauben. Deshalb nur ein paar unmaßgebliche Bemerkungen. Vorerst möchte ich Dich aufmuntern, die Räte des Theaterdirektors, da es ein alter Praktikus ist, nicht so leicht aufzunehmen; denn es ist ein bekannter und bewährter Grundsatz, daß man besonders beim ersten Versuch die Erfahrungen und Meinungen tüchtiger Bühnenleute, Regisseurs u. s. f. zu Rate zieht und zwar mit größtmöglicher Selbstüberwindung. Unpraktisch sind ihre Vorschläge nie, und was an denselben oft nur auf grobe triviale Wirkung hinauszulaufen scheint, das hat ja der Dichter in der Hand, es zu vergeistigen und ins Ideale hinüber zu spielen. Engelkens[1]) Gedanke, den Struensee bei der Königin verhaften zu lassen, ist jedenfalls ein sehr praktischer Griff und kann durch den Kontrast zu einer durchaus wirkungsvollen Szene werden. Ich glaube, es wird dadurch die Aufgabe einer interessanten und runden Katastrophe sehr gut gelöst.

[1]) Des Züricher Theaterdirektors.

Ginge es nun nicht, daß die Königin etwa, nach Struensees Abführung, mit schöner stolzer Rede den Feinden ihre beleidigte und verletzte Frauenwohnung überläßt und auch weggeht, indem sie plötzlich nach dem Landhause zurückzufahren befiehlt? Die Intriganten würden verblüfft und beschämt in dem stillen Zimmer zurückbleiben, und der Selbstverurteilungs- und Vernichtungsprozeß könnte sogleich vor sich gehen; freilich müßte er bei dieser Auffassung wieder anders komponiert werden. Es würden also drei große Vorgänge auf einander folgen bei derselben Dekoration: die Unterredung der Königin mit Struensee, die plötzlich hereinbrechende Verhaftung und die Konsternation der zurückbleibenden Feinde. Dann sehe ich nicht ein, warum nicht noch eine Schlußszene im Kerker folgen könnte, die sogar notwendig ist; denn Struensee muß sich durchaus noch aussprechen und gesehen werden, nachdem die Gewißheit des Todes da ist. Überhaupt kommt es nur darauf an, daß Struensee bei der Königin verhaftet wird, um bei Engelkens Vorschlag zu bleiben; die eine große Szene, aus welcher der fünften Akt bestehen sollte, ist Nebensache und mir gar nicht plausibel.

Übrigens, wie gesagt, sei dies alles unmaßgeblich; denn das Detail hat sich mir etwas verwischt, und ohne das Buch in der Hand kann ich mich nicht mehr aufs einzelne besinnen.

Ich wünsche Dir nun noch gutes Glück zum Schluß und einen glorreichen Triumphzug über das Bühnengestell.

Die bewußten Sachen habe ich empfangen und danke für Sulzers Broschüre. Gott sei uns armen Sündern gnädig in den kommenden Tagen!

Ich grüße Dich und sing' in vollern Tönen:
Die Existenzfrag' sei derzeit befried'gend!

Viel Bier, gemäß'gte Arbeit, etwas Grog,
Das ist die Losung dieser schlichten Tage,
Von Sorgen zierlich nur und leicht umkränzt.
Doch würden sie sich ungeziemlich ballen,
Und wollte mich der Feind zu grob bedrängen,
Ich spräch' zu seinen Dreckkohorten so:
Wohlan! Ich räume diese schnöde Burg,
Die man betrügerisch nur Leben heißt,
Und fahr' dahin, wo's keine Tint' mehr gibt.
Ihr aber, die Ihr rings unschlüssig steht,
Blast mir vereint den frohen Hobel aus!

Gottfried Keller,
Zürich, den 25. Februar 1859. Jambenmacher.

120. An Ludmilla Assing in Berlin.

Verehrte Fräulein Assing! Sie haben mich durch Ihre Sendung[1]) aufs neue überzeugt, wie zuverlässig gute Menschen ihren Namen stets bewähren, da Sie mich nach einigem Stillverhalten doppelt schön und freundlich überraschen. Es ist mir überhaupt die liebste Art von Überraschung, wenn erwünschte Lebenszeichen, welche man von Freunden zu gewärtigen hat, zu zögern scheinen und dann doch zu guter Stunde so ruhig und sicher eintreffen wie die alten Himmelszeichen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr reiches Geschenk. Ihr eigenes Buch habe ich noch nicht erwarten können, da ich es erst noch in der Mache glaubte. Ich kann nur ein bißchen hineingucken diese paar Tage und werde es erst mit

[1]) Den achten Band der Varnhagenschen „Denkwürdigkeiten" und Ludmillas „Sophie La Roche".

Ende dieser Woche gelesen haben. Dafür werde ich das Vergnügen haben, zweimal kurz nach einander an Sie zu schreiben. Denn ich werde Ihnen meine Meinung über das Werk nicht vorenthalten.

Ich habe auch schon stark in den „Denkwürdigkeiten“ genascht und mich aufs neue an der unfehlbaren und reinen Sprache des toten Meisters gestärkt und erfreut. In dieser Sprache gewinnt alles die Gestalt, die ihm zukommt, und sie ist eine Art liebevoller Vorsehung, welche nichts übersieht und den kleinsten Gegenstand in das erwärmende Licht der Sonne zu setzen versteht, ebenso mit Gerechtigkeit alle Lücken und Poren der Dinge durchdringt. Die unwissenden, oft sehr angesehenen Schmierpeter dieser Zeit werden hoffentlich erst noch zu fühlen bekommen, welch ein Muster sie unbefolgt vor sich hatten. In den Kritiken finde ich den Verstorbenen oft etwas zu gut, freundlich u. s. f. Es ist mir besonders ein Beispiel aufgefallen, wo der Edle sich, gleich vielen, durch einen litterarischen Taschenspieler förmlich betrügen ließ und wo die Lügenhaftigkeit des besprochenen Buches nachgewiesen ist. Allein das macht nichts: ein Sonnenstrahl, der auf einen Ungerechten fällt, kann diesem auch zum Gerichte werden.

Sie haben recht darin, daß man das, was man erleidet, nicht wohl mitteilen kann. Physischer Schmerz macht dem Zusehenden wohl auch Schmerz. Das moralische Leiden aber berührt den Nächsten, nachdem derselbe es begriffen zu haben glaubt, durchaus nicht weiter, und sobald nur Er sich darüber ausgesprochen und gesammelt hat, so verlangt er noch gar, der Betroffene selbst solle die Sache nun auch gut sein lassen.

Den dialogisierten Geschichtsaufsatz „Sickingen“ des Herrn Lassalle habe ich freilich gelesen und mich nur wundern müssen, wie ein Gelehrter und Philosoph sich selbst so sehr verkennen kann, dergleichen mit weitschweifigen Worten eigenhändig der Nation als große befreiende poetische That anzupreisen. Die Komik dieses Unternehmens wird nur noch übertroffen durch die Kritik Adolf Stahrs, welcher in einem langen Aufsatze über diesen Aufsatz den Ruhm desselben mit dem Geständnis schließt, daß es allerdings keine Dichtung sei. Daß doch diese Schulfüchse nie unterlassen können, Dinge konstruieren zu wollen, die in einem andern Garten wachsen!

Ich habe auch zuweilen im neuen Gutzkowschen Roman gelesen[1]) und bin über die Niaiserie und Verzwicktheit dieses Mannes, die nun über alles Maß geht, ganz verblüfft. Und was will er nur mit seiner frechen Sprach- und Stilverderberei? Es ist fast unmöglich, daß er die Abgeschmacktheit ganzer Seiten und Bogen, die wahre Küchenmagdmanier nicht einsehe. Und dennoch sind sehr gute Sachen darin; es ist nur die Unruhe, die Schlingelei, die ewige Verdorbenheit, welche diesen Geist so seine gute Bahn verfehlen ließ und ihn noch sehr tief wird fallen lassen.

Kommen Sie wieder einmal in die Schweiz, so soll dieselbe Ihnen abermals Rosen präsentieren. Gegenwärtig stehen kleine Birn- und Apfelbäumchen in voller Blüte vor dem Fenster, während die Trommel ertönt, welche unsere Kriegsleute nach der Grenze führt. Zum Beweis will ich einige Blättchen in den Brief legen, d. h. von den Blüten; denn einen Soldaten kann ich nicht hinein thun.

[1]) „Der Zauberer von Rom.“

Also nächste Woche werde ich mich nochmals bei Ihnen aufführen und empfehle mich bis dahin Ihrem alten Wohlwollen. Ihr ergebenster

Zürich, den 28. April 1859. Gottfr. Keller.

121. An Ludmilla Assing in Berlin.

Hochgeehrtes Fräulein! In diesem Augenblick besitze ich nicht ein Bögelchen Briefpapier; ich bin also so frei, von einigen Einladungszetteln, welche herumliegen, die Rückseite abzuschneiden, um unverweilt einen Brief zu fabrizieren. Sie müssen daraus nicht schließen, daß ich ein vielbegehrter Mensch sei; denn besagte Zettel fahren schon lange auf den Tischen herum, wie Sie vielleicht aus ihrem Tabaksgeruch ersehen können. Auch schreibe ich Flegel in diesem Moment mit der Zigarre im Munde, ein völlig aufzugebendes „Individuum", wie meine Mutter sagt.

Ich habe Ihre „Sophie Laroche" nun längst gelesen und freue mich sehr, Sie um dieser schönen, fleißigen und gründlichen Arbeit willen beglückwünschen zu können. Sie haben das zierliche süße Apfelbäumchen des vorigen Jahrhunderts mit seinem nötigen Erdreich und mit allen seinen Wurzeln heil und unversehrt herausgestochen und in unsern Garten gesetzt, und wir sehen mit Vergnügen aus dem zarten, mit Liebeskummer geschmückten Jungfräulein allmälig eine Frau erwachsen, welche die weitesten Lebenskreise um sich her zieht. Hier will ich mir erlauben, gleich eine kleine Bemerkung anzubringen. Schon in der „Gräfin Elisa von Ahlefeldt" bekam man Lust, die Heldin selbst etwas sprechen

zu hören, um das Bild von ihrem spezifischen Geiste ganz vollkommen zu erhalten durch ihre unmittelbaren Worte. Einige Briefe und Briefchen von ihr hätten diesem Gefühle auf das beste entsprochen, sind aber vermutlich nicht zu haben gewesen.

Bei Ihrer Sophie nun entbehren wir dieser letzten Vervollständigung durchaus nicht, indem wir sie in ihrem Leben und Weben und in ihrer Wechselwirkung zu ihren Zeitgenossen genugsam erkennen. Wir begreifen sie auch als Schriftstellerin; allein hier, da einmal die Litterargeschichte schließlich das Theater wird, auf dem sie spielt, dürfte vielleicht eine eingehendere kritische Analyse ihrer Schriften, wenn auch nur ein kürzeres Kapitel bildend, doch etwas ausführlicher als die dahin einschlagenden Seiten, nicht unwillkommen gewesen sein. Übrigens ist, was Sie über diesen Gegenstand sagen, jedenfalls gut, schön und zweckmäßig; ich bin auch dafür dankbar, und vielleicht haben Sie überhaupt aus formellen Gründen recht.

Ein anmutiges Schauspiel gewährt unsereinem abermals die tapfere, furchtlose und elegante Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt. Schon haben Sie Immermann hingestreckt auf den grünen Rasen mit Ihrem glänzenden Schwerte, und, ha! da liegt nun auch Wieland, der grimmige Versehrer edler Frauenherzen! Wie, du wagst noch zu muckfen, Schnödester? Du murrst: „Sophie habe dich ja zuerst laufen lassen, wie auch den Bianconi![1]) Der kind-

[1]) Den ersten Geliebten Sophies, den italienischen Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg. Vgl. L. Assing, Sophie von La Roche, S. 20 ff.

liche Gehorsam, unter den sie sich beugte, sei im Grunde die gleiche Philisterhaftigkeit gewesen, mit welcher sie später ihre eigenen schönen Töchter an ungeliebte Männer hingab? Es sei dies eben eine dunkle rätselhafte Partie, welche ebenso bedenklich sei, wie deine bengelhafte jugendliche Unbeständigkeit?" Wie, du wirst immer frecher und behauptest sogar noch, trotz der Streiche, die auf dich niederfallen: „Wenn du nicht ein so renommierter Dichter geworden wärest, so hätte Sophie dich vor der Welt so wenig mehr genannt wie Bianconi? Das sei eben das Schicksal der armen Dichterlinge, daß man ihnen jedes ‚Verhältnis‘, jede dumme Geschichte ins Endlose nachtrage, während man die eigenen Sünden und diejenigen aller anderen Leute in wohlweisliches Stillschweigen hülle?" Genug, Scheusal! schweig und stirb!

Im Ernste gesprochen, war Wieland in seiner Jugend ein höchst schnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen aufgepustetes Bürschchen, und es stände den holden Frauen jederzeit besser an, solche Gesellen ihrer Wege gehen zu lassen, statt sie immer wieder an sich heranzuködern. Während die gleichen „verratenen Dichterfreundinnen" niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten „abzuschließen", und dergleichen im Notfall auch mehrmals wiederholen, werden die Dichterlinge dafür bescholten, daß sie nicht allein der Narr im Spiele sein und den ewigen Petrarca oder Werther vorstellen wollen.

In welch unwahre und hohle Liebesverhältnisse sich auch die geistreichste Frau hineindußeln kann im Verein mit einem des sentimentalen Kopfkrauens bedürftigen Poeten, beweist auch Julie Bondeli, welcher mit Wielands alberner

und affektierter Antwort auf ihre Liebesfrage ganz recht geschah[1]).

Aber genug nun des schnöden undankbaren Gemurres und Leckens wider den Stachel! Hoffentlich sind Sie indessen schon am Entwerfen des dritten Buches.

Gestern las ich irgendwo, Adolf Stahr beabsichtige auch ein Leben Schillers zu schreiben, wie er „Lessing“ geschrieben hat. Im Fall er etwa den armen Palleske damit tot zu machen gedenkt, wäre es gut, wenn er ahnte, daß sein „Lessing“ von den angesehensten Autoritäten nicht eben als unbedingt klassisch behandelt wird, und daß man Palleskes Schillerbuch gerade so hoch stellt wie seinen „Lessing“.

Es ist sehr kalt heute; das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle: siebenhundertundzweiundsechszig Rosenknospen kriechen beinahe in die Zweige zurück. Der Nachbar hat sich neulich plötzlich noch eine Braut angeschafft und baut sich nun dicht vor meinem Fenster eine kleine Schattenlaube, worin der unverschämte Hund wahrscheinlich, mir vor der Nase, seine Flitterwochen vergirren will! Er hat einen alten lahmen Zimmermann angestellt, der schon die ganze Woche an dem verfänglichen Werke herum bäschelt und hämmert,

---

[1]) „Eines Tages sagte Julie zu Wieland, sie könne noch immer nicht recht an seine Liebe glauben; sie halte sie oft für nichts weiter als eine schöne Täuschung. ‚Sagen Sie mir‘, rief sie, indem sie ihn mit ihren forschenden Augen ansah, ‚werden Sie niemals eine andere als mich lieben können?‘ — Zuerst beteuerte er, daß dies unmöglich sei; dann gestand ihr aber der aufrichtige Dichter, daß dies allerdings wohl auf Augenblicke geschehen könnte, wenn er etwa eine schönere Frau als sie, versunken in unverdientes Elend, höchst unglücklich und dabei doch höchst tugendhaft fände . . . . Sie konnte dies Wort niemals vergessen.“ A. a. O. S. 98 f.

heut ein Brettchen und morgen ein Brettchen; ein schlau aussehender Klempner sucht aus einer alten Badewanne von Blech ein Dach zuzuschneiden, welches so viel Wonne bedecken soll; ein Tüncher steht ungeduldig bereit mit eingetauchtem Pinsel; ein halb toller Gärtnergreis kommt alle Stunden und zankt, daß er seine Sträucher und Schlingpflanzen noch nicht hinsetzen könne: kurz es ist eine Aufregung und ein Treiben, als ob die Gärten der Semiramis gebaut werden sollten. Und der beglückte Bauherr steht hinten und vorn dabei und daneben und drum herum und mißt mit dem Zollstock und klettert auf das Dach, und nur die Braut thut verschämt und läßt sich nicht sehen auf der famosen Baustelle.

Berlin hat nun ja auch seinen Humboldt begraben und wird mit diesem Beisetzen seiner goldenen Zeit noch eine kleine Weile fortfahren und endlich damit fertig werden[1]).

Es würde mich freuen, wenn Sie mich mit einem baldigen ausführlichen Berlinerbriefe abermals erbauen wollten!

Ihr ergebener und dankbarster

Zürich, den 15. Mai 1859. Gottfr. Keller.

[1]) Ludmilla an Keller, 24. Mai 1859: „Humboldts Verlust ist mir sehr nahe gegangen. Während alle Lebenden seiner mit Verehrung dachten, schien der Tod ihn vergessen zu haben; man glaubte kaum mehr, daß er noch sterben könne. Ganz Berlin hat ihn schmerzlich betrauert. Zwei Tage vor seiner Krankheit schrieb er mir noch einen liebenswürdigen gütigen Brief über meine Sophie von La Roche und bat mich, ihn zu besuchen. Wie ich hinkam, lag er schon zu Bette und konnte niemand mehr annehmen."

122. An Ludmilla Assing in Berlin.

Sie sind so freundlich, mich wieder einmal auf den Weg der Pflicht zurückzuleiten, und ich bin Ihnen dafür dankbar. Denn ohne Ihr neues unverhofftes Geschenk[1]) wäre vielleicht noch manche Woche verstrichen, eh' ich mich als Freundschafts-Korrespondenten wieder zurechtgefunden hätte. Ich glaube, der letzte Brief, den ich Ihnen schrieb, war auch der letzte, den ich überhaupt zum bloßen Vergnügen schrieb; wenigstens finde ich den Verkehr nach allen Seiten hin abgeschnitten. Desto hübscher ist es von Ihnen, daß Sie mich trotzdem nicht stecken lassen.

Den neuesten Band Ihres seligen Onkels habe ich zum guten Teil diesen Herbst schon gelesen und nun im eigenen Exemplar beendigt. Es ist ganz gleichgültig, was Varnhagen schreibt, er ist immer der Gleiche, welcher durch seine Behandlung den Dingen erst ihren Wert verleiht. Abgesehen von dem persönlichen Wirken und Geschick des Verewigten, welches mich im hohen Grade interessiert, liegen mir die übrigen Verhältnisse und Personen fast so fern, wie Kamtschatka; und dennoch hielt mich die Geschichte des kranken Großherzogs mit den edlen und unedlen, klugen und albernen Charakteren, die ihn umgeben, die damit verflochtenen Kämpfe zwischen Baden und Baiern, der Kampf Badens um Sein oder Nichtsein, alles dies still hinter den spanischen Wänden der Hof- und Diplomatenwelt vorgehend, in einer Spannung, als ob es sich um die nächstliegenden Lebenskreise handelte. Ich habe nicht bald etwas Lehrreicheres gelesen. Jeder Charakterzug, jedes Verdienst und jede Schwäche sind aufs

[1]) Der neunte Band der „Denkwürdigkeiten".

genauste erwogen und nüanciert; was immer zu ertragen ist, wird, ohne vertuscht zu werden, menschlich geduldet, das schlechthin Verwerfliche aber auf die meisterhafteste Weise ergötzlich kassiert.

An ein paar Stellen, welche sich in liebenswürdig treuem Gedächtnis etwas zu einläßlich über das bloße Kommen und Gehen von allerlei Personen verbreiten, merkt man etwas die Behaglichkeit der höheren Jahre. Aber für den Freund und Verehrer ist auch das Vergleichen des Mannes mit ihm selbst ein neuer Genuß.

Ihre zierliche „Sophie Laroche“ wird fleißig in mir befreundeten Häusern gelesen und gibt mir bei der Besprechung hinter der Theetasse Gelegenheit, den Frauen gegenüber meine feindlichen Grundsätze und Auffassungen, die Ihnen bekannt sind, in betreff der Dichterliebschaften, murrend vorzutragen. Das trägt mir dann immer den Ausspruch ein: ich bekäme jedenfalls weder Frau noch Freundin und verdiente auch keine, womit ich mich dann bestens zufrieden erkläre. Übrigens kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß die hübsche Sophie auch öfter scharf beobachtet und etwas mitgenommen wird.

Aus dem Datum Ihres Briefchens sehe ich, daß Sie am 10. November nicht sehr festtäglich gelebt, da Sie Briefe geschrieben und Pakete versandt haben. Wir in Zürich haben von unserer kleinen Schillerfeier einen lustigen Nachgeschmack. Professor Vischer hielt nämlich eine sehr schöne Festrede, und Herwegh sprach einen schönen Prolog. Nun sind beide Herren uralte Feinde, die sich auf tausend Schritte ausweichen; um so mehr fühlen sie sich geniert, seit dem Tage immer zusammen genannt zu werden. Jeder hat seinen

Anhang oder Chor, wie die Brüder in der „Braut von Messina": Herwegh wildere rötliche Demokraten, Vischer hingegen gesetzte Gothaer und ernste ordentliche Professoren. Rühmt man nun bei Herweghs Gefolge die Vischersche Festrede, so riskiert man, niedergehauen zu werden; lobt man in Vischers würdigem Kreise der Graubärte den Herweghsprolog, so ruft man ein grollendes mürrisches Schweigen hervor. Beide Häupter aber halten sich still und straff und stehen nur schweigend an der Spitze ihrer Reisigen, ohne daß der helle Stern des 10. November sie zu versöhnen vermag.

Daß Sie vergangenen Sommer in der Schweiz waren, hörte ich von Frau Duncker, welche durch Zürich passierte. Wenn Sie dieselbe sehen, so haben Sie die Güte, ihr meine Danksagung auszusprechen für die Urbanität, mit welcher sie sich verabschiedet habe.

Ich hätte, sagen Sie ihr, drei Tage und vier Nächte vor Rührung darüber geweint; am fünften Tage aber mich aus meinen Thränen erhoben, triefend wie ein alter Nilgott. Ich habe auch in der „Kreuzzeitung" die Beschreibung von Franz Dunckers rot und grüner Beleuchtung gelesen, welche Sie ja gewiß als Nachbarin gesehen haben. Auch bemerkte ich in der gleichen Zeitung die Fehde, welche sie, nämlich die Kreuzdame, mit Adolf Stahr und Fanny Lewald angehoben hat. Es that mir indes leid, weil, abgesehen von dem Unwert jenes Journals, doch der glücklichere Stern über diesem Paare blasser zu werden scheint, insofern die Fakta wahr sein sollten, welche dort angegeben werden.

Palleskes Buch scheint mir nun doch das schönste und beste zu sein, was in dieser Art existiert. Ich habe jetzt

mehr darin gelesen, und auch der große Schillertag hat den Ton, den er gewissermaßen prophetisch anschlug, vollkommen gerechtfertigt.

Ich werde mich bälder wieder hören lassen und bitte bis dahin um Ihre fernere Gewogenheit. Ihr unverändert ergebenster

Zürich, den 31. [!] November 1859. Gottfried Keller.

123. An Hermann Hettner in Dresden.

Lieber Hettner! Damit Du nicht etwa glaubst, ich hätte Deinen zweiten Band erhalten und schreibe Dir aus Nachlässigkeit nicht darüber, so melde Dir hiermit, daß ersteres nicht geschehen ist. Es ist dies wahrscheinlich wieder einmal eine von Viewegs Willkürlichkeiten; denn Vischer hat das Buch bereits. Ich werde sein Exemplar lesen, wenn er es nicht mehr braucht. — — Deine Grüße an Vischer zu erwidern, habe ich jüngst vergessen, obgleich er es mir aufgetragen hatte. Er hat auch Verlagsverdruß, indem er einen neuen Band „Kritische Gänge" bei Cotta herausgeben wollte, worin seine Aufsätze aus den ehemaligen „Jahrbüchern der Gegenwart" mit enthalten sein sollten, die vor länger als zwölf Jahren erschienen sind. Auf Cottas Begehren fragte er beim Verleger der verschollenen „Jahrbücher" überflüssiger Weise an, und der sagte natürlich nein, es sei denn, daß Vischer das Honorar mit ihm teile. Dies mag Vischer auch nicht thun, und so bleiben jene hübschen Arbeiten bis auf weiteres liegen.

Auerbach hat in Berlin bei der Prinz-Regentin wieder einmal ein Drama vorgelesen; es juckt ihn gewiß nach den

ausgesetzten tausend Thalern Preis, welche dem Gutzkow so viel Schmerzen machen. — — — Soeben habe ich das neue Drama von Heyse[1]) gelesen. Es ist eine durchaus hübsche und gediegene Arbeit, die, das Tagesniveau betrachtet, nicht viel zu wünschen übrig läßt.

Wie es mit der Angelegenheit des Polytechnikums steht, weiß ich nicht, da der Präsident Kappeler seit mehreren Wochen in der Bundesversammlung zu Bern sitzt[2]).

Ein ärgerliches Gelächter haben mir dieser Tage einige Hefte der Zeitschrift „Teut" erregt, worin ein Rudel Schwachköpfe die Stiftung einer neuen „Sturm- und Drangperiode" verkünden, aus deren Gährung die potenzierten künftigen Goethe und Schiller hervorgehen sollen. An sittlicher Haltung und an allgemeinem Verstand ist man seit hundert Jahren im ganzen nicht viel vorwärts gekommen, sonst wären dergleichen Kindereien nicht möglich. Auch in der Schweiz hat der Dr. Eckardt[3]), ein vollendeter Marktschreier und falscher Prophet, der zudem gar keine Kenntnisse besitzt, einen ästhetischen und dilettantischen Schreibeschwindel entfacht unter dem Stichwort „nationale Kunst und Litteratur", wie man ihn hier früher nie gekannt hat. Ein ganzes Bataillon von drucksüchtigen Pfaffen, Gerichtschreibern, Sekretärs, Kellnern und Handelskommis hat die Kanaille auf die Füße gebracht, fordert sie auf, ihm „nationale Dramen" zu liefern, „Volksgedichte", „Volksromane" u. s. w. und belobt ihren Fleiß. Es ist eine völlige Sündflut, die der Bursche

[1]) „Die Sabinerinnen."

[2]) Betrifft die Bewerbung eines Bekannten von Hettner um eine Lehrstelle am Polytechnikum.

[3]) Vgl. Nachgelassene Schriften S. 338.

losgelassen hat. Die Gebildeten, welche dem Treiben zusehen, werden von ihm als schlechte Patrioten denunziert (er selbst ist nämlich ein geborener Wiener oder Österreicher); auch in Religion macht er und erbot sich den Berner Behörden, die pantheistische Vischersche Ästhetik ins Christliche zu übertragen, wenn man ihn anstelle. Vor dem Ausland geriert er sich als geistiger Reformer der Schweiz und wird von dortigen Wasserköpfen als solcher begrüßt. — —

Kurz, es geht jetzt allenthalben, trotz der Schillerfeier, wieder zu, als ob weder ein Lessing noch ein Schiller je gelebt hätte. Kerle, welche von den „Xenien" zerbissen worden wären, tanzen und berufen sich auf dieselben. Gott besser's!

Bestens grüßend Dein

Zürich, den 31. Januar 1860. G. Keller.

124. An Berthold Auerbach in Berlin.

Zürich, den 25. Februar 1860.

Verehrtester Herr und Freund! Auf Ihre freundliche Einladung[1]) beeile ich mich, Ihnen meine etwas zaghafte Zusage abzusenden, zaghaft, weil es eine heikle Sache ist, neben Ihnen auf dem gleichen Kalenderbrettchen angenagelt zu sein. Hoffentlich werden Sie noch einen oder einige von den minderen Leuten zuziehen.

Ich werde mich dabei an eine Geschichte halten müssen, weil die nötige heilsame Ironie oder Heiterkeit sich am unbefangensten vermitteln läßt; denn in dem Genre Ihrer übrigen

[1]) Zu einem Beitrag in den „Volkskalender".

Vorschläge[1]) haben in den letzten Jahren einige deutsche Litteraten mit ihren Aussendungen den „Markt verdorben", um mich schofel auszudrücken. Namentlich ein Wiener Flüchtling, Dr. Eckardt in Bern, betreibt eine so hyperpatriotische und überschweizerische philiströse Ruhmrednerei und Duselei, daß unsereiner sich ob solchem wahrhaft helotischen Gebahren schämen muß. Schreibt man einen solchen Aufsatz in günstigem Sinne ins Ausland, so erscheint es, als ob man sich zum politischen Muster für alle Welt aufstellen wolle; und eine Arbeit, welche die Schattenseiten bemerklich macht, kann man auch nicht in ein so weit verbreitetes und auffallendes Institut placieren, wie Ihr Kalender ist, weil man dadurch als Denunziant vor dem Ausland erscheint. So müssen wir in dieser Beziehung innehalten, besonders da jener Eckardt bereits eine Schar schweizerischer Dilettanten verführt und verdorben hat. Die Freude am Lande mit einer heilsamen Kritik zu verbinden, habe ich in den „Leuten von Seldwyla" angefangen und setze es soeben in zwei weiteren Bänden fort, was eine ganz lustige Arbeit ist, und ich denke nach und nach damit klar und deutlich zu werden.

Ich habe nun den Anfang einer Geschichte unter meinen Papieren, deren Gegenstand ein kleiner Züricher Patriotenklub ist, alles Handwerker, welche eine ganze Entwicklung mit vielen Parteikämpfen mit durchgemacht haben. Es sind

[1]) Auerbach an Keller, 22. Februar 1860: „Haben Sie nicht zu einer Erzählung Lust und Trieb, so wäre mir eine Schilderung der Schweizer Knaben-Manöver [erwünscht] oder auch — eben fällt mir das ein — eine Schilderung unter dem Titel: ‚Des Schweizers Heimkehr', worin Sie etwa Ihre Situation bei der Heimkehr aus Deutschland, Ihre Wahrnehmungen ꝛc. schilderten, in beliebiger Form zur Belehrung für uns und für die Schweizer."

alles Originale, die ich selbst kannte; von den Parteiführern vielfach benutzt, aber nie mißbraucht, haben sie einen gewissen Kern bei allen Affairen gebildet, ohne je etwas für sich zu wollen. In der alten Aristokraten- und Jesuitenzeit alt geworden und von einem derben gemütlichen Haß erfüllt, verstehen sie nun mit ihren alten Köpfen die Zeit der versöhnten Gegensätze nicht mehr recht und halten um so fester zusammen als die „Alten und Erprobten“. Das Novellistische wäre dies: ein Reicher darunter hat ein artiges Töchterchen, ein Armer einen Sohn, die sich haben möchten. Hier hört nun die Gemütlichkeit auf. Der Reiche will die Tochter nicht geben, der Arme aus republikanischem Stolz seinen Sohn nicht aufdringen, und so werden die beiden Alten einig, gute Freunde und Bürger zu bleiben und die Kinder zu tyrannisieren, wie sie denn in ihrem Hause samt und sonders die unbeschränktesten Herrscher zu sein wähnen. Die Weiber und Kinder besiegen aber schließlich die Alten und Erprobten. In einer übermütigen Stunde beschließt der Klub, sich die Zierde und Ehre einer eigenen Fahne beizulegen und damit zum erstenmale ein Schützenfest zu besuchen. Zur Fahne gehört aber ein Sprecher. Keiner von ihnen hat trotz aller politischen Thätigkeit je öffentlich gesprochen, keiner gedachte es je zu thun, und zwar aus Anspruchslosigkeit und rechter Bescheidenheit, weil sie wissen, daß sie nicht sprechen können. Der Reiche wird nach langem Sträuben zwangsweise erkoren. Dann äußerste Verlegenheit, Gefahr, allgemeine Verhöhnung 2c., bis der heiratslustige Sohn des Armen die Not bricht mit einer glänzenden Rede, welche dem Klub der Alten (etwa sieben Mann) Aufsehen und Ruhm einträgt.

Dies ist das hölzerne Gerüstchen. Wenn es Ihnen recht ist, so will ich es mir angelegen sein lassen, innert der gegebenen Frist das Ding auf den Umfang von zwei Bogen säuberlich zusammenzuschweißen und das Didaktische im Poetischen aufzulösen wie Zucker oder Salz im Wasser, wie Vischer trefflich in einem seiner neueren Aufsätze sagt. Letzterem werde ich dieser Tage Ihren Gruß ausrichten. Moleschott sehe ich selten. Für Ihren freundlichen Brief bestens dankend, bleibe ich Ihr alter

Gottfried Keller.

(Eine Briefmarke ist mir augenblicklich nicht zur Hand, und ich kann nicht auf die Post laufen. Ich erwarte dafür Ihren nächsten Brief unfrankiert, damit wir die Weltordnung wenigstens im kleinen noch retten. Sie haben übrigens einen Silbermorgen zu viel frankiert: zu meiner Zeit kostete ein Brief in die Schweiz nur vier.)

125. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, den 15. März 1860.

Verehrteste Fräulein Assing! Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mitten in dem Schlachtstaube, den Sie erregt haben, an mich armes unbedeutendes Schweizerlein denken und mich abermals mit einer Ihrer gewichtigen Aussendungen beschenken[1]). Ihre Güte ist diesmal eine wirkliche Wohlthat für mich, weil das Buch in allen Buchläden vorweggenommen und vorausbestellt wird und unsereins, der überall zu spät kommt, noch lange hätte warten müssen.

[1]) Briefe von A. v. Humboldt an Varnhagen.

Ich war letzten Sonnabend in einer Gesellschaft, wo ein Sortimentsbuchhändler für eine Anzahl Herren ein Exemplar extra zurückbehalten wollte, als Gemeineigentum, und sich von jedem einen Frank bezahlen ließ. Alle zogen wie besessen ihre Geldbeutel hervor; nur ich in meinem Phlegma und weil mir diese Spekulation nicht gefiel, hielt zurück, und nun bin ich trotzdem der erste, der das Buch gelesen hat. So gibt es Gott den Seinen im Schlaf; ach, wäre es nur mit allen Dingen so! Das Buch habe ich hintereinander weggelesen und mich natürlich an der rücksichtslosen und freien Weise der beiden Alten vom Berge königlich gefreut; abgesehen vom Politischen, ist es sehr ergötzlich, wie da noch manch andere weltliche oder litterarische Größe, die Wunder glaubt wie fest zu stehen, den sarkastischen Greisen als Spielball dient, immer mit sittlicher Berechtigung. Da ich bisher nur die öffentlichen Erlasse &c. und die ehrbar gehaltenen Werke Humboldts gelesen hatte, so war ich ebenso überrascht als ergötzt von dem frischen kecken Mutwillen und dem liebenswürdigen und geistreichen Witze der Humboldtischen Briefe; aber eben so erkannte ich Varnhagen wieder, als er an einer Stelle, wo der grimmige Humboldt den armen Prinz Albert malträtiert, den Alten maßvoll zurechtzuweisen scheint. Denn wirklich sollte gerade ein Freisinniger sich aus dem ungeschickten und patschigen Benehmen eines großen Prinzen ebenso wenig machen, als aus demjenigen eines armen Krämerssohnes oder eines Schulmeisterleins; und es scheint mir das Würdigste, dergleichen auch bei den vornehmsten Personen zu ignorieren. — —

Aber wie schändlich, daß die meisten Briefe Varnhagens verloren sind! Bei der prägnanten Vorstellung, welche Hum=

boldt gerade von Varnhagen als Stilisten hatte, ist es nicht denkbar, daß diese Briefe schlechthin verlottert worden sind.

Was nun die Herausgabe als That betrifft, so haben Sie natürlich nicht anders handeln dürfen; und das war gut für die Welt. Ich hielt übrigens die Sache für gefährlicher als sie ist, von den Ausdrücken der „Kreuzzeitung“ irre geführt. Allein es ist kein Wort zuviel in dem Buche; es verkündet der Welt ohne alle wirkliche „Impietät“, daß sie sich auf Erscheinungen wie Humboldt immer noch verlassen kann, und daß der Betrug und die Schmach noch immer nur beim geistigen Gesindel zu Hause sind. Als ich noch meinte, es ständen auch gar zu krasse Dinge in dem Buche, dachte ich, es hätte Humboldt eigentlich niemand gezwungen, an diesem Hofe zu leben, und die ganze zivilisierte Welt hätte ihn mit offenen Armen empfangen. Allein es verhält sich alles gerade so recht; wobei freilich nicht zu leugnen ist, daß Sie, mein schönstes Fräulein, die Sache mit einem einzigen Zuge in ein erschreckendes Licht gestellt haben, indem Sie die stärkste Stelle heraushoben und als Stempel an die Stirne des Buches setzten. Dadurch ist es unmöglich geworden, die Meinung der Briefe zu übersehen und zu ignorieren, und es ist allerdings begreiflich, daß ein solches Testament nicht wie Zuckerbrot mundet. Von einem Mann wie Humboldt, dem Ehrenbürger beider Hemisphären, sich aus dem Grabe zurufen lassen zu müssen, daß man seine Achtung nicht besessen habe, ist bitter. Und wenn auch Humboldt seine Schwächen gehabt hat, so ist die Sache einmal formuliert und versieht den Dienst.

Ich wünsche übrigens nur, daß Sie, besonders wenn Sie noch mehr solche Dinge in petto haben, nicht darum

verfolgt werden oder irgend welche Flegeleien erleiden müssen; denn es gibt deren aller Art.

Neulich habe ich Ihre „Sophie" noch einmal durchgelesen und mich wieder über deren Verheiratungsmethoden amüsiert[1]). Ich möchte annehmen, daß, weil sie selbst keinen ihrer Schätze bekommen hat und mit dem oktroyierten Mann doch gut gefahren ist, so wollte sie ihren Töchtern in guter Absicht das gleiche Los bereiten, besonders da sie sah, daß Wieland mit einer gleichgültigen Frau ebenfalls herrlich zufrieden war. Nun lag aber das Übel wohl darin, daß sie als Frau zwischen Männern, die „man nicht liebt", durchaus keinen Unterschied zu machen vermochte; sie glaubte, es sei nun weiter kein Unterschied, wenn einmal der eine große Unterschied nicht beachtet wurde; wenn der Mann nur solid sei und ein Haus habe, so sei einer so gut wie der andere. Das war eben das Abscheuliche, wenn auch unbewußt; und sie dachte undankbar nicht, daß ihr Laroche noch ein vollkommener Gentleman war und sogar Wieland gegenüber äußerlich eine glänzende Erscheinung. Wenn sie einen rechten Heuochsen bekommen hätte, so würde sie die Differenz zwischen Ungeliebten und Ungeliebten schon gesehen und erfahren haben. Doch da ich nicht im Sinn habe, ein Heiratsbüreau zu etablieren, so wollen wir diese komische Materie endlich fahren lassen. Das Buch ist indessen eine ansehnliche Bereicherung unserer Litterar- und Kulturgeschichte, und es fällt mir soeben jemand ein, der es gewiß in diesem Augenblicke benutzt in dem dritten Bande eines Werkes, in dessen erstem die Unkenntnis des Gegenstandes fühlbar ist.

So hat auch Wolfgang Müller in einer Novelle über

[1]) L. Assing, Sophie v. Laroche S. 181 ff; 196 ff.

Immermann in der „Kölnischen Zeitung“ Ihre „Elise von Ahlefeldt“ mehrfach benutzt und wörtlich zitiert. Es freut mich, daß Humboldt so viel Freude an diesem Werke hatte. Da Sie jetzt so formidabel mit der Erbschaft Ihres Onkels bethätigt sind, so fürchte ich, wir werden auf einen ferneren Frauenangriff gegen die Dichter noch einige Zeit harren müssen; bin aber begierig, welchen Sie sich zu Ihrem nächsten Opfer auslesen! Der Hauptschacht, das Herz Goethes, für solche Streifzüge, ist Ihrem rächenden Schwerte wegen der Traditionen Ihres Hauses glücklicherweise verschlossen, sonst würden Sie da eine schöne Verheerung anrichten!

Ich bin wieder einmal ziemlich fleißig und rücke mit starken Schritten dem Abschlusse eines Haupt-Arbeitsabschnittes und Lebensabschnitzels zu und modelliere bereits an einer besonneneren Gestaltung des letzten Aufzuges, des Restes herum; denn nicht alle Leute werden so alte Spottvögel wie Ihre beiden Briefhelden. Es würde mich freuen, wenn Sie mir wieder mal einen Nachrichten- und Plauderbrief schenken wollten; ich erhalte jetzt fast keine Nachrichten mehr aus Berlin und bin freilich auch selber schreibfaul.

Ihr dankbar ergebenster und getreuer

Gottfr. Keller.

Soeben las ich in Herrn von Sternbergs Memoiren die sonderbare Art, mit welcher er meine Wenigkeit in Ihrem Kaffeekränzchen aufführt. Ich kann mich nicht erinnern, ein Wort von ihm sprechen gehört zu haben[1])! Wo hält sich auch jetzt Vehse auf?

[1]) A. v. Sternberg, Erinnerungsblätter. Sechster Teil (1860) S. 39 f: „In dem Varnhagenschen Kreise, von dessen Nichte sehr be-

Den 22. April.

Beiliegender wurde schon vor vier Wochen im ersten Eifer der Dankbarkeit geschrieben. Ich glaubte ihn mit andern Briefen kouvertiert und fortgeschickt zu haben — jetzt entdecke ich den unseligen zu meinem Schrecken in meiner Schreibunterlage zwischen andern Papieren versteckt und ganz schlau mich anblinzelnd. Er wird aber hervorgezogen und entgeht seinem Schicksal nicht. — Seither habe ich mit Teilnahme die Kämpfe und Anfechtungen mit erlebt, denen Sie ausgesetzt waren. Sie brauchen wohl nicht versichert zu werden, daß man überall die größte Freude über Ihre That empfand.

Ich bin fortwährend herrlich fleißig und habe alle Finger voll Tintenkleckse. Dabei fühle ich ein Vergnügen, fast wie als ich zwanzig Jahr alt war und das Schreiben heimlich als Pflichtverletzung betrieb.

Verzeihen Sie die unabsichtliche Verzögerung und erfreuen Sie bald gnädigst mit einigen Zeilen Ihren ergebensten

Gottfr. Keller.

126. An Hermann Hettner in Dresden.

Zürich, den 22. März 1860.

Lieber Hettner! Du hast nun doch den Vieweg aufgestachelt, daß er mir nachträglich das Buch schickte. Endlich komm ich dazu, Dir für dasselbe meinen herzlichen Dank

vorzugt, zeigte sich ein junger schweigsamer Dichter, der Bände von Romanen schrieb, dabei aber kein Wort sprach und von den Frauen sehr interessant gefunden wurde; es war der sog. Grüne Heinrich, ein Herr Keller, den ich nicht persönlich kennen gelernt, dessen Bücher, die an Jean Paul erinnern, ich schätze."

abzustatten und Dir meine Freude über die schöne Arbeit zu bezeugen. Der gewaltige Stoff ist allerdings etwas nahe zusammengedrängt, und bei der Spezial-Lektüre wünscht man dies oder jenes ausführlicher behandelt zu sehen. Allein alles an seinem Ort! Hier war es nicht möglich, und die Gliederung und Proportion des ganzen Werkes ist vortrefflich und darf nicht beeinträchtigt werden.

Mit Vischer teile ich auch die angenehme Erfahrung, daß das Werk auf die anregendste Weise einwirkt, und so wünsche ich Dir gutes Glück dazu und gute Sterne für den letzten Band, auf den wir begierig sind.

Auerbach, welcher in Korrespondenz mit mir trat wegen eines Kalenderbeitrages, trug mir Grüße auf an Vischer und er spreche in Berlin viel von ihm. Das erweckt mir den Verdacht, als ob er ihn dorthin zu praktizieren suche, was zwar für Vischer vielleicht gut, für uns Züricher aber betrübt wäre. Denn Vischer ist bei allen Launen doch noch einer von denen, die einen Halt gewähren und deren Fleisch von guter und echter Textur ist. Auch hat er eine schöne künstlerische Ader, welche nicht nur seinem Metier zu gut kommt, sondern auch seinen Umgang angenehm macht. — —

Es geht am Polytechnikum etwas barbarisch zu. Die eigentliche Technik wird gut betrieben, und es kommen bereits Schüler aus aller Welt. Die philosophische Abteilung dagegen wird von den jetzigen Behörden fast systematisch niedergedrückt, und insbesondere will man die Gemeinschaft mit der Züricher Universität ruinieren. An die Stelle Burckhardts für Archäologie sprach man eine Zeitlang von Springer. Jetzt, da Schmidt nach Jena ist, meint man den Lehrstuhl für Archäologie und Kunstgeschichte und den für

Universalgeschichte in Eine Hand geben zu können und sucht demgemäß einen solchen Tausendkünstler. Wenigstens war das vor zwei Wochen die Sprache.

Indem ich mich bestens empfehle, grüße und erneuere,

Dein Gottfr. Keller.

Meine Arbeiten rücken stark zum Ende.

127. An Ferdinand Freiligrath in London.

Lieber Freund! Ich habe dieser Tage einen Anlauf genommen, einiger alter Freundschaft mit papierenen Stützen beizuspringen und ein paar Briefe angefangen, deren glückliche Beendigung und Absendung die Sterne in Obhut nehmen mögen; denn ich als Mensch bin fortwährend schwach und unbeträchtlich in Ausführung meiner Absichten.

Ich danke Dir für Deine freundlichen Zeilen und die Grüße, auch für diejenigen der Frau Freiligrath und besonders auch für die elegante Postanstalt, welche alles überbrachte und mich in meinen unwirtlichen vier Wänden in Verwirrung setzte[1]). Es hat sich aber ein tragisches Verhältnis daraus entwickelt. Da ich vergaß zu fragen, ob Fräulein Blind überhaupt in Zürich bleibe und bei wem sie wohne,

[1]) F. Freiligrath an G. Keller, London, 22. Nov. 1859: „Lieber Keller, einen herzlichen Gruß durch die liebenswürdige Bringerin, Fräulein Mathilde Blind von hier! Möge ihre Fürsprache Deinen Zorn entwaffnen, wenn Du meinem langen Schweigen wirklich zürnen solltest! Wir stummen auch: ich folge Deinem Gange mit dem treusten und liebevollsten Anteil und habe erst kürzlich noch mit Freude und Bewunderung Deinen trefflichen Schiller-Prolog gelesen. Also Gruß und Glück auf, mein teurer Freund! Auch meine Frau grüßt Dich aufs allerschönste. Ohne Wandel Dein F. Freiligrath.

so wurde ein zierlicher Gegenbesuch verzögert und zuletzt, wie man denn so ist, ganz aufgegeben. Meine Kurzsichtigkeit ferner veranlaßt, daß ich auf der Straße, wenn die Schöne darauf wandelt, unsicher und oft verspätet im Grüßen bin, daher ein ungnädiges Wegblicken derselben und eine nicht mehr zu versöhnende bedenkliche Spannung. Indessen spielt das Fräulein, wie ich höre, in der deutschen Gesellschaft eine imposante Rolle und wird besonders vom alten Sempergottfried angebetet, so daß sie für den Kellergottfried übermäßig entschädigt ist.

Jetzt aber zu der Hauptsache, wegen der ich eigentlich und endlich die Feder ergreife, nämlich nicht etwa, um Dich als schweizerischen Bankmagnaten[1]) anzupumpen, sondern um von dem unerwarteten Abdefilieren unseres armen Schulz zu reden. Er hat eine organische Wassersucht bekommen und konnte wörtlich nichts mehr genießen, so daß er still erloschen ist wie ein Lichtchen. Er hat es aber nicht gern gethan und starb namentlich ungern vor Louis Napoleons Katastrophe, wenn er überhaupt eine bekommt. Frau Schulz war sehr betrübt. Sie hat ihn musterhaft gepflegt und ist jetzt vereinsamt; denn sie waren immer beisammen und spazierten nie ohne einander in der Welt umher. Neulich traf sie ein anderes indirektes Unglück, indem die Werdmühle, das Haus und Etablissement der Bodmerschen Familie, abgebrannt ist; es war ein Heidenfeuer; ihr Vater, der alte Bodmer, ist jetzt auch in Zürich. —[2])

Schulz war immer der gleiche und von unverlierbarer Freundlichkeit. Vor einigen Jahren, als er eine Streitschrift

[1]) Freiligrath war seit 1856 Direktor der Schweizerbank in London.
[2]) Die große Feuersbrunst hatte am 15. März stattgefunden.

gegen Vogt in Sachen des Materialismus geschrieben, die mir nicht gefiel, führte ich mich in seinem Hause schlecht auf mit Schimpfen und Tadeln und wurde so saugrob, daß die Frau Schulz sogar einige Thränchen vergoß vor Zorn. Nun gab es einige Wochen des Schmollens; allein wer zuerst wieder zu mir kam, war der gute alte Schulz, so daß die feurigen Kohlen mir fast ein Loch durch den Schädel brannten. Ich nahm sie aber herunter, und da sie einmal da waren, so streute ich einige Wachholderbeeren darauf und räucherte meine Stube. Meine Mutter glaubte beinahe, ich fange an ökonomisch zu werden.

Schulz' einziger Fehler war seine Sucht, immer etwas machinieren und intrigieren zu wollen, und er hatte immer tausend kleine Aufträge und Anliegen in Sachen der Politik, besonders der Militärpolitik. Natürlich gehört diese Beharrlichkeit zu einem tugendhaften Streben; nur muß man nicht soviel vom persönlichen unmittelbaren Eingreifen und Einwirken auf andere hoffen. In diesem Sinne hatte er sich auch an Bunsen gemacht und ist dann von dem Faselhans richtig genarrt worden, was ich ihm gerne vorausgesagt hätte, wenn ich ihn hätte betrüben mögen. Er war überhaupt in Personalsachen etwas täppisch und taktlos und manchmal indiskret. Er war fortwährend fleißig und unermüdlich; in der letzten Zeit aber reichten die natürlichen Gaben wohl nicht mehr ganz aus für das erweiterte Feld; wie er sich denn mit Unrecht für einen geriebenen Taktiker hielt und sich selbst zum spezifischen Militärschriftsteller kreiert hatte.

Was der Mensch doch für ein Scheusal ist! Wenn man dieses briefliche Totengericht mit dem Nekrolog vergliche,

den ich in eine Zeitung schrieb, so würde man vor Schreck erstarren über diese Mannigfaltigkeit der Auffassungen[1]).

Spuken thut Schulz bis dato noch nicht, wenigstens nicht in der Hottingergegend. Vielleicht spukt er in Darmstadt; es nimmt mich wunder, ob es ihn wunder genommen hat, nicht wieder zu erwachen, oder ob er sein Selbstbewußtsein glücklich wieder eingefangen hat. Aber wenn er mir unsichtbar jetzt in den Brief guckt und kein Leibliches mehr hat, so kann er ja nicht einmal lachen. Möge es ihm wohl ergehen in der Ewigkeit und uns in der Zeitlichkeit!

Deinen brillanten antiken Schillergesang —

Den 22. April 1860.

Soweit hatte ich vor cirka vier Wochen geschrieben, als ich richtig stecken blieb. Ich fahre fort: habe ich aufrichtig bewundert. Der für die Amerikaner gefiel mir nicht ganz so gut wie der Londoner. Dieser ist aber wieder aus dem bekannten FF. Mein Prolögelchen ist leider sehr hausbacken ausgefallen. Die Schauspieler hatten gewünscht, ungereimte Jamben zu bekommen, während ich nachher zu meinem Schrecken gewahrte, daß alle Welt in den künstlichsten gereimten Formen sang.

Inzwischen habe ich auch Deinen neulichen Brief durch Herrn Graß, Vater, aus St. Gallen erhalten mit der Frage, ob er mit dem Sohne, der dort malt, auch nach Zürich kommen soll?[2]) Das ist nun schwierig zu beantworten.

---

[1]) Dieser Nekrolog war bis zur Stunde nicht zu finden.

[2]) F. Freiligrath an G. Keller, London, 8. März 1860: „Lieber Keller, darf ich noch einmal an die Thür Deines Poetenstübchens pochen? Der Überbringer ist Herr Adolf Gras aus Graubündten, Sohn eines Architekten, Neffe eines Bildhauers und selbst, damit die Kunst in

Ich lebe so zurückgezogen und entfernt von allen Wohlhabenden und Bankiers, die sich heutzutage noch in Öl malen lassen, daß ich der ungeeignetste Mensch von der Welt bin, einem Künstler Kunden zu verschaffen. Alles, was ich thun kann, ist, den jungen Mann bei Ausstellung seiner Proben und mit Zeitungsartikeln an die Hand zu gehen, und indem ich ihn da oder dort anrühme (wenn er wirklich was kann), so vor mich hin, in den Bart murmelnd, damit die Leute glauben, es sei mir geheimnisvoll und ernst zu Mute.

Wir sind jetzt in großer Schwulität mit der Kanaille zu Paris. Es ist leider kaum zu zweifeln, daß er unser Gebiet wird beschneiden wollen. Das Schweizervolk ist durchaus der naiven Meinung, sich mit den Franzosen zu schlagen, wenn es soweit kommt; und es kann der Schweiz eine schöne und ehrenvolle Aufgabe gestellt sein. Die größte

---

seiner Familie nach allen Richtungen hin vertreten sei, talentvoller junger Maler. Er wagt jetzt den ersten selbständigen Flug vom Flüchtlingsherde seines Vaters in die Welt hinaus. Er möchte Porträt malen, zunächst in Zürich, und mein Freund, sein Oheim (derselbe, dem wir hier am 10. November unsere herrliche Schillersbüste verdankten), bittet mich, ihn mit irgendwelchen Empfehlungen in Eure Seestadt auszurüsten. Und so komm ich denn wieder zu Dir. Du kennst die Pfade der Grünen Heinriche, Du bist selbst auf ihnen gegangen. Du weißt am besten, welcher Rat hier zu geben ist. Daß Du ihn meinem Empfohlenen freundlich geben wollest, darum bitte ich Dich recht herzlich und danke Dir im voraus für alle Güte, die Du ihm erweisen wirst. Grüße Frau Schulz! Ich hoffe, ich komme bald einmal zum Schreiben. Unser Anteil ist der schmerzlichste und aufrichtigste.

Ich drücke Dir die Hand, lieber Keller! Immer Dein

F. Freiligrath.

Was sagst Du zu dem Schlänglein, das aus Humboldts Grabe zischt?

Gefahr ist nur, daß die Franzosen mit ihrer bekannten Arglist und Katzentücke die Dinge so verwirren und abhetzen, daß der rechte Moment verhunzt wird, der indessen bis jetzt noch nicht versäumt ist. Denn die Besetzung von Nordsavoyen wäre ein wahrer Östreicher-Coup gewesen. Mag übrigens kommen, was da will: Glück und Segen wird dem Bonaparte aus diesem Handel in keinem Fall erwachsen. Schwerlich würde er die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz lange überleben.

Dieser Tage werde ich endlich ein Gedicht wegschicken, das mir seit sieben Jahren herumliegt. Es ist in ungereimten Trochäen etwa 8—9 Bogen lang und hat den Titel: „Der Apotheker von Chamouny oder der kleine Romanzero." Es ist eine Art Grabgesang für die Heinesche Willkür und Polissonnerie, indem bei dergleichen, mit Sentimentalität gespickt, für uns Deutsche nichts herauskomme, welche klar, wahr und naiv sein sollen, ohne deswegen Esel zu sein. Es ist nun aber keine metrische Rezension, sondern eine wirkliche Romanze, allenthalben plastisch. Dennoch bin ich tragisch gestellt, indem ich die Verspätung und Unzeitgemäßheit wohl fühle, aber zu bettelhaft bin, um fertige Manuskripte ungedruckt liegen lassen zu können. O Tugend der Entsagung und der Selbstentäußerung, wo bist du hingegangen? Wäre es erlaubt, die Gläubiger zu prügeln, anstatt sie zu bezahlen, so würde ich das verfluchte Gedicht mit tausend Freuden verbrennen. So aber muß ich es mit sehenden Augen ins Unglück senden; ich weiß nicht einmal, ob das Ganze nicht eine Trivialität und Dummheit ist!

Ferner sind nächstens fertig die Fortsetzung der „Leute von Seldwyla" und zwei Bändchen Novellen mit dem Titel:

„Die Galatee". Einer liest Logaus Distichon: „Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen!" und reist aus, das Ding zu probieren, bis es am Ende des zweiten Bandes gelingt. In diesen Novellen sind unter anderen sieben christliche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Kosegarten in einem läppisch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Kosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist. Wenn Gutzkow den Handel entdeckt, so wird er mich des Plagiats beschuldigen.

Was sagst Du zu Daumer?[1]) Humboldts und Varnhagens Briefe sind sehr zweckdienlich; sub rosa gestehe ich jedoch, daß ich einen Teil der Entrüstung und Freiheitsliebe für die bekannte Medisance geistreicher Greise halte.

Grüße ergebenst die Frau Gemahlin und die kleinen FF'chen, welche freilich dem Diminutiv nun entwachsen sein werden! Frau Schulz grüßt natürlich bestens.

Dein G. Keller.

Auf welche Art schickt man an Dich und Kinkeldei am füglichsten Buchpaketchen?

[1]) Derselbe war das Jahr zuvor zum Katholizismus übergetreten.

128. An Berthold Auerbach in Dresden.

Lieber Auerbach! Die Sache steht nicht so schlimm, denn ich habe das Ende unter den Händen und schreibe diese Zeilen mit der gleichen Feder voll Tinte, womit ich eben an der Erzählung knorze[1]). In Ihren beiden Briefen haben Sie übrigens von Ende Mai gesprochen, und auf dieses habe ich versprochen und erst auf den 15. Ich bin sogar in der günstigen Lage (Unfälle vorbehalten), Ihre freundlich gewährte Frist bis zum 15. Juni verschmähen zu können, da ich bis da schon wieder anderes denke gemacht zu haben; denn ich bin jetzt endlich wieder in Zug gekommen, fast wie zu meiner Jugendzeit, da ich das Schreiben als Allotria trieb. Morgen wird das Ding schon fertig werden; dann freilich muß ich es noch abschreiben, weil ich Lump noch keinen Schreiber vermag und es auch keinem geben könnte.

Aber ein anderes Übel ist eingetreten. Die Erzählung wird eher gegen drei Bogen stark werden im Druck, als nur zwei oder zweieinhalb. Ich habe schon mehreres gestrichen, kann mich aber zu noch mehr nicht selbst entschließen und muß es Ihnen überlassen, falls das Wesen nicht Platz haben sollte, wie es ist, mir dahin bezügliche Vorschläge zu machen (ich behalte also die Urschrift hier). Was den Titel betrifft, so hatte ich darauf gerechnet, daß Sie mir ihn

---

[1]) Auerbach an Keller, 19. Mai 1860: „Ich weiß, Sie gehen jetzt brummig herum und denken: ‚da habe ich mich verrechnet (alle Schwangeren und alle Poeten verrechnen sich in der Zeit); meine Erzählung sollte zum 15. Mai in Auerbachs Händen sein, so hab ich's versprochen, und heute ist sie noch nicht fort, ja noch nicht fertig‘. Nur ruhig! sage ich Ihnen darauf. Atmen Sie frisch auf! Es ist noch Zeit bis zum 15. Juni, dann natürlich aber keine Stunde mehr.

machten. Da Sie ihn nun brauchen, eh' Sie das Manuskript gelesen, so muß ich selbst daran. Das mechanische Motiv ist, wie schon gemeldet, eine Fahne mit der Inschrift: „Freundschaft in der Freiheit!" (Seien Sie übrigens ruhig, es wird nicht polizeiwidrig!) Nun dächte ich, man überschriebe:

„Die Fahne der Freundschaft", oder:
„Die Fahne der sieben Freunde". Oder:
„Das Freundschaftsfähnchen", oder:
„Das Freundschaftsfähnlein"

und überlasse Ihnen, hievon zu wählen oder in ähnlichem Anklang etwas hinzusetzen.

Vischer habe ich Ihre Grüße erst vor zwei Wochen ausrichten können, da er eine längere Reise in Österreich und Oberitalien gemacht. Natürlich würde er alles Beste mir auftragen, wenn er augenblicklich zur Hand wäre.

Das Abschreiben der Erzählung darf Ihnen nicht bange machen, da ich dergleichen Hundearbeit mit wahrer Heftigkeit von früh morgens bis abends zu treiben pflege und mir dabei einbilde, ich arbeite fleißig. Das sind so die psychologischen Rätsel unserer Eingerichte.

Noch fällt mir die Version ein:

„Das Fähnlein der sieben Freunde".

Mit vielen Grüßen Ihr

Zürich, den 22. Mai 1860. Gottfried Keller.

129. An Berthold Auerbach in Dresden.

Verehrtester Arbeitgeber! Es will mit dem Abschreiben doch nicht mehr vergnügt von statten gehen, und so habe

ich die mir vergönnte Galgenfrist dennoch angestochen, wie ich schon manches Benefiz anstach und noch anstechen werde.

Hiemit erfolgt also das Opusculum, das freilich mehr eine Sittenschilderung, als eine straffe Erzählung geworden ist; denn zu letzterer war das Ding nicht angethan. Doch ist, was darin an Reden enthalten ist, alles auf Erfahrung gegründet, und ich habe bestimmte Absichten dabei gehabt, wie bei den Verhandlungen über die Ehrengabe und den Unterweisungen der alten Käuze über die Rednerei.

Übrigens habe ich in diesem Augenblick gar kein Urteil über das Stück und weiß nicht, ob es gut oder nicht gut zu nennen ist, und ich bin auf einige Worte von Ihnen darüber begierig. Das Ganze kam mir zu schnell in die Quere.

Wenn Ihnen die Korrektur wirklich nicht zu viel Mühe macht, so ist es natürlich kürzer und zweckmäßiger, wenn Sie dieselbe gütigst besorgen wollen. Wobei ich Sie bitten müßte, die häufigen Ungleichheiten in der Rechtschreibung, wie große oder kleine Anfangsbuchstaben u. s. f., deren Beseitigung mir im Manuskript immer ein bitteres Kraut ist, mit dem Rotstift zu berücksichtigen, im Falle Sie dadurch geniert sind. Mir selbst ist das durchaus gleichgültig. Ich verfahre immer nach augenblicklicher Eingebung, je nach dem Gewicht, das ich auf das Wort lege, und werde es so lange so halten, bis man zu einer allgemein gültigen, klassisch abbrevierten Schreibart schreitet, etwa im Grimmschen Sinne.

Ich sehe sehr oft während des Schreibens, daß ich ein Wort nicht schreibe, wie eine Seite vorher; aber ich kann es nicht über mich bringen, die verfluchten Buchstaben einzuflicken. Doch genug hievon. Möge das Werklein seiner

ihm bestimmten Stelle nicht zu unwert befunden werden, und hiemit empfehle ich mich zu Gnaden!

Freundschaftlich grüßend Ihr ergebenster

Zürich, den 7. Juni 1860. Gottfr. Keller.

130. An Berthold Auerbach in Dresden.

Der Eingang Ihres Briefes hat mir einen höllischen Schrecken eingejagt, denn ich glaubte, die Parabel von dem kalten Bad solle mich vorbereiten auf eine Unbrauchbarkeitserklärung, oder daß wenigstens vieles umgearbeitet werden müsse[1]). Um so besser mundete mir dann Ihr freundliches Lob, welches ich cum grano salis eingenommen habe. Wir haben in der Schweiz allerdings manche gute Anlagen und, was den öffentlichen Charakter betrifft, offenbar jetzt ein ehrliches Bestreben, es zu einer anständigen und erfreulichen Lebensform zu bringen, und das Volk zeigt sich plastisch und frohgesinnt und gestimmt; aber noch ist lange nicht alles Gold, was glänzt. Dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie, und so gehe es zu. Thut man dies mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos

[1]) Auerbach an Keller, 21. Juni 1860: „Ich bade jetzt täglich in der Elbe; ich gehe manchmal ungern ins Wasser, aber wenn ich herauskomme, bin ich erfrischt und möchte jodeln wie vor dreißig und mehr Jahren. Heut habe ich nicht gebadet, ich war zu träge dazu: ich habe Ihre Erzählung angefangen und auf Einen Zug ausgetrunken, und mir ist so wohl und frei zu Mute, als hätte ich in einem Schweizersee gebadet. Das ist gesunde frohe Strömung."

nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der That und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.

Doch warum ich schreibe, ist, daß ich Sie bitten wollte, bei der Korrektur einen Namen abzuändern. Schaufelberger, der Schreiner, ist nämlich der einzige von den Kerls, den ich, weil mir der Name gefiel, kenntlich gemacht habe, da es zudem ein schnurriger Kerl ist, der nichts übelnimmt. Nun ist mir aber seither eingefallen, und verschiedene Anzeichen führten mich darauf, daß man aus diesem auf die anderen schließen dürfte und das Publikum der guten Stadt Zürich die Meinung bekommen könnte, ich sei ein Aufpasser und Pasquillant. Die liebenswürdigen und ehrenhaften Charaktere schlecken sie ganz friedlich hinein und finden alles ganz in der Ordnung, wenn sie auch nicht so gut sind; das weniger Liebliche aber wird mit Feindseligkeit und peinlicher Nachforschung gedeutet und erweckt Mißtrauen und Ängstlichkeit. Schon Gotthelf war deswegen als Spion bei seinen Bauern nichts weniger als beliebt; die künstlerische Unbefangenheit, welche die Hauptsache doch stets aus sich selbst schöpft, wird gestört und verbittert durch einen einzigen Anklang, der auf bestimmte Personen zu deuten scheint ꝛc. Kurz, ich bitte Sie also, statt Heinrich Schaufelberger, der Schreiner, überall das Wort „Bürgi“ zu setzen, d. h. an die Stelle von Schaufelberger; Heinrich und Schreiner bleiben wie sie sind. Also Bürgi!

Allerdings ermutigt mich diese Eigenschaft des Volks, sich in den poetischen Bildern erkennen zu wollen, ohne sich geschmeichelt zu finden, zu obiger Hoffnung, daß es durch das Bild auch angeregt zur teilweisen Verwirklichung werde. So sind meine sieben Alten da gewesen, und der ein' und andere davon wird sagen, wenn er den Kalender zu Gesicht bekommt: Bei Gott, so ist's gewesen! Verfluchter Kerl! Allein sie haben bei weitem nicht so gesprochen, wie ich sie sprechen lasse. Dennoch lag der Keim dazu in ihnen, und sie würden es wenigstens verstehen und dafür empfänglich sein.

Daß Sie die Kindergeschichten[1]) streichen müssen, begreife ich jetzt vollkommen, obgleich ich an die Unzulässigkeit erotischer Episoden dachte[2]); aber wunderlicherweise glaubte ich gerade dadurch, daß ich sie in die Kinderschuhe steckte, die Sache unschuldig zu machen (d. h. nicht auf Weise gewisser französischer Kindergeschichten).

Wir verlieren damit etwas novellistische Petersilie, welche zur Ausschmückung des didaktischen Knochens nötig ist; doch ist's nun einmal so. Sie werden sich freilich die Mühe nehmen müssen, die entstehenden Löcher notdürftig zu verlöten, wofür ich zum voraus meinen Dank abstatte.

---

[1]) Beide Kindergeschichten wurden leicht verändert, später in der ursprünglichen Gestalt wieder aufgenommen. (Ges. Werke Bd. 6, 265 f. 298 ff.)

[2]) Auerbach an Keller, a. a. O.: „Ich werde leider von Ihrer frühern Erlaubnis Gebrauch nehmen müssen, einiges in Ihrer Erzählung (der Titel ist: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten") zu kürzen. Es wird mir schwer; denn mir ist jedes Wort recht und nötig, aber es muß sein. Ich schicke Ihnen aber das Manuskript wieder, damit Sie bei späterem Abdrucke (zwei Jahre nach Erscheinung des Kalenders, oder auch ein Jahr) alles noch haben. Die Erinnerung an die Kinderliebe muß ich streichen, so schön sie auch ist. Das geht nicht für einen Kalender, der unverborgen vor den Kindern daliegen muß."

Ich habe vor, wenn der Herr will, wie die Mucker sagen, nach und nach eine Reihe Zürcher Novellen zu schreiben, welche, im Gegensatz zu den „Leuten von Seldwyla“, mehr positives Leben enthalten sollen. Zu diesen soll dann auch die „Fähnlein“-Geschichte kommen, und ich werde den Schluß alsdann noch dahin ausführen, daß der alte Zimmermann von Karl verlangt, er solle wieder zum Handwerk zurückkehren, wenn er die Tochter wolle; denn seine Talente und seine Bildung hätten nur den rechten Wert, wenn er seinen angebornen Stand damit ziere.

Die Rückkehr zum soliden Handwerk (d. h. zum kunstgerechten tüchtigen) wird nämlich jetzt von einsichtigen Gewerbsmännern wieder mehr betont, da zuletzt niemand mehr ordentlich arbeiten lernt und alle persönliche Selbstherrlichkeit zum Teufel geht.

Ich bin sehr gespannt auf Ihre neue Erzählung und ebenso neugierig als gespannt.

Im Falle der abgeänderte Schluß Ihnen jetzt schon etwa thunlich erschiene, so thun Sie mir es zu wissen; es würde eine räumliche „Bewegung“ von höchstens einer halben Seite sein[1]).

Wünsche bestens und fröhlich zu baden. Mit Johanni ist am Zürchersee schönes Sommerwetter eingerückt; ich brachte gestern den Sonntag auf einem Landhause zu, wo viel von Ihnen gesprochen wurde.

Grüßend Ihr ergebenster

Zürich, den 25. Juni 1860. Gottfr. Keller.

---

[1]) Auerbach an Keller, 28. Juni 1860: „Der neue Schluß, den Sie beabsichtigen, gefällt mir sehr. Ich kann Ihnen beteuern, daß ich ihn beim Lesen selber wünschte und hoffte.“

131. An Berthold Auerbach in Dresden.

Ich bin durchaus nicht im stande, mich jetzt nochmals und gründlicher mit dem „Fähnlein“ zu beschäftigen, da meine Sinne wieder auf die andere Arbeit gerichtet sind. Statt einer besseren Ausführung Ihres und meines Gedankens übersende ich daher, weil Sie's erwarten, beifolgende Andeutung, welche genügen muß. Sie ist einzuschalten zwischen der Stelle: „Denn der Teufel geht herum und sucht, wen er verschlinge“ und: „so grüße ich dich denn als Gegenschwäher“ u. s. f.

Das Volk ist doch immer produktiv und gedankenreich, wenn einmal der Weg eingeschlagen ist: es birgt alle Ideen in seinem Schoße. Vor zwei Jahren hatten wir das eidgenössische Sängerfest in Zürich, mit kostspieligen architektonischen Einrichtungen, und es hieß, die Fortsetzung in diesem Stile sei unmöglich für kleinere Orte. Trotzdem übernahm Olten, ein kleines Städtchen im Kanton Solothurn, das Fest, welches gestern und heute dort gefeiert wird. Wie halfen sie sich nun? Statt eine kostbare Architektur zu errichten, stülpten sie über die Festhütte ein riesiges Strohdach, bauten ein Storchennest auf den Giebel, brachten Taubenschläge mit jungen Taubenflügen an und stellten lebendige Bienenkörbe über die Thüren, alles Dinge, die nichts kosten und einen prächtigen symbolischen Spaß abgaben, so daß die geübten Arrangeurs und Festtapezierer der größeren Städte ganz verblüfft sind.

Abermals grüßend Ihr ergebenster

Zürich, den 11. Juli 1860. Gottfried Keller.

132. An Berthold Auerbach in Berlin.

Zürich, den 15. September 1860.

Ich danke Ihnen, lieber Brotherr, für die freundliche Sendung, Brief und Geld. Ich bedaure, Sie so in Kosten versetzt zu haben; ich glaubte, der Verleger habe das Honorar zu zahlen. Dennoch bin ich gestern mit Ihrem guten Gelde ins Wirtshaus gegangen, habe dort den lustigen Wohlhabenden gespielt, so daß ich beim Nachhausegehen beinahe gewackelt habe; ja ich glaube fast, es ist sogar geschehen.

Wegen der Ausrufungszeichen sind Sie, mit Erlaubnis zu sagen, auf dem Holzwege[1]). Ich habe bei der Durchlesung der Geschichte gar nichts von den Gestrichenen bemerkt, weil ich überhaupt mit der Interpunktion auf einem sehr kühlen Fuß stehe. (Kühler Fuß, auch eine schöne Redensart, die mir hier entwischt; ich glaube, das kommt noch vom gestrigen Abend.) Von Haus aus bin ich der Ansicht, daß man so schreiben soll, daß, wenn alle Interpunktionszeichen verloren gingen, der Stil dennoch klar und ausdrucksvoll bliebe. Weil die Einrichtung aber einmal da ist, so mache ich meiner Unschlüssigkeit und Gleichgültigkeit, die zeitweise eine große Unregelmäßigkeit bei mir hervorbringt, plötzlich einmal dadurch ein Ende, daß ich mich genau an die Schulerinnerungen halte und z. B. immer ein Ausrufungszeichen setze, wo ich es als kleiner Junge setzen mußte, bei allen

[1]) Auerbach an Keller, 2. September 1860: „Sie werden die Kleinigkeit bemerken, daß ich Ihnen viele Ausrufungszeichen in einfaches Punktum verwandelt habe. Ich weiß recht gut, was Sie damit wollten. Wir haben das Bedürfnis, die Betonung der Rede, die sehr wesentlich ist, im geschriebenen Wort kundzugeben; aber wir erreichen's doch nicht ꝛc."

Ausrufungen, Befehlen ꝛc. ꝛc. Ich bin auch immer in Verzweiflung wegen der Gänsefüßchen im Dialog, den neuen Absätzen ꝛc. ꝛc., weil alles das mich nicht interessiert und man doch eine gewisse Ordnung beobachten muß.

Ich muß Sie nun doch rüffeln wegen einer kleinen Streichung, nämlich wo der Karl das Mädchen aus dem Schiffe zu sich herüberzieht und küßt. Sie hätten die Stelle ganz streichen oder das Küßchen (in Ehren) stehen lassen sollen, da der Zorn des Mädchens, das sich wegen der gefährlichen Situation nicht losreißen kann, gerade vom Geküßtwerden herrührt. Auch sieht es jetzt fast bedenklicher aus, da man ja dem Burschen noch Schlimmeres zumuten kann. Durch das offene Wort Küssen wird dem schlauen Annähern und Überlisten eben der lüsterne und verdächtige Charakter benommen.

Hier will ich auch gleich die Frechheit begehen und behaupten, daß ja die Bibel voll der derbsten Erotik steckt und doch allen Kindern offen steht, ja von den Quäkern und Muckern millionenweise verbreitet wird. Sie mißverstehen mich gewiß nicht, wenn ich das Bedenken aufwerfe, daß der Kalender leicht einen zu trocknen und absichtlich didaktischen Anstrich gewinnen könnte. Es scheint mir schon ein kleiner Anfang dazu gemacht zu sein, und ich habe selbst am meisten hierin gesündigt. Wenn Sie wirklich übers Jahr wieder etwas von mir aufnehmen wollen, so muß ich bald daran denken, etwas Geeignetes und Rundes mit mehr Muße auszuhecken, als es diesmal geschehen ist.

Ihr feiner alter Müller mit der weißen Rose im Munde[1]) hat mich ganz traurig gemacht. Er erinnerte mich

[1]) Bezieht sich auf eine Gestalt der in demselben Kalender

plötzlich an eine freundliche alte Frau, die ich einst als Kind sah, wie sie eines Sonntags mit einer Kornähre in der Hand, die sie sich zur Freude gepflückt hatte, in eine Dorfschenke kam, ein halbes Schöppchen trank und sehr fröhlich mit den Leuten redete. Dabei spielte sie fortwährend mit der Ähre. Darüber fiel mir mein eigenes Alter ein, das sich nun auf einundvierzig Jahre beläuft, nebst allem Entschwundenen und Verlorenen u. s. f., kurz ich machte den Esel. Sie sehen aber daraus, daß ich ein schlechter Besprecher fremder Produkte bin, da ich ganz unkritischen persönlichen Eindrücken verfalle gleich einem Roman lesenden Dienstmädchen.

Der psychologische Prozeß während des Sturzes des Blitzschlossers[1]) scheint mir fast ein wenig zu gewagt, d. h. um ein Haar zu ausführlich und gut motiviert oder erklärt, und dadurch wird das Problem gerade etwas zu auffallend.

Es freut mich sehr, eine längere Arbeit von Ihnen nächstens in Genuß und Angriff nehmen zu können, obschon mich die Lektüre des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung" täglich eine halbe Stunde länger auf dem Museum festhalten wird. Es wird aber dafür ein Hauptspaß sein, einige Wochen lang tagtäglich ein Stück Auerbach gesichert zu wissen und zu genießen nach Tisch[2]).

Es gibt ja fast nichts mehr zu lesen von Hauptsachen

---

erschienenen, seither in den „Volksbüchern" wieder abgedruckten Geschichte: „Zwei Feuerreiter" von Berthold Auerbach.

[1]) „Der Blitzschlosser von Wittenberg", eine Erzählung von Berthold Auerbach, wurde gleichfalls zuerst im Volkskalender von 1861 veröffentlicht.

[2]) Auerbach an Keller, 12. Sept.: „Meine größere Erzählung kommt vom 1. Oktober an in der „Kölnischen Zeitung". Es war „Edelweiß".

jahraus und -ein, und wenn was kommt, wie z. B. von Gutzkow, so ärgert man sich nur über die Rohheit und den bösen Willen der heutigen Talente.

Dieser Brief ist das erste, was ich in einer neuen Wohnung schreibe, da ich umgezogen bin. Mein Arbeitsfenster ist zu ebner Erde und geht unmittelbar in eine Wiese hinaus, die mit schwer beladenen Äpfelbäumen bedeckt ist und eine sanfte Anhöhe hinan liegt, hinter welcher gleich der Osthimmel kommt. Da ich auch sonst anfange, auf das konkrete Lebenswesen und seine Schattenjagd zu resignieren, so werde ich wohl endlich einem anhaltenden Fleiß anheimfallen an diesem gemütlichen Fenster und die Ruhe da suchen, wo sie längst wäre zu finden gewesen, nämlich im Tintenfaß.

Ihre Baderei in der Elbe wird bei dem schändlichen Wetter wohl ein Ende genommen haben.

Ich wünsche Ihnen einen glückhaften Umzug nach Berlin und daß es Ihnen dort wohl ergehen möge. Bei dieser Gelegenheit empfehle ich mich auch einmal wieder Ihrer Frau Gemahlin, im Fall sie meine Wenigkeit noch in der Erinnerung haben sollte. Grüßend Ihr

Gottfr. Keller.

133. An Ludmilla Assing.

Verehrtes Fräulein! Sie sind jetzt gewiß wieder eingeheimst, so daß ich mich endlich für Sie an den Schreibtisch setzen kann[1]). Ihre große Freundlichkeit ist eine Schraube ohne Ende (um wieder „sonderbar“ zu sein), und man muß

[1]) Ludmilla war im August in Zürich gewesen.

sich nur sputen, mit dem Danke nicht zurückzubleiben. Das ausgeschnittene Sträußchen von Varnhagens Hand[1]) freut mich sehr, und ich danke Ihnen herzlich für diese rasche Aufmerksamkeit; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß ich beiläufig erzählt hatte, ich hätte seltsamer Weise nie eines von diesen Kunstwerken gesehen und selbst, als der Meister derselben dergleichen vor meinen Augen schuf, sie aus Kinderei nicht zu sehen verlangt. Möchte alles im Leben Versäumte so freundlich nachkommen!

Was soll ich erst zu dem reichen Geschenke der sämtlichen Bände der „Denkwürdigkeiten" sagen? Sie sind vor etwa zehn Tagen angekommen, und obgleich ich sie alle schon und zum Teil wiederholt gelesen, so liegen sie doch seit der Zeit auf meinem Tisch und halten mich mit ihrem reichen und schöngeformten Inhalt von der Arbeit ab, so daß ich sie nächstens werde wegstellen müssen.

Daß Ihnen die Kalendergeschichte nicht ganz mißfallen hat, beruhigt mich ein wenig; denn ich weiß wohl, daß sie nicht in Ihre zierlich gebohnte Damenstube paßt[2]). Doch kommt es Ihnen gut, daß ich kein Student bin, bei welchen das Sonderbarfinden Tusch ist und mit einer Forderung beantwortet wird[3]). Übrigens ist sie mir von Auerbach etwas

---

[1]) Der von Varnhagen ausgeschnittene Blumenstrauß ist im Nachlaß noch vorhanden.

[2]) Ludmilla an Keller, 30. Nov. 1860: „Für mich soll das ungefähr soviel heißen, daß mein Geist und mein Gefühl in diese zierlich gebohnte Damenstube eingesperrt sei, in das Gewohnte, das Hergebrachte, daß es ihnen an Kraft, an Flügeln fehle, sich aufzuschwingen und weit über diese gebohnte Damenstube zu erheben".

[3]) Ludmilla hatte das „Fähnlein" eine seltsame, sonderbare, eigentümliche Geschichte genannt, und schrieb in ihrem Brief vom

beschnitten worden, der jetzt wohl in Berlin sein wird. Wenn er sich in Ihre radikale Nähe wagt[1]), so grüßen Sie ihn gütigst von mir. Die Erzählung hat mir auch die Gunst des Herrn von Cotta zugewendet, welcher mir ganz wohlwollend darüber schrieb, nachdem er mich durch einen Dritten hatte fragen lassen, ob ich nicht an das kleine Schillerfest auf dem Vierwaldstättersee ginge und ihm eine Sache davon in sein „Morgenblatt" machen wolle? So werden Sie denn in einiger Zeit meine Abenteuer jenes schönen Tages (es war wirklich sehr hübsch) dort lesen können[2]), lauter Novellenabhaltungen.

Ich habe letzthin auch politisiert, indem ich mich in eine Wahlbewegung hinein verführen ließ, um einige schlaffe und kriegsscheue Gesellen aus dem Nationalrat hinauszuwählen. Die Zürcher offizielle Welt nahm unsern Scherz aber als einen Angriff auf sie selbst auf und entbot allen ihren Kräften, so daß wir ziemlich aufs Haupt geschlagen wurden. Ich hatte den Manifestschreiber dabei gemacht und mir dadurch das „Bedauern" der Hochmächtigen zugezogen. Das Bedauern ärgerte mich, und ich verwandelte es durch eine Reihe von Zeitungsartikeln in etwas Solideres, nämlich in Haß und Zorn, der sich wohl wieder legen wird. Indessen habe ich bei dem kleinen Strauße einige gute Erfahrungen und Beobachtungen für mein Handwerk gemacht, sowie einige angenehme kleine Reisen an schönen Herbst-

30. Nov.: „Jener Begriff [sonderbar], wenn er nicht schon existierte, hätte eigens auf Sie erfunden werden müssen".

1) „Auerbach — schreibt Ludmilla — soll in meiner Straße wohnen, hat mich aber noch nicht aufgesucht."

2) „Am Mythenstein."

tagen, um mit den Wühlern anderer Orte zusammenzutreffen.

Ich verlebte auch einige angenehme Sonntage in Luzern, wo ich mit alten Freunden, die ich lange nicht sah, im Freien unter den gelben Bäumen etliche Flaschen gelben Weines trank, doch ohne Gefährde. Es war sehr gemütlich, da alle Touristen verschwunden sind, leider auch die Touristinnen (um mich noch rechtzeitig der Galanterie zu befleißen). Dagegen beobachtete ich in Luzern fast lauter hübsche Wirtsfrauen, wozu es aber der Lokalkunde meiner Bekannten bedurfte.

Der Frau Herwegh hatte ich Ihren Brief stracks gebracht; sie war sehr vergnügt darüber, beneidete Sie aber um die goldenen Schloßoblaten[1]). Sie las mir einen rührenden und interessanten Brief von Ludwig Feuerbach vor, der ganz arm geworden ist und seine langjährige Wohnung, Schloß Bruckberg, das Erbe seiner Frau, verlassen mußte, ohne recht zu wissen wohin. Trotz der unverkennbaren Klage ist der Stil des himmelstürmenden Philosophen dennoch würdig und trotzig.

Nun weiß ich nichts mehr und wünsche Ihnen einen vergnüglichen Winter, indem ich Ihnen nochmals für alle Wohlthaten danke. Seien Sie fleißig im Nachlaßbergwerk[2]) und kommen Sie nächsten Sommer wieder mit der roten Feder auf dem Hut! Ihr ergebenster und unterthänigster

Zürich, den 9. Nov. 1860. Gottfr. Keller.

Bald wiederum ein Jahr verschwunden!

---

[1]) Oblaten, die ein Vorhängeschloß darstellen, deren sich Ludmilla bediente.

[2]) Varnhagens.

134. An Ludmilla Assing in Berlin.

Ich will mich nicht lange herausbeißen, daß Sie in Ihrer Güte veranlaßt sind zweimal an mich zu schreiben, eh' ich einmal an Sie. Ich bin eben diese Zeit her etwas korrespondenzmüde, da ich meine Gedanken für andere Dinge zusammengenommen habe, und da finde ich, man soll sich zu nichts zwingen und auch hierin sich gehen lassen können, ohne zu heucheln oder sich zu entschuldigen.

Indessen danke ich Ihnen doppelt für Ihre neue Zusendung und Vermehrung meiner Freundschaftsbibliothek. Die Briefe Rahel-Veit sind mir sehr interessant und kurzweilig, obgleich mich die übertriebene Haarspalterei im Wahrsein, Gegenseitig-Verstehen, im Denken, Wissen rc. choquiert. Ich glaube, diese Art Luxus in tugendhaftem Scharfsinn oder scharfsinniger Tugendhaftigkeit, so breit ausgehängt, ist jüdisch und hat die gleiche Quelle, wie bei den ordinären Juden der Luxus mit Schmuck und schreienden Farben. Wobei natürlich anerkannt werden muß, daß, wie diese letztern das Geld, so die erstern den nötigen Geist zu ihrem Luxus haben; aber „bon ton" ist's nicht, um mit den jungen Leutchen zu sprechen. Ich habe indessen erst den ersten Band durchgangen.

Das Börnesche Briefbuch[1]), dessen Herausgabe ich der gleichen Hand zuschreiben muß, obgleich Sie sehr diplomatisch damit umgehen, habe ich verurteilt, ehe ich es gelesen hatte. Wieder einmal ein unfertiger Bengel, der eine ältere Person mit einer vermeintlichen Leidenschaft kompromittiert

[1]) Briefe des jungen Börne an Henriette Herz 1861.

oder langweilt, und die sorgliche Einbalsamierung solcher Flegelei, dachte ich. Nun ich das Büchlein gelesen, bin ich doch froh, daß es herausgekommen; denn, wie die Vorrede sagt, ist es Börne fast auf jeder Seite, und die Liebesgeschichte, welches jedenfalls eine krankhafte oder unreife Affaire ist, nimmt am Ende nicht so viel Raum im Text ein. Die Schilderung der Reilschen Wirtschaft in Halle ist köstlich, und so noch manches. Ich lese für mein Leben gern Börnesche Briefe, und wenn sie von nichts handeln.

Ich habe soeben zum Kaffee den zweiten Teil der andern Briefe aufgeschlagen und finde gleich den ersten der Rahel sehr bedeutend und Respekt einflößend. Was die äußere Form, den Jargon und die besagte Kümmelspalterei dieser Briefe betrifft, so muß man freilich die Zeit nicht vergessen, in welcher sie geschrieben wurden.

Ich lasse Stein feierlich grüßen, weil er von mir ausbreitet, ich sei fleißig[1]). In München hat man ausgebreitet, ich sei ein Trunkenbold geworden und ganz heruntergekommen. Man sagte mir, ich müsse unbekannte gute Freunde in meiner Nähe haben, welche dergleichen Dinge nach Deutschland berichten.

Der Madame Herwegh habe ich Ihr Paket selbst überbracht und dafür eine Zigarre mit ihr rauchen dürfen.

Eines nimmt mich wunder an der Rahel, daß sie so viel klagt und sich unglücklich nennt. Es schickt sich nicht zu der übrigen Überlegenheit und Philosophie. Freilich sind die

---

[1]) Ludmilla an Keller, 13. April 1861: „Herr Stein [von Gumbinnen], der jetzt hier ist, meint, Sie wären sehr fleißig, und allerdings wäre mir dies noch der angenehmste Grund Ihres Nichtschreibens.“

Menschen so stupid, daß man endlich, in Augenblicken der Schwäche, selbst sagt, daß Einem was fehlt; und fast alle sind so gedankenlos neidisch, daß sie jeden, der zu schweigen weiß, gleich für einen gemachten Mann halten und wohl gar glauben, man esse heimlich Kuchen.

Es ist schade, daß die Rahel nicht mehr mit eigentlich produktiven Meistern in solche andauernde Briefübung gekommen ist; sie würde dadurch von dem formlosen (obgleich tiefsinnigen) Grübeln abgezogen und an ein lebendigeres Gestalten gewöhnt worden sein schon in ihrer Jugend; d. h. wenn sie wirklich 'was annehmen oder werden wollte, das sie andern dankte; was zu bezweifeln ist; denn zuletzt dreht sich bei ihr alles um ihr persönliches Denkgefühl. Nun, sie darf sich auch so sehen lassen!

Ich habe seit einigen Monaten angefangen, von meinen neuen oder bald ungedruckt alt gewordenen Sachen vorzulesen, so daß ich bald ein wahrer Palleske sein werde. Nach einigen Gesichtern, so die Damen dazu geschnitten haben, dürfte Ihr Kriterium: „sonderbar!" wieder in Anwendung kommen[1]). Halten Sie mir das Wort daher ja recht hübsch parat, daß es gleich zur Hand ist, wenn der Schuß losgeht!

Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

Dieser Brief wurde schon vor zwei Wochen geschrieben; ich wollte einen andern machen, da er mir nicht ganz gehobelt erscheint, komme aber nicht dazu; denn ich habe alle

[1]) Ludmilla an Keller, 29. Juni 1861: „Das Wort ‚sonderbar' scheinen Sie gar nicht vergessen zu können, und beinahe könnte ich glauben, Sie wünschten, daß ich gerade dieses ausspreche."

Hände voll zu thun. So schicke ich dennoch endlich ab, damit Sie mir nur nicht Urfehde schwören.

Himmelfahrtstag 1861.

Ich sitze beim schönsten Wetter zu Hause und schreibe, schreibe, schreibe!

135. An Ludmilla Assing in Berlin.

Zürich, den 17. Juni 1861.

Verehrtestes Fräulein! Sie haben schon wieder feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt und mir ein neues Buch, den „Gentz“, geschenkt[1]). Auf die Gefahr hin, daß Sie dieser Brief nicht mehr zu Hause trifft, muß ich Ihnen doch noch für die interessante Publikation meinen Dank abstatten; es ist ein sehr lehrreiches Quellenwerkchen, das freilich seinem Aufbewahrer und Veröffentlicher zum Lohn allerlei Unbild, z. B. in der „Allg. Augsburger Zeitung“ zugezogen hat, wie wenn er schuld an Gentzens Sündhaftigkeit gewesen wäre. Immerhin liegt etwas Warnendes in solchen Erscheinungen, welches uns sagt, daß wir mit unsrer Freundschaft bescheiden und ökonomisch verfahren und nicht nach bloßem Glanz und Ausgebreitetheit unserer Bekanntschaften jagen sollen, wenn wir nicht in eine Menagerie hineingeraten wollen.

Mit den Rahel-Veitschen Briefen habe ich mehrere Damen beglückt, welche sie über die Maßen hübsch fanden, so z. B. die Madame Wesendonck, die Gönnerin Wagners, in der hübschen Villa, der Sie sich vielleicht erinnern. Mir hilft das nicht viel; denn ich Sünder muß bekennen, daß ich nie

[1]) Fr. von Gentz, Tagebücher 1861.

so recht kurze Weile habe, so oft ich auch das Buch vornehme, ich mag noch so andächtig anfangen zu lesen.

Herr Stein hat neulich einen mißmutigen Brief an die Herweghs geschrieben, laut welchem es ihm nicht zum besten mehr in Berlin gefiele.

Ich habe nicht Zeit, viel Briefzeugs zu machen; ich bin schrecklich pressiert und muß Manuskript anfertigen; kaum weiß ich, wo es vorweg hinkommt. Ich befand mich einige Wochen schlecht und geriet dadurch in Rückstand, so daß ich in den schönen Sommer hinein arbeiten muß wie gewöhnlich.

Dafür wünsche ich Ihnen die beste Reisezeit; Sie werden jetzt wohl im Aufbrechen sein mit Ihrer roten Feder[1]). Also bon voyage et potage, wo Sie nur hinkommen mögen!

Allerunterthänigst grüßend

Ihr ergebenster

G. Keller.

Sollten Sie mich je mit einem Schreiben wieder beehren, so ersparen Sie sich doch die ausführliche Adresse mit: „Kühgasse, Frauenlob" ꝛc. ꝛc.; all das ist nicht nötig, schreiben Sie einfach „in Zürich" oder höchstens noch „in Hottingen bei Zürich"!

[1]) Ludmilla an Keller, 31. Okt. 1872: „Ich glaube, zuweilen läuft auch ein wenig Malice in Ihre große Güte gegen mich mit unter; aber es thut nichts. Zum Beispiel, was die rote Feder betrifft, die, wie ich erst viel später erfuhr, Sie nie leiden konnten. Ich habe deshalb auch keine wieder getragen. Anstatt der roten Feder trage ich jetzt meine grauen Haare, die leider, wie ich fürchte, noch weniger Aussicht auf Ihren Beifall haben können."

Anhang.

5. In Berlin.

Zu S. 12. Gottfried Keller über Palleske[1]).

Emil Palleske,

welcher in den nächsten Tagen in Zürich eine seiner Vorlesungen zu halten gedenkt, ist als Verfasser des schönen Buches „Schillers Leben und Werke" den hiesigen Litteraturfreunden wohl schon bekannt und wert genug geworden; ist ja die Zeit noch nicht so fern hinter uns, wo jenes Buch in rasch errungener Berühmtheit und Verbreitung mit Lewes Leben Goethes wetteiferte.

Zum erstenmal aber tritt uns Palleske nun in seiner Hauptthätigkeit als kunstgeweihter und genialer Vorleser nahe, nachdem er längst in allen Städten des Nordens ein stets herzlich empfangener Gast geworden ist, und da erscheint es uns als eine willkommene Pflicht, ihm ein warmes Wort der Empfehlung vorangehen zu lassen. Der Entwicklungsgang dieser Künstlergestalt macht in der That einen eigentümlichen Eindruck. In seiner Jugend begabter und ernst aufstrebender Schauspieler eigenster Wahl, sich mit dramaturgischen Studien und Arbeiten durchbildend, Dichter einer mäßigen Zahl von Schauspielen, welche durch Wahl des Stoffes, Geist und Form gleich sehr sein ideales Streben beurkundeten, wie „Achilles", „Braut von Korinth", „Montmouth" und „Cromwell", und die an Bedeutung weit über vielen populär gewordenen Zugstücken neuerer Dramatiker stehen, als Verfasser des Schillerbuches glänzender und glücklicher Schriftsteller, wendet er sich immer wieder dem Rhapsodenberufe zu und beschränkt sich darauf, alle Begabung und Durchbildung mit hingebender Leidenschaft dem Vortrage klassischer Werke oder aufmunterungswerter Hervorbringungen der Mitlebenden zu widmen, alle Freude und Ehre nur darin suchend, seine Hörer für das Schöne und Edle zu gewinnen und zu erobern.

---

[1]) „Neue Zürcher Zeitung" Nr. 495. Donnerstag, den 30. Sept. 1875. Zweites Blatt.

Es ist uns der Abend noch in lebendiger Erinnerung, als vor Jahren Palleske im Saale des Englischen Hauses zu Berlin Shakespeares „Wintermärchen" vorlas und unter dem gewählten Auditorium eine Zahl älterer Herren sich befand, welche Tieck und Holtei noch hatten lesen hören und den jungen Mann sofort als ebenbürtigen Fortbildner der edlen Kunst begrüßten. „Das Wintermärchen" gehört zu jenen Stücken Shakespeares, welche von jenen, die durch die harmlosen und unschädlichen Bekundungen der Shakespearomanen immer so schrecklich geplagt und beunruhigt sind, wohl auch als altenglischer Zopf, ungenießbares Zeug u. s. w. bezeichnet werden. Als nun aber Palleske seinen Vortrag begann, war es, wie wenn das Sonnenlicht ein altes gemaltes Kirchenfenster zu erhellen beginnt; von Szene zu Szene verbreitete sich der ursprüngliche Glanz und ließ das Werk auch dem letzten Beschauer oder vielmehr Hörer als ein wohlgemachtes und wohlgethanes erscheinen.

Manchem etwas plan angelegten Gemüt, dem das stille Hineinlesen in die alte Dichtung allerdings ungewohnt und schwierig vorgekommen war, wurde dieselbe nun doch aufgethan und zu einem neu erworbenen Gut.

Seither hat Emil Palleske sein friedlich leuchtendes Licht weit herum und bis tief nach Rußland hinein getragen und überall die durch die deutsche Sprache Verbundenen zu reinem Genusse um sich versammelt, unterstützt durch eine immer gleich frische und liebenswürdige Persönlichkeit.

Wie wir soeben aus der Ankündigung einer ersten Vorlesung auf dem Rüdensaale ersehen, wird dieselbe Fragmente aus verschiedenen Dichtern und Dichtungen umfassen, was ein rasches Orientieren in seiner Kunst und Art gewiß nur erleichtert. Wir hoffen aber, es werde ihm durch volle Teilnahme die Vorführung eines größeren Ganzen nahe gelegt und überhaupt ein nicht zu kurzer Aufenthalt beliebt werden.

G. Kr.

Zu S. 16. Gottfried Kellers dramatische Entwürfe.

1. Die Flüchtlinge.

(1844.)

Erster Aufzug. Erste Szene.

Die Gegend ist ein dunkler Eichenwald, welcher einen großen, mit Seerosen und andern Wasserpflanzen bewachsenen Teich umschließt. Mehrere Holzwege führen an den Teich, über den hinaus man durch eine Waldlücke die offene Landschaft oder vielmehr eine graue Nebel-

wand sieht, welche dieselbe bedeckt. Es ist ein gelinder Regentag. Schwind, Bleich und David kommen daher geschlendert in abgeschabten Kleidern. Schwind (singt mit tonloser zitternder Stimme):

Unter meiner fünften Rippe
Da schlug einmal ein Herz;
Wo Lust und Hoffnung grünten,
Gerinnt nun ein zäher Schmerz.

Meine Augen sind abgetragen,
Ich seh' keine Farben mehr,
Und diese Bäume verschwimmen
Ins Graue um mich her.

Die Ströme, das Meer und die Berge
Verändern sich jeden Tag,
Wer weiß, was mit dieser Erde
Bis morgen geschehen mag?

Es ist doch alles eitel,
Verraucht und verblutet schnell!
Nicht wahr? Nicht wahr, o Salomon,
Du wunderlicher Gesell?

O weh, o weh! die Fidel ist zerbrochen!
Der Hunger ist ein schlechtes Geigenharz,
Und meine Kehle ist verbrannt und heiser!

Bleich. Häng' deine Fidel auf, Du schlechter Barde,
Und binde Würste zu mit deinen Saiten!
Denn dein Geheul weckt mir im Bauch das Grimmen,
Und dieser Wald ist auch kein Opernsaal.
Kein Vogel singt, die Sträuche sind verwaschen,
Wie traurig diese tropfend nassen Eichen!
Der Schierling wuchert hämisch über'n Boden,
Die Brombeerstaud' ritzt schlingend meinen Fuß,
Und auf unreifen Beeren klebt der Gauch.

Schwind. Und diese Pfütze hier, wie melancholisch,
Wie undurchdringlich pechschwarz ist das Wasser!
Das muß ein garstig tiefes Loch wohl sein.

David. Ich weiß die Zeit, wo wir mit wildem Jubel,
Mit Flötenklang den schönen Wald durchstreiften
Und mit den Vögeln um die Wette sangen.

Doch schien damals die Sonne. S' wär am besten,
Man schlüg' uns tot, denn wo wir gehn und stehen
Vergiften wir die herrliche Natur.

Bleich. Der Kleine wird rabiat.

David. Bist du's nicht schon?

(Sie werfen sich ins nasse Gras am Rande des Wassers.)

Schwind. Da sind wir nun!

Bleich. Wie Esel an dem Berge.

Schwind. Mich dünkt, ich hab' was Wichtiges entdeckt.

Bleich. Zieh' los damit! Jetzt können wir es brauchen.

Schwind. Die Armut mit dem Hunger ist von allen
Den ehrlichen Gebrechen doch die größte
Und jämmerlichste Qual, die auch nur nicht
Den kleinsten Reiz für einen Menschen hat.
O Hunger, Hunger! Räudiger Philister,
Der schonungslos die arme Seele quält,
Das Denken tötet und die Mannheit bricht,
Das Herz aussaugt, den Stolz mit Füßen tritt!
Die Armut ist ein guter Geistesdünger:
Wenn täglich man ein gut Stück nahrhaft Schwarzbrot
Ganz sicher heimlich wo verzehren kann,
Da läßt sich der Roman gemächlich spielen;
Doch jeden Morgen wie ein wilder Hund
Nach seiner Nahrung durch die Straßen gehn,
Am dritten Tag vielleicht den Knochen finden,
Der wieder auf drei Tag' uns fristen kann:
Das bricht den Mut, das nimmt die Poesie.

Bleich (bricht in ein Gelächter aus).
Das die Entdeckung! O geprief'ner Geist,
Der aus dem Hunger solchen Honig zieht!
Seht, seht! Da kommt der Kauz, nachdem er täglich
Sein Erbe fliegen ließ nach allen Winden
Und heult uns andern armen Teufeln nun,
Die in der Armut Windeln sind geboren,
Ein Jammerlied vom grauen Hunger vor!
Du kommst mir spaßhaft vor!

Schwind. Das eben macht's,
Daß ich das Elend doppelt, dreifach fühle,
Weil ich's vergleichen kann mit all den leeren
Erträumten Kümmernissen jener Fetten,
Die mager werden aus ersticktem Ehrgeiz,
Religiösen Zweifeln, hoffnungsloser Liebe,
Und denen die Philosophie den Magen

Verdarb und die aus langer Weile bald
Sich hängen würden, hätten sie ihr Leiden
Zur steten Kurzweil nicht! — Sei du Poet,
Sei Held, sei Reformator, Pietist,
Sei Künstler, Krieger, Bauer oder Schuster:
S' ist aus mit dir, sobald das Brot ausgeht
Und nicht mehr kommt. Du bleibst von allem nichts
Als ein zerknirschter dummer Hungerschlucker,
Ein Spott der Welt, dir selbst zur Überlast.

Bleich. Der Hunger macht die Revolutionen.

Schwind. Die gründlichsten vielleicht — doch nur beim Volk;
Uns andern ist er eine Hundepeitsche,
Mit welcher der Tyrann, der liebe Staat,
Uns Überlästige vom Halse treibt,
Unschädlich macht. Wie haben wir gestritten,
Mit frischem Mut, mit stets geschliffnem Hohn,
Verlacht die Polizei, im Turm gesungen!
Die Flucht war uns ein wahres Hochzeitleben,
So lange wir 'nen Becher kühlen Wein,
'Nen treuen Freund und was zu beißen hatten.
Da haben sie uns künstlich isoliert,
Das Brot genommen, die Philisterehre.
Was sind wir nun? Ein paar verlorne Lumpen,
Die nimmer, nimmer sich erholen können.
Die Politik ist aus, wir sind gezähmt!

Bleich. Ich nicht, obwohl ich auch zu Grund gerichtet,
Weil überhaupt die Hoffnung ist verloren.

David. Der Schwind spricht wie ein Schuft und wie ein Esel.

Schwind. Ich nehme dir's nicht übel, armer Junge,
Weil ich dich mit mir in die Patsch' gezogen.

David. Es handelt sich hier gar nicht um die Patsche.
Aus dieser wären wir wohl bald heraus,
Wenn wir in uns den rechten Kompaß hätten;
Es handelt sich vielmehr um Recht und Unrecht,
Und mächtig steigt in mir die Ahnung auf,
Daß wir am Ende nicht die Leute sind,
Der guten Sache auf den grünen Zweig
Zu helfen.

Bleich. Weiter, David, sprich nur weiter!

---

2. Ein vaterländischer Schwank.

(c. 1846.)

Der Marktplatz einer alten Schweizerstadt ist mit papiernen Felsen, Bergen und mit einer papiernen Zwinguri dekoriert. Im Vorgrund lehnen diese Dekorationen an den alten schwarzen Häusern. Im Hintergrunde schaut die natürliche Alpenkette im Morgenglanze über die papiernen, schlecht gemalten Berge herein. Rechts steht eine Stange mit einem Jesuitenhute, links eine Stange mit einer Schlafmütze. Der See, an welchem die Stadt liegt, schimmert durch ein Loch der Papierberge herein folgenden

Prolog:

Im Namen meiner freien Brüder,
Der Ström' und See'n, die hin und wieder
Mit immergrünen klaren Wogen
Dies stolze schöne Land durchzogen,
Im Namen meiner Bergesvettern,
Die hoch in Ätherglanz und Wettern
Von goldnen Wolken hehr umsäumt
Manch leer' Jahrhundert schon durchträumt:
Verwahr ich mich, o Publikum,
Hier vor dem schnöden Philistertum,
Vor der Misere, hohl und toll,
Die nun ihr Spiel beginnen soll.
Wohl war es einst in schönern Tagen,
Als wir in Freuden mitgetragen
Das Wohl und Weh, den Kampf, die Lust,
Die blühten in dieses Volkes Brust.
Das Volk ward müd und schlummertrunken
Und einer finstern Macht geweiht.
Wir sind in uns zurück versunken
Und denken an die alte Zeit,
Wo diese Berge voll Jugendkraft
Einst waren auf der Wanderschaft
Und donnernd ihre Häupter bewegten,
Eh' sie sich drauf zur Ruhe legten,
Wo ihre Liebchen, die wandelnden Meere,
Mit Sturmeskosen sie heimgesucht,
Bis unstet wieder die Wogenheere,
Von dannen zogen in wilder Flucht.

Doch blieb mit hellem Silberblick
Manch schön geklärter See zurück,
In dessen spiegelnd glatter Flut
Die dunkle Meeresahnung ruht.
Die Berge, eherne Gottesgedanken,
Sie standen göttlich, ohne Wanken
Mit Silberkronen, grünsamtnen Gewanden
In stiller Größe auf diesen Landen.
Als endlich das Erdreich fein genug
Lebendige Menschenblumen trug,
Die gleich vom seligen Sternenbogen
Den Strahl der Sehnsucht eingesogen,
Das ewige Leben in ihre Brust,
Den Liebesdrang und die Wanderlust:
Da kamen, wie wandernde Gärten, gegangen
Die blühenden Völkerschaften heran,
Bald ward die freiste von uns gefangen
Und ihr eine Heimat aufgethan.
Bald waren wir so treu verbunden
Und hatten mit einander schon
Das Schweizerheimweh schön erfunden
Als Zeichen jedem Alpensohn.
Die Freiheit wuchs uns unbewußt,
Ein wildes Zweiglein, aus der Brust.
So ging es her und so erstand
Das Schweizervolk, das Schweizerland,
Das glücklichste im Erdenraum.
O, es war doch ein schöner Traum!
Ist's nun vorbei? Ich weiß es nicht.
Doch tief auf meinem Grunde bricht
Die alte Meeresahnung auf.
Ich träume von den alten Sagen,
Ich hör' das große Weltmeer schlagen.
Und nahet dröhnend einst sein Lauf,
Dann wollen wir uns mächtig wenden,
Wir Berg und See'n, an allen Enden,
Und unser Volk zu Hilfe senden
Der Welt in ihrem letzten Streit.
Und es soll nicht das letzte sein. —
Ihr Narren, tretet nun herein!
Denn jetzo ist noch Narrenzeit.

Die sechs barmherzigen Brüder aus dem Schillerschen „Tell“ treten auf:

Wir sind sechs alte Klosterbäuche,
Wir sind sechs faule Branntweinschläuche,
Die nimmer das Wasser halten.
Wir sind sechs Schlingel von Gottes Gnaden
Und zupfen am zerriss'nen Faden
Vom hergebrachten Alten.

Erster Bruder. Das heißt, wir sind Historici
Und rutschen mit geschwollnem Knie
Vor alten Schwarten und Bänden.

Zweiter. Wir schnuppern tief gelahrt darin
Wie Eulenspiegels Eselin,
Ob wir den Hafer fänden.

Dritter. Doch trüb ist uns der Sonne Licht,
Wir seh'n den Wald vor Bäumen nicht.

Vierter. Trüb bleibt uns der Geschichte Wahrheit
In ihrer hellen Sonnenklarheit,
Und nur den Unsinn und die Narrheit
Möchten wir kapieren —

Fünfter. Und konservieren.

Sechster. Was schlecht ist, das verteidigen wir.

Erster. Was gut ist, das beleidigen wir.

Zweiter. Was tot ist, das beeidigen wir.

Dritter. Schnurrpfeifereien messen wir.

Vierter. Das Wichtige vergessen wir.

Fünfter. Und lassen um eine Schweinstallthür
Das Haus zusammenpurzeln.

Sechster. Wir graben nach den Wurzeln
Und knicken die Blüten ab.

Fünfter. Und wo ein Aas im Felde stinkt,
Da kommen wir herangehinkt,
Es sorglich heimzutragen.

Sechster. So sind für diesen Faschingsspaß
Bestellt wir, ein Tyrannenaas
Mit Anstand zu beklagen.

Erster. Auf denn, bis unser Stichwort kommt!
Ein Gläschen Schnaps dem Magen frommt,
Dem Herzen ein Kartenspiel.

Alle. Ja wohl! Der Morgen ist kühl.

Sie humpeln hinter die Coulissen in eine Schenke. Das teilnehmende und zuschauende Volk tritt vermischt in einem langen Zuge auf. Voran eine Alpenfahrt, aus echten und unechten Sennen bestehend, mit Alphörnern.

Kuhreihen, von allen gesungen.

Einst hallten die Berge
Vom Alphorn so schön,
Es klangen die Thäler
Von Schwertergetön.

Noch glänzen die Berge
Wie Rosen so rot,
Noch tönet das Kuhhorn —
Der Schwertklang ist tot.

Ihr rosigen Firnen,
Du glänzender See!
Wir sind so verwirret,
Der Kopf thut uns weh.

Wir gehen auf Matten
Im tauigen Gras,
Wir han was verloren
Und wissen nicht was.

Jodel.

Ein Mann mit einer Trommel tritt auf und verschafft sich durch einen Wirbel Stille. Dann ruft er aus:

Was für ein Lärmen! Stern und Kreuz!
Ist dies die tolerierte Schweiz?
Seid stille, denn durch meinen Mund
Thun Euch die fünf Großmächte kund,
Was Ihr mit Fleiß zu achten habt,
Damit Ihr Euer Grab nicht grabt!
Was guckt Ihr da so keck herfür?
Und denkt: Kehrt erst vor Eurer Thür!
Wir wissen doch, daß jederzeit
Voll Furcht Ihr uns die Ohren leiht.
Drum zieht die Nasen fein zurück!
Denn das ist heut die Politik:
Wem am meisten die Wimpern zucken,
Der muß sich vor dem andern ducken,
Und wer am längsten frech und prahlend steht
Als wohlfeiler Sieger gesund vom Platze geht.
Heut ficht man mit dem großen Maul;
Innerlich aber ist alles faul.

Und Euch wird man mit dem Kolben lausen!
Könnt Ihr nicht mit einander hausen,
So ist die Weisung kurz und gut:
Hier hängt ein Jesuitenhut,
Dort eine Schlafmütz', legt Euch drunter!
Wer wachen will, der bleibe munter,
Doch immer artig, brav und still,
Ob er zu diesem oder jener halten will!
Nun ist die Meinung Euch bekannt,
Macht Euch nicht dick in Eurem Land,
Sonst legt man Eurer Helvetia klein
Einen tüchtigen Coburg ins Bett hinein — —

Nachdem er abgegangen und das Volk wieder laut geworden ist, kommt er zurück und wirbelt noch einmal:

Ich habe noch etwas zu sagen:
Die sich zur Nachtmütz wollen schlagen,
Und die dem Hute zugethan,
Die sondern streng sich auf dem Plan
Und sollen in der Mitte eine Gasse bewahren,
Wo die Herren Diplomaten hindurch können fahren!
Wer sich darauf betreten läßt,
Den packe man und nehm' ihn fest! (ab.)

Das Volk teilt sich nun: der kleinere Haufen rechts unter den Jesuitenhut, der größere links unter die Schlafmütze. Aus beiden treten einige Magistrate hervor und singen; die rechts an den Hut hinauf:

Sei uns gegrüßt, du dunkle Ruh,
Die labend auf uns niederschwebt,
Uns freundlich schließt die Augen zu
Und alles Denkens mild enthebt!

Es schleppt nun unser müdes Bein
Die Freiheit schon Jahrhundert lang
Als schwere Kugel hinterdrein;
Es war ein langer saurer Gang.

Schenk uns der Linderung heilend Kraut,
Die du den Herrn geboren hast,
Maria, süße Himmelsbraut,
Nimm von uns unsre schwere Last!

Die Linken an der Nachtmütze hinauf:

Sei uns willkommen, süße Ruh,
Die sanft sich in die Herzen gräbt,
Die Ohren schließt und Augen zu
Und glücklich uns der That enthebt!

Als noch die Freiheit kurz und klein,
War sie ein Wort von gutem Klang,
Wir putzten ihr die Nase rein
Und lullten sie mit frohem Sang.

Nun aber wächst das wilde Kraut
Hinauf uns an die Nase fast.
Sie wird uns bald zu hoch gebaut —
Sei uns willkommen, linde Rast!

Alles Volk legt sich unter die zwei Stangen, läßt eine breite leere Gasse zwischen sich offen und schläft ein. Nur einige Possenreißer bleiben in beiden Lagern wach, welche sich gegenseitig allerhand Schnack vormachen, in die Faust lachen, und auch wohl eine Prise über die Gasse anbieten.

3. Freischarengespräch aus dem „Stern" zu Heidelberg.

(Juni 1849.)

Freischärler von der deutschen politischen Flüchtlingslegion und einige Bürger und Studenten sitzen und trinken. Ein großer ältlicher Kerl, Offizier, mit einer ungeheuren Kravatte, in blauer Bluse, mit Schleppsäbel tritt herein und kündigt sich mit donnernder Baßstimme an:

Halt! Front! Nehmt Platz! Gesellt Euch bei! Schoppen Bier! (zu einem dasitzenden Freischarenführer:) Schau her! Auch nachgerückt? Wo warst Du so lang?

Zweiter Freischärler. Ei! im Oberland! Ich habe in Lörrach exequiert.

Erster. Hast Du exequiert? Hast Du sie geschröpft, Du Teufel?

Zweiter. Ich hatte mit den Lörrachern noch ein Hühnchen zu pflücken, vom letzten Jahr, vom Struveschen Überfall her! Dazumal hat uns der Bürgermeister unsere Waffen abgenommen und die Ge-

meinde hatte sie verkauft, wie wir nach der Hand hörten. Ich habe die Sache taxiert, ich habe einen bescheidenen Überschlag gemacht, zweihundert Gulden. Ich habe sie in der Tasche!

Erster. In der Tasche? Also sei es! Bon! Ich berühme Dich.

Dritter (zum Ersten). Sei so gut, Kamerad, und bitte bei dem Bürger dort eine Pfeife Tabak für mich aus!

Erster. Wie sagst Du? Wirfst Du ein neues Element, einen neuen gewichtigen Körper in das wogende Gespräch? Eine Requisition sogar? Requirierst Du Tabak?

Dritter. Zum Teufel! Eine simple Pfeife Tabak! Siehst Du nicht, daß der Herr zu Deiner Rechten einen stattlichen roten Beutel neben dem Glas stehen hat?

Erster. Gemach! Langsam, Kriegsgefährte! Sie sollen nicht sagen, daß wir kein Gesetz und keinen Anstand, keine Kenntnis und keine Erfahrung und keine Gebräuche hätten. Sie sollen hören, daß wir genugsame Kunde besitzen von landesrechtlichem, wie von kriegsrechtlichem Standpunkte, von Requisition und Brandschatzung und von richtiger Anwendung dieser beiden Begriffe, von einer gemessenen Auseinanderhaltung derselben, von Anklage und Verteidigung, von Erwägung und von Bezugnahme! Sei stille! Ich meine hier unter Bezugnahme nicht eine solche, welche von dem Tabak dieses Bürgers Bezug nimmt, welche einen Pleonasmus bilden würde aus beziehen und nehmen, nein! für nur Einen lumpigen Gegenstand wollen wir nicht zwei kostbare Verba aufwenden und vergeuden! Wir wollen nur das Eine beziehen, was gerade zu haben ist und das Nehmen lieber für etwas anderes aufsparen! Ich deute vielmehr hin auf jene feinere Bezugnahme des denkenden Menschen und Kriegers, auf diesen Punkt, auf jenes Faktum, die geistige Requisition des ideellen Nutzertrages, welcher aus einer veränderten Stellung der Dinge entspringt. Ich bitte Dich um Geduld, teurer Freund! Niemand soll sagen, wir hätten keine Gebräuche! Also Du verlangst Tabak von diesem Bürger? Erwäge, daß Du ihn entweder teilweise oder ganz verlangen kannst, auf friedlich zivilem oder kriegsrechtlichem Wege! Wähle nun Deinen Standpunkt in dieser Angelegenheit! Ich würde Dir zu einer teilweisen freundschaftlichen Requisition raten; doch hast Du das Recht vermöge Deiner bewaffneten Eigenschaft auch zu dem andern benannten Standpunkt nicht verwirkt!

Dritter. Gut, bitte also den Bürger um eine Pfeife Tabak für mich!

Erster. Nicht bitten! Nein, das meine ich nicht, sondern freundlichst requirieren! (Zu dem Bürger rechts.) Wohlgesinnter Bürger! Dieser Freiheitskämpfer zu meiner Linken requiriert auf freundschaftlichem Wege eine Pfeife Ihres vorrätigen Tabakes; denn niemand soll sagen,

daß wir den kriegsrechtlichen Standpunkt ohne Not vorgeschoben oder vorschieben. Ich empfehle Ihnen nebenbei den Mann als einen, welcher schon mehr als eine Kugel zwischen dem Rhein und dem Nekar pfeifen ließ.

Bürger. Bedienen Sie sich gefälligst, mein Herr!

Erster (zum Dritten). Hier ist der ganze Vorrat, versieh' Deine Pfeife, lade sie, zünde sie an! So — und nun will ich auf dem gleichen Wege, demjenigen der freundschaftlichen Requisition, den Rest zu meinem eigenen Bedürfnisse ergreifen und in diese Papierdüte übergehen lassen! Oder halt — besser! Bürger! Würden Sie vielleicht nicht diesen loyalen roten Beutel auf mehrbenanntem Wege ebenfalls abzutreten geneigt sein zu würdigerer Fassung des so musterhaft gegönnten Tabaks? Sprechen Sie, ohne Furcht, ohne Hinblick auf unser Schwert! Niemand soll sagen, daß wir ohne alle und jede Gebräuche seien, ohne Standpunkt und ohne richtige Anwendung desselben!

Bürger. Zu Diensten, Herr Hauptmann! Nehmen Sie immerhin den Beutel!

Erster. Wackerer Mann! Auch Ihnen sei ein Tropfen unseres Blutes geweiht! Nun aber — entschuldigen Sie, verehrte Männer! Die Pflicht ruft. Wir haben unser Quartier im Badischen Hof genommen; dahin laßt uns aufbrechen, um das Nötige für unser Bedürfnis zu verfügen und eine Runde durch die Küche zu halten, versteht sich auf dem Wege der freundschaftlichen Requisition, insofern nämlich der vorstehende Wirt für dieselbe geeignet und würdig erscheint! Denn niemand soll sagen, wir hätten keine Gebräuche!

(Mit schrecklicher Stimme.) Vorwärts, marsch! u. s. f.

---

4. Der Sonderbund.

(1849.)

Eine Konferenz der sonderbündlerischen Häupter oder auch blos luzernischer Notabilitäten. Die Jesuitenberufung wird verhandelt. Die dem Drama vorangegangene Geschichte der schweizerischen Reaktion seit 1839 kann angebracht, ferner der Kontrast zwischen den Charakteren Siegwarts und Leus dargestellt werden.

Siegwart spricht als perfider Staatskünstler von der Luzernerverfassung, wie sie 1841 revidiert und dem Papste zur Sanktion vorge-

legt wurde[1]). Er rühmt den demokratischen Charakter derselben, wie er nämlich in den gegebenen Verhältnissen den konservativen und kirchlichen Zwecken weit besser entspreche, als ein aristokratischer. Hiergegen erhebt sich der ehrliche Volksmann Leu und verteidigt die Demokratie an sich, nur müsse sie auf gut katholischen Grund gebaut sein; von Hintergedanken und irgend einer Wahl zwischen Staatsformen zu politischen und kirchlichen Zwecken will er nichts wissen. Der fanatische, aber ehrliche Polterer, der einflußreiche Bauer und Volksvater stellt sich hier heraus, und seine Genossen haben Mühe, ihn mit der größten Schonung zu beschwichtigen. Gegen Siegwart äußert er sein Mißtrauen, die machiavellistischen Worte desselben scheinen ihm der Apostasie zu entsprechen.

Heidelberg, Juli 1849.

Leu räsoniert über Volksherrschaft. Er ist aufrichtig für dieselbe, vorausgesetzt, daß sie unmittelbar unter Gottes Schutz stehe.

Stelle, welche der Stelle des Corneille widerspricht, worin er die Volksherrschaft heruntermacht.

Leu hebt die besonnenen, gut gesinnten Majoritäten hervor, an deren Dasein die wühlerischen unruhigen Minoritäten sich aufreiben. Er thut dies mit Humor. Dann stellt er mit schönen Worten dar (von seinem Standpunkt aus, natürlich), wie alles Wichtige gerade bei der Volksherrschaft durch zu viele Köpfe und Herzen gesiebt und durchgezogen werden müßte, bis es endlich zu der entscheidenden Abstimmung gelange, als daß es nicht geläutert und ziemlich gut zu Tage käme, vorausgesetzt, daß die Demokratie eigentlich doch einen König, nämlich Gott, und seinen eingesetzten Statthalter auf Erden, den heiligen Vater, hätte u. s. f.

Die Rede muß aber so gehalten sein, daß zwischen den Zeilen die Demokratie auch für den Vernünftigen und geistig Freien gerettet bleibt.

Siegwart (nachdem er Steiger[2]) eine Weile lächelnd von der Seite betrachtet hat, auf- und abgehend, doch ohne ihm ins Gesicht zu sehen):

Ist das nun Eures Wesens reiffster Kern,
Die hohe Bedeutung Eurer Staatsklugheit?

---

[1]) Die neue Konstitution von 1841, ein Sieg der ultramontanen Partei, wurde Papst Gregor XVI. zugesandt. Im November 1844 erfolgte dann namentlich auf Betreiben Leus die Berufung der Jesuiten nach Luzern.

[2]) Dr. Robert Steiger.

Das also die tiefsinnige Moral
Des artigen Romans, den ihr seit Jahren
Mit so viel Aufwand vor der Welt gespielt?
Volkssouveränetät! Freiheit des Glaubens!
Verfassung! Recht! Gesetz! Tod aller Willkür!
O schöne Worte, herrlicher Ohrenschmaus!
Armselig nüchternes Gesindel wir,
Gemeine Köpfe, welche solche Sterne
Vom Himmel der Rhetorik in das schnöde
Prosaische Leben niederziehen wollen!
Staatsmänner sind sie, diese wackern Herren
Vom höchsten Rang, das muß man ihnen lassen!
Da ist zum Beispiel schlecht und recht ein Volk,
Das stellt durch ganz verfassungsmäßige Wahl,
Ganz formgerecht und streng, mit größter Mehrheit
Die wackern Herren höflich vor die Thüre —

Das Volk (lachend). Ganz recht, das war ja Anno einundvierzig.

Siegwart. Sodann beliebt es diesem Volke auch,
Sich seiner Väter Gott so zu bewahren,
Wie es ihn überkommen hat, und weiter
Behagt es ihm in seiner Gewissensfreiheit,
Zur besseren Erziehung seiner Jugend,
Die ihm durchaus nicht Nebensache ist,
(Und das nach ziemlich anerkanntem Grundsatz)
Behagt es ihm, sag' ich, ein sieben Männer
Von einem gewissen Orden herzurufen.

Siegwart. Ist Casimir Pfyffer in der Stadt?

Weibel. Ja Herr! Ich sah ihn in der Frühe über den Markt gehen, gleich einem, der das Gesetz in der Tasche hat; jeder Zoll an ihm war Gesetzlichkeit und gab der himmlischen Gerechtigkeit einen Nasenstüber. Sein Gesicht schien sagen zu wollen: was willst Du von mir, Engel Michael? Deine Lanze wird stumpf an mir, denn ich bin ein Jurist! Ich bekam Übelkeiten von dem ärgerlichen Anblick.

Siegwart. Hol das legale Steifgesicht der Teufel!

Zu S. 20. 5. Zu „Therese".

[Etwa 1865 auf Grund eines alten Entwurfs geschrieben.]

Erster Akt.

Erste Szene.

Großer, wohnlich eingerichteter Hausflur oder Vorraum; im Hintergrunde eine offene Terrasse oder Veranda mit der Aussicht ins Freie.

Jakob. Marthe[1]).

Marthe. Ei, was suchst Du denn, Jakob? Wo willst Du hin?

Jakob (geht mit zinnernen Weinkannen umher, suchend). Die Kellerschlüssel hab' ich verlegt. Hast Du sie nirgends gesehen?

Marthe. Du hast sie ja in die Brust gesteckt, wie ein Krieger ein paar Pistolen! Aber ist es denn schon wieder Zeit zum Trinken und Essen?

Jakob. Komm', guck' einmal draußen an der Sonnenuhr! Es wird Dir schon Zeit scheinen, wenn Du nur einen Augenblick im Weinberg an der Sonne stehst. Und ich tapferer Soldat stehe schon seit vier Stunden mit meinen Leuten im Feuer. Das ist ja ein schwüles hitziges Jahr und haben wir erst den Monat Mai! — Also von dem vorjährigen Wein soll man nun den Leuten geben, hat unsere Frau gesagt?

Marthe. Ja. Es ist aber doch fast schade; man könnte doch noch abwarten und sehen, was der Wein machen will. Vielleicht erholt er sich.

Jakob (spottend). Vielleicht erholt er sich, natürlich! Vielleicht wird er aber auch zu Essig, und dann ist er noch immer gut genug für die Arbeitsleute! Geh'! es ist gut, daß Du nicht die Herrschaft bist. (ab.)

Marthe (ruft ihm nach). Geh, Du loser Spottvogel! Bring' die Schlüssel gleich wieder und verlege sie nicht! Hörst Du?

Zweite Szene.

Die arme Frau kommt.

Marthe. Guten Tag, liebe Frau! Ihr kommt wegen des alten Weißzeuges für Euer zu hoffendes Kind? Ich habe mit der Herrschaft geredet, muß Euch aber aufrichtig sagen, daß meine Frau nicht gut auf Euch zu sprechen ist. So jung geheiratet und blutarm und schon sieben Kinder und das achte auf dem Wege! Das dünkt ihr die größte Sünde zu sein, solche Kreatürlein in die Welt zu setzen, die man vor Armut weder ernähren, noch ordentlich erziehen kann. Solche Leute

[1]) Für Elisabeth.

kann sie zu Zeiten recht streng anfahren, wenn sie Hülfe von ihr verlangen, obgleich sie niemanden leer fortgehen läßt. Ich wollte nur, Ihr hättet es schon überstanden! Nehmt es in Demut hin, was sie Euch sagen wird und richtet Euch darnach!

Arme Frau. Ach Gott, was kann ich dafür? Es ist nun einmal so. Die reichen Leute haben gut reden, besonders so eine reiche Witwe, die nur ein einziges Kind hat und selber noch jung ist. Da fehlt eben die Erfahrung und die rechte Kenntnis.

Marthe. Oder sagt's doch grad' heraus, was Ihr meint: es fehlt der Verstand! Da seid Ihr im Irrtum, gar gewaltig, wenn Ihr meint, unsere Frau verstehe nichts. Sie ist freilich noch in jungen Jahren, nicht viel älter als Ihr. Aber das ist ein erleuchtetes, frommes und kluges Weib. Klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben, seht Ihr?

Jakob (der unterdessen wiedergekommen und einen Korb mit den gefüllten Kannen, mit Brot, Gläsern u. s. w. zurecht macht). Ja, das ist richtig! Man weiß nicht, was schöner und feiner ist, ob ihr Witz, oder ihre christliche Demut, solle man mehr die feurige und helle Art ihres Geistes, oder die Milde ihres Herzens bewundern. Und geht mir nur mit Euerer Erfahrung! Habt Ihr ein Anliegen? Wollt Ihr was von ihr! Werdet's gleich sehen: die weiß besser, wo Euch der Schuh drückt, als Ihr selbst.

Marthe. Ja, das laßt Euch gesagt sein! Ihr kennet nicht das Leben und die Gedanken solcher vornehmen und gelehrten Herrschaften; aber sie hingegen durchschauen das Treiben und die Bedürfnisse armer Leute vollkommen. Unsere Tugend und unsere Sünde, unsere ganze Unwissenheit liegt vor ihnen da und ist der Gegenstand ihrer unaufhörlichen Sorgen, — seht Ihr!

Arme Frau. Nun, sie kann mir einmal, nehmt's nicht übel, meinen guten Mann nicht wegsorgen und nicht wegbeten. Und ein frommer christlicher Pfarrer hat uns getraut. Arbeiten thun wir beide, was wir vermögen, und keinen Pfennig geben wir unnütz aus; man wird uns nie sehen, wo's lustig hergeht oder wo man den Freuden nachzieht. Allein wir lieben uns herzlich und dünken uns deshalb in aller Not noch reich, und da segnet uns der Herr mit Kindern und unser Reichtum sagt der Not wieder guten Morgen! Ich habe gehört, nehmt's nicht übel, daß Euere Frau keine glückliche Ehe gehabt hat, daß sie ihren seligen Herrn aus kühlem Gehorsam blutjung geheiratet und kaum gewußt hat, was Liebhaben ist. — Da ist es begreiflich —

Marthe. Der Tausend! Was habt Ihr nicht alles gehört! Das geht ja über das Bohnenlied! Was wißt Ihr denn, was glaubt Ihr denn von Unsereinem? Glaubt Ihr, es wird da geschwätzelt und ge-

tätschelt und geküßt und geliebelt bei Unsereinem? Pfui, was habt Ihr für grobe Ansichten und Wissenschaften von der Sache!

Jakob. Nun, hör' einmal, Du alte Marthe, mit Deinem Pfui! Das ist mir jetzt auch ein bißchen zu bunt! Und: Unsereins brauchst Du grad auch nicht zu sagen, denn unsere Frau und Du haben immerhin nicht die gleichen Wissenschaften und sind nicht zusammenzuzählen.

Marthe. Schlägst Du Dich schon wieder auf die weltliche Seite, Du alter Wildfang, Du alter Springinsfeld, Du Maulheld, Du spaßhafter Sündenheuchler Du?

Dritte Szene.

Therese tritt auf, stattlich und fein, aber einfach und dunkelfarbig gekleidet.

Therese (zu Jakob, der mit seinem Korbe abgehen will). Was habt Ihr nun für Wein genommen für die Leute?

Jakob. Wie Sie befahlen, vom vorjährigen.

Therese. Laßt mich ihn kosten!

Jakob (schenkt in ein Glas und überreicht es ihr). Er ist freilich ein wenig trübe, aber schmeckt sonst noch trefflich.

Therese (kostet und besieht den Wein). Er ist krank. Man soll den Küfer holen und sehen, wie ihm noch zu helfen ist. Aber den Arbeitern gebt ihn doch nicht, denn lieber das gesunde Geringere, als ihnen das verdorbene Gute geben. Nehmt einstweilen vom bisherigen! (Jakob ab.)

Erster Akt. [Späterer Versuch.]

Erste Szene.

Eine Straße am Wasser. Im Hintergrunde zieht der hochgeschwollene Fluß vorüber, welcher jedoch zum größten Teil hinter Gebäuden verborgen ist. In der Mitte steht, hart am Flusse, ein hölzernes Häuschen. Das Wasser rauscht, Glocken läuten, Leute laufen schreiend und rufend über die Bühne.

Ein Haufe Schlächter tritt auf von der einen Seite, von der andern mehrere Müller und Zimmerleute, alle mit Stangen, Haken und Äxten.

Zimmermann (zu den Schlächtern). Was macht das Wasser? Wächst es noch?

Erster Schlächter. Es ist
Seit einer Stunde nicht gestiegen, doch
Es tobt in gleicher Höhe lustig fort
Und rüttelt jauchzend, donnernd an der Stadt,
Daß Türm' und Linden in den Lüften wanken.

Zimmermann. Wie steht es bei den Brücken? Halten sie?

Zu S. 21. 6. Jedem das Seine.

(1851.)

Personen.

Sprecher, Gutsbesitzer. [Vater.]
Mariechen, seine Tochter.
Johanna, seine Nichte.
Reinhard, Regierungsrat [Hochfeld, Präsident].
Winzinger, Professor.
Blasius, dessen Bedienter.
Christine, alte Wirtschafterin.
Salome, Schröpferin und Leichenbitterin.
Zündel, ein alter Amtsschreiber.
Schulmeister.
Bauern.
Mägde und Bauernmädchen, Kinder.

Erster Akt. Erste Szene.

Saal.

Vater (kommt). Endlich, Gott sei Dank! haben sie sich erklärt, die beiden Burschen! Ich saß wie auf Kohlen. Aber nun bin ich das Weibsvolk los und das Junggesellen- und Jägerleben geht wieder an! (Ruft in eine Thüre.) Mariechen! Johanna! Rasch, kommt! Kommt einmal her, Mädchen!

(Johanna und Mariechen kommen.)

Da gebt mir die Hände, seid froh und freut Euch! Sie haben sich ergeben, der Präsident und der Professor! Sie sind Euere Freier. Großes Wort. Fühlt Ihr es? Für Euch und mich. Ihr habt Männer, rechte Gesellen, und ich bin wieder frei wie der Vogel in der Luft! — War das ein Leben, seit Ihr aufgewachsen und Damen geworden seid! Zuerst fortgezogen der alte gute Freund Tannharz, ausgezogen mit der schöneren Hälfte unserer Hunde und Hündinnen, fort mit der einzigen Diana! Mich verlassen mit Flinten und Schrot, mit Stangen und Leinen, Garn und Fallen! Hingegangen an einen besseren Ort, wo die Hunde in den Stuben liegen und die Wasserstiefel unter dem Tische eine Ruhestatt finden, wo geraucht und gespielt, getrunken und geflucht und gelogen und gelacht wird! Und ich blieb hier zurück und mußte die edle Jägerei betreiben wie ein Wilddieb, verbergen meine Gewehre, als ob ich sie gestohlen hätte, und den Waidsack in den Schrank hängen und meine zwei Hunde heimlich besuchen! Indessen stampfte und

wälzte er sich in Sümpfen und Schnee herum und durfte sich nicht genieren, wenn er bei seinem edlen Gastfreunde wie ein gebadeter Fuchs nach Hause kam! Und er sandte mir Hasen und Hühner mit spöttischen Bemerkungen: der Herr Kamerad werde wohl Mangel an Wildbret haben! Der Satan! (Zieht einen Brief hervor.) Seht, Kinder, diesen Brief hab' ich vor einigen Tagen von ihm erhalten! (Liest.) „Lieber Freund! Der General ist gestorben. Seit acht Tagen liegen ein Dutzend Agenten und Schelme aus der Hauptstadt im Hause und besehen sich das Gut, welches verkauft werden soll. Die Fahrhabe und das Vieh sind schon versteigert. Ich sitze in einem leeren Winkel und spähe nach einem Asyle umher und darf nicht einmal vom Flecke, damit die Kerle nicht meine Hunde und mein Pferd auch für Verlassenschaft ansehen und verauktionieren. Meine sechshundert Thaler Einkünfte sind auch nicht gewachsen. So thue ich denn Buße und komme wieder zu Dir. Ich will meine Hunde in einem günstigen Augenblicke alle erschießen bis auf den Hühnerhund, welcher eine Enkelin unsrer alten Diane ist und alle ihre Tugenden besitzt. Im übrigen werde ich demütig einziehen, und wir wollen uns ganz klein machen und Deine Hausordnung nicht stören. Schreibe, wann ich kommen kann. Meinen alten Fritz muß ich mitbringen, sonst wird aus der ganzen Sache nichts! Dein Tannharz[1])." (Wischt sich die Augen.) Nun, was sagt Ihr dazu?

Johanna. Ei, wir hoffen, liebster Oheim, Sie thun unsern Herzen wenigstens so viel Ehre an und glauben, daß wir uns von ganzer Seele auf seine Ankunft freuen. Zudem wird es uns ein wahrer Triumph sein, den alten Knaben mit aller Artigkeit noch so trefflich zu bekehren, wie es mit Ihnen gelungen.

Vater. Ich hab' ihm geschrieben: „Tannharz! Komm auf der Stelle, aber erschieße nicht die Pfote eines Hundes! Bring alles Zeug mit und halte einen feierlichen Einzug! Die Mädels müssen fort, das eigene Gewächs wie das andere." Dies hab ich ihm geschrieben, weil ich merkte, daß die zwei Jungen anbeißen wollten. Nun ist's vorüber. Mein Kamerad kann heute noch kommen und Ihr marschiert diese Woche noch Eure Straße! Siehst Du, wie Du lächelst, Mariechen! Bst! Schäme Dich nur nicht!

Johanna. Abgesehen von allem, was sich begeben wird oder nicht, darf man vielleicht doch wissen, auf welche von uns jeder der beiden Herren sein gütiges Auge geworfen hat?

Vater. Ah! Das soll ich Euch wohl erst sagen? Geht! Ich habe den Streich längst gewittert und gemerkt, daß alles abgekartet ist.

---

[1]) Diese Figur ist im obigen, später geschriebenen Scenarium nicht vorgesehen; der Dichter scheint sie also fallen gelassen zu haben.

Johanna. Aber Oheim!

Mariechen. Nicht ein Sterbenswörtchen wissen wir. Ums Himmels willen!

Vater. Gut! Dir glaub ich's. Aber der Großen da nicht. So hört also zum voraus, was die muntern Jungen Euch bald genug sagen werden! Der Professor wirbt um Dich, Johanna, und Du, mein Kind, sollst den Präsidenten heiraten. Wie schmeckt das? — Was zum Teufel, Ihr werdet ja beide blaß, wie ein frisches Tischtuch! Hat's eingeschlagen? He?

Johanna. Professor Don Juan mich?

Vater. Und der Präsident Deine Base Marie! Geht! Euer Erbleichen beweist so recht, was da längst hier eine Leidenschaft miniert hat. Wie alles zusammen klappt, ihr ruchlosen Dinger! Geht! Wer wird denn so unverschämt verliebt sein!

Johanna (lächelnd). Lieber Onkel, was mich betrifft, so könnte mein Blaßwerden ja ebenso gut daher rühren, daß mich der eine nicht will, als daher, daß mich der andere will!

Vater. Nichts da! Keine Flausen! Es schickt sich alles zu gut. Zwar hab ich hinter dem Duckmäuser, dem Schulmeister, gar nicht so einen Wildfang, so einen Don Juan gesucht, wie Ihr's nennt, und kann es so wenig mit seiner Herkunft als mit seinen sonstigen Eigenschaften zusammen reimen; aber desto besser, wenn er's ist, denn da paßt Ihr zusammen wie Hans und Grete. Gerade so ein stolzes und großäugiges Ding, wie Ihr seid, Fräulein Nichte, so eine, die keinen Spaß versteht, wird dem Fant den Kopf zurecht setzen, da er im übrigen ein guter Tropf ist und sein muß wie seine Vorfahren. Da ist hingegen der hochfahrende und hochgemute Herr Präsident, dieser N., stark und feurig, trotz der Gesetztheit, in welcher er sich nun gefällt. Welchen bessern Gegensatz könnte er in einem Weibe finden, als Deine Sanftheit, Deine milde Geduld und Hingebung, Deine stille Wut, alles zu lieben, zu dulden und zu verehren, o mein Mariechen! (Schmeichelt ihr.) Doch damit Punktum! Ihr seht, daß ich schon von Eurer Düftelei und Naseweisheit angesteckt bin. Es ist Zeit, daß wieder andere Saiten aufgezogen werden. (Ab. Da Professor und Präsident auftreten, entfernen sich Johanna und Mariechen nach verschiedenen Seiten, indem sie sich gegen die Auftretenden verneigen.)

Zweite Szene.

Hochfeld[1]) und Winzinger.

Winzinger (aufgeregt Hochfeld bei der Hand fassend). Nun muß ich doch glauben, daß es Dein voller Ernst ist und Du mich nicht hintergehst.

[1]) Später in Reinhard umgetauft.

Hochfeld. Was denn?

Winzinger. Daß Du wirklich die kleine Mariechen liebst und um sie wirbst, daß es nicht Johanna ist.

Hochfeld. Ich sehe aber wahrhaftig nicht ein, weswegen ich hierin eine Komödie aufführen und Dich oder jemand anders täuschen sollte?

Winzinger. Gut. So höre! Wie Du nun gesehen hast, kam ich hieher, um die Hand der köstlichen Johanna zu erwerben; denn ein Gott hatte mich von meinen Träumereien, meinen bestäubten Folianten, meinen toten Idealen aufgerüttelt und ins Ohr gerufen: Mache Dich auf und ergreife das Leben! Erringe Dir das schönste und höchste Weib, und Du hast Ideal und Wahrheit zumal in Deinen Armen! Dann erst wirst Du einen Maßstab und einen Ausgangspunkt für das Unendliche gewinnen.

Hochfeld (lächelnd). Das heißt, diese göttliche Ansprache erklang aus irgend einem Buche zu Dir herüber?

Winzinger. Spare Deinen Spott, denn es gilt ein höchstes Problem! Ich sandte also meine lebensdurstigen Blicke aus, und wohin konnten sie anders fallen, als auf dies wunderbare Frauenbild, diese Verschmelzung von Schönheit, hoher Ruhe, Klugheit und Stolz, welches alles nur eine Hülle der edelsten und feinsten Leidenschaftlichkeit ist, die hold gemäßigt aus ihren Augen zu strahlen scheint?

Hochfeld. Mich dünkt, Du beschreibst sie gut. Deine Thorheit wird Weisheit.

Winzinger. Zwar muß ich gestehen, daß sie manchmal etwas Unnahbares für mich hat, und der Glanz, der auf mich fällt, wie von einer leisen Ironie durchzittert wird, daß ein seltsames Gefühl der Kälte mich überfröstelt. Aber welche Rose ist ohne Dornen? Welchen Wert kann das Höchste haben, wenn es nicht errungen und bezwungen wird? Nachdem ich einmal die freie Selbstbestimmung zu That und Leben, zu Liebe und Leidenschaft vollzogen, kann diese Arbeit nur dadurch würdig fortgesetzt werden, daß ich durch gewaltiges Begehren, durch Mut und Ausdauer das Erhabenste und Sprödeste in den Kreis meiner Idee ziehe und banne.

Hochfeld (lachend). O Du Erznarr! So ziehe, banne doch! Ich begreife nur immer noch nicht, wie ich Dir darin hinderlich sein soll!

—

[Johanna. Reinhard?]

Er. Ich ehr' Euch und bin hier, um Euch zu werben.
Sie (spöttisch). Ei seht, das ist ein Wort, das sich läßt hören
Jedoch im Ernst gesprochen: sagt gleich frei und offen,
Zu welchem Zweck, Geschäft und tücht'gem Nutzen,

Zu welcher Spekulation, Berechnung, würd'gem Plan
Bin ich Euch tauglich? Denn solch trockner Mann
Wie wäre der so müssig und so höflich,
Um süßen Freiens willen bloß zu freien?
Er. Ich seh' Euch gern und bin Euch herzlich gut.
Sie. Ei hört! Das klang wahrhaftig fast wie herzlich!
Welch eine Leidenschaft glüht nicht in diesem Wörtchen!
Doch wißt, es ist zu groß und zu gering
Zu gleicher Zeit, als daß, so karg gespendet,
Es bei mir einen Glauben finden könnte!
Er. Ich lüge nicht.
Sie. Ihr lüget nicht? Sei es!
Doch glaubt Ihr, spröder schroffer Freiersmann
(Wie Ihr Euch nun benennt) so zu gefallen?
Er. Wenn ich Euch nicht gefalle, wie ich bin,
So wünsch' ich auch nicht anders zu gefallen.
Sie. Das dacht ich! Mit Euch selbst seid Ihr zufrieden!
Und Ihr bewundert Euch!
Er. So sehr, daß ich
Aus lauter Eigenliebe mich mit Eurer
Person und Liebe nur belohnen möchte.
Sie. Und wenn ich das nicht will, nicht kann, nicht will?
Er. So saget nein! Und ich bescheide mich.
(Sie kehrt ihm den Rücken und spricht mit andern.)

Sie (freundlich). Man sagt, Ihr könnt sehr liebenswürdig sein,
Wenn Ihr nur wollt! Kurzweilig, wohl gelaunt.
Er. Das wär' ein Heil für mich, ich glaub' es kaum.
Sie. Doch welche Farbe ist für Euer Weib
Bestimmt? Die rosenrote oder jene graue.

[Winzinger. Reinhard.]

A. Ich muß Dir nur gesteh'n, Du kommst mir gar
Zu zapplig vor!
B. Und muß ich mich nicht rühren,
Jetzt, da das Glück mir Breit' und Länge gönnt?
Hascht nicht der rechte Mann den Augenblick?
A. Ja ja — doch alles hat so seine Weise! —
Ich sah jüngst einen ehrenfesten Kerl,
So einen recht nutznießerischen Burschen,
Dem man's von weitem ansah, daß er keinen

Verschliff'nen Pfennig zu viel vergab und keine
Minute, die irgend zu was gut, verlor.
Er saß steif wie ein Bolzen an der Schenke Wand
Ehrsam und still, trank für sein Geld sein Bier,
Saß für sein Geld die Bank ab, horchte eifrig
Auf jedes Wort, besah die Menschen gar genau,
Dies alles, um den kostbaren Augenblick,
Der ihn zwei Groschen kostet, wohl zu nützen.
Und als die Schenkdirne auf ein Weilchen
Sich zu ihm setzt, ergreift er sie beflissen,
Obgleich nicht von Geblüt noch Sitten locker,
Streichelt und tätschelt sie eifrig und emsig,
Die träge Gunst der Dirne rasch beraubend,
So lang sie bei ihm saß; denn das schien ihm
Als Gast, wie andern, füglich zu gebühren!
Nicht so will ich die Dame Glück erhaschen,
Und naht sie sich, laß ich sie erst ein Weilchen
Gelassen, ruhig ihre Gunst verschwenden,
Zu seh'n, ob sie mich liebt, und seh ich dies,
Dann faß ich sie mit doppelt gierigen Händen
Und küß' ihr froh die vollen reichen Brüste.

Siehst Du den Blinden mit der hohlen Hand,
Die kein Metallschmied fester und gekrümmter
Je schmieden wird aus Eisen oder Erz?
So krumm durch die Gewohnheit vieler Jahre
Ist diese Hand zum Betteln angefertigt.
Die Sonn' vergüldet sie, und fällt ein Regen,
So sammelt sich in ihrer harten Höhlung
Ein Wassertümpelchen, und gierig fischt
Darin der Blinde mit der andern Hand,
Fällt ein gemünztes Schüppchen in den Tümpel.
Ein Kunstwerk scheint die trockne braune Hand,
Und sieht man sie, so möchte man es schwören,
Zum müssigen Empfangen hat ein Gott
So recht mit Fleiß die Menschenhand ersonnen,
Denn keine Arbeit kann der Lump verrichten
Mit den zur Krümmung längst erstarrten Fingern.

Zu S. 22. 7. Die Roten. Ein Lustspiel.

(Berlin, 22. Mai 1851.)

Zwei Kerls, ein roter Monarchist und ein roter Republikaner, werden von einer lustigen Gesellschaft mystifiziert, daß einer den anderen zum Tode verurteilt und nachher ad absurdum geführt wird.

Beide rote Hauptkerle müssen genugsam Narren sein, um das Possenhafte, welches zur Durchführung nötig ist, zu motivieren.

Der Monarchist ist ein alter steifbeiniger Militär; bei der fingierten Revolution wird ihm vorgemalt, er habe das Standgericht zu präsidieren. Der Republikaner, Vorsteher einer Mädchenschule, unpraktischer naseweiser Kerl. Es wird ihm weiß gemacht, er sei Chef des revolutionären Tribunals und habe Todesurteile zu unterschreiben. Jeder verurteilt den andern zum Tode. Der Monarchist läßt den Demokraten standrechtlich füsilieren, dieser jenem den Kopf abschlagen. Beide glauben, die Sache sei vor sich gegangen und verfallen nun in fürchterliche Gewissensbisse und schwache Zustände. Friede und Schlaf sind dahin rc., bis sie sich unvermutet einsam begegnen. Verblüffung und possierliche Lösung.

Die kräftigen und tüchtigen Personen dieser Komödie, welche mit den verknöcherten Aberwitzigen das lehrreiche Spiel treiben, handeln während der Zeit nach außen auf zweckmäßige Weise und richten wirklich etwas Ersprießliches aus durch Kraft, die mit Einsicht und Humanität verbunden ist. Auch hier verschiedene Abstufungen und Individualitäten.

---

8. Drosselbart.

(c. 1851.)

Der sieht mich eine Brut von Affen küssen,
Die er mir zu erzeugen einst gedenkt;
Der führt mich schon in seines Sinns Triumph
Bei einer Unzahl rotäugiger Basen
Und aberwitz'ger Vettern wie ein Schaf herum,
Die mich durch ihre Brillen scharf begucken
Und mich mit plumpem Oheimsscherz bewerfen.

Zu S. 27. 9. Die Provençalin.

Als der Totengräber den Sargdeckel abgehoben, erwacht sie gleichzeitig und richtet sich auf. Entsetzt flieht er davon und läßt seine Laterne stehen. Sie steigt aus der Grube, sieht sich um und erkennt die Lage. In der dunkel stürmischen Nacht nimmt sie die kleine Blend-

laterne und gelangt nach einigem Irren vor das Haus des Gatten und zieht die Klingel, daß dieselbe nur einen einzigen schüchternen Ton gibt, den nur der schlaflose Mann hört. Er öffnet das Fenster und sieht das Weib mit dem Laternchen in ihrem Theaterkostüm unten stehen, glaubt, es sei ihr Gespenst, als sie auf seine Frage: „Wer hat geschellt?“ mit zitternder Stimme ruft: „„Ich! Ich komme aus dem Grab!““ (Oder so was.) Da schreit er: „Geh, wohin du gehörst!“ und schlägt das Fenster zu.

Da wandert sie fort aus der Stadt, nachdem sie die Laterne gelöscht (?), bis sie im Morgengrauen auf der Landstraße eine mit Fuhrwerk reisende Komödiantentruppe trifft und von derselben aufgenommen wird. Schmuck und Geld kommen ihr zu statten, sich zu kleiden und zu stärken, zu erholen 2c., die Gesellschaft zu verlassen und in die Ferne zu fliehen. Indessen hat sich der (oder die) Totengräber, resp. Diebe ermannt und sind in der Dämmerung zum Grabe zurückgekehrt und haben dasselbe zugeworfen, alle Spuren verwischend. Niemand hat eine Ahnung von dem Vorgefallenen.

Nach der Verstoßung, welche einstweilen keine förmliche Scheidung zu sein braucht (um die konfessionell historischen Schwierigkeiten zu umgehen), entschließt sich die Heldin, ihre bisherige Persönlichkeit aufzugeben resp. zu verwandeln, und den Gatten als eine andere wieder zu erobern. Sie verbreitet die Nachricht von ihrem Tode und zu der Schauspiellust und -Kunst, die die Ursache ihres Unglückes gewesen, nunmehr die Zuflucht nehmend, übt sie die Rolle der andern Persönlichkeit ein und führt sie durch für alle und überall, ehe sie daran geht, den frühern Mann wieder zu gewinnen. Sie lebt sich so in die Sache hinein, daß sie gewissermaßen selbst an die neue Persönlichkeit glaubt und um so täuschungsfähiger wird.

Zu S. 28. 10. Im Irrenhaus.

(c. 1879.)

Ein Gesunder läßt sich als Verrückter aufnehmen, um den schuftigen Verwalter zu intrigieren und dem Direktor beizuspringen. Er mystifiziert und hänselt jenen, stellt sich u. a. als tobsüchtig, um ihn gehörig durchzuprügeln, dann als schwermütig u. s. w. Er bringt dabei den Beweis auf, daß der Verwalter in der That die Kranken böswillig beredet, sie seien ganz gesund und widerrechtlich gefangen gehalten vom Arzt u. s. f.

Der Verwalter. Er handelt nur und hält keine Monologe, wie um absichtlich nicht in sich hinein zu sehen während der instinktiven Sicherheit seines Lebens und Thuns.

Zwei sprechen davon, was der Kerl eigentlich sich selbst innerlich sagen möge; es wäre wissenswürdig ꝛc. und er hört unbemerkt dieses Gespräch. An dieser Stelle muß er sich nachher gezwungener Weise gegen sich selbst aussprechen; daher endlich ein charakteristischer Monolog.

11. Das Gassengericht[1].

In einem Akt. In der Exposition werden arme oder geringe Leute von Reichen und Übermütigen beleidigt oder sonst mißhandelt.

Ein Motiv des Streites: Nichtbezahlung einer Zeche. Gastgerichte.

Dann vergeben sich die Reichen oder Beleidiger selbst unter einander oder gegen dritte und veranlassen ein Gassengericht, in welchem jene Armen durch den Zufall Richter werden.

Gotthardstraße, die alte. Mittelalter. Ein großer Herr oder so was beleidigt einen kleinen oder Einsamen, der nachher als Beisitzer auf der Straße über ihn zu richten hat.

Jedenfalls die Gotthardstraße, etwa im 14. Jahrhundert. Entweder wird ein Armer über den Reichen oder ein Junger über den Alten, ein Schwacher über den Starken ꝛc. zum aufgerufenen Richter. Der Reichsvogt, z. B. Werner von Homberg[2], kann komparieren, das damalige Gibellinentum der drei Länder, Zürichs ꝛc. heiter mitspielen. Etwa: Homberg reist über den Paß mit Kriegsleuten und verfällt selbst dem Gassengericht. Eine Liebschaft läuft mit unter.

(Über Gassengerichte s. Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte; Grimm, Rechtsaltertümer; Grimm, Weistümer; Osenbrüggen, Studien zur Rechtsgeschichte.)

12. Der Prozeßliebhaber.

Ein reicher Bauer im Kanton Bern besucht wöchentlich alle möglichen Prozeßverhandlungen und Audienzen, die er zu veranstalten weiß. Der Aufenthalt in den Gerichtslokalen und nachher in den Wirtshäusern ist sein Leben; er regaliert dann nicht nur seine eigenen Advokaten, Zeugen ꝛc., sondern auch die ganze Gegenpartei, die Richter und die Weibel. Er stiftete zuletzt seinen eigenen Pächter auf, einen Prozeß gegen ihn anzustrengen auf die tollste Weise und versicherte ihn, daß es

[1]) Dieser und die folgenden Entwürfe stammen aus den siebenziger Jahren.

[2]) Der bekannte schweizerische Minnesinger und Haudegen.

ihm nichts schaden noch kosten solle. Die Sache war natürlich schlecht und wäre bald abgethan gewesen. Allein der Bauer wußte für seinen Gegner immer neue Listen und Umtriebe zu erfinden, bis es endlich doch zur letzten Instanz und Hauptverhandlung kam, wobei dann der Bauer seinen Pächter mit ungeheurem Pläsir und Triumph besiegte, die ganze Mannschaft glänzend bewirtete und alle und jede Kosten, inklusive Advokaten, bezahlte.

---

13. Der neue Graf von Gleichen.

Derselbe wanderte nach Amerika aus. Als er dort durch irgend eine sonderbare Verwicklung authentische Nachricht vom Tode seiner in der Heimat gebliebenen Frau erhielt, verheiratete er sich wieder und kehrte später, als es ihm in Amerika nicht mehr gefiel, nach Zofingen zurück samt seiner neuen Frau und fand aber auch die alte noch vor, die gar nicht gestorben war. In dem darauf folgenden Bigamieprozeß konnte der Mann nicht bestraft werden; es wurde lediglich die zweite Ehe für ungültig erklärt. Da aber die amerikanische Frau nicht zurückgeschickt werden konnte und überhaupt nirgends eine andere Existenz gefunden hätte, mußte sie eben auch im Hause bleiben, und so lebte der Alte faktisch mit zwei Weibern. Komik liegt darin, daß dieselben sich fortwährend in den Haaren lagen und sich so um des Kaisers Bart stritten, weil der alte Göckelhahn nichts mehr wert war.

Derselbe hatte einst dem Stadtbauamt den Sarg für eine hinzurichtende Kindsmörderin zu liefern. Als man ihm bemerkte, daß der Kasten etwas sehr kurz ausgefallen, sagte er richtig, er habe eben im voraus den Kopf abgerechnet beim Zuschneiden.

Zu S. 33. Das Bändchen „Neuere Gedichte“ hat kurz nach seinem Erscheinen eine ungeheuer komische Geschichte angerichtet. Man wird den Schatten des großen Humoristen nicht beleidigen, wenn man sie erzählt. Er selbst hat meines Wissens nie davon gesprochen. Unter der Abteilung „Von Weibern“ steht ein Gedicht „Gretchen“, worin ein Mädchenschicksal wie das des Faustgretchens oder geradezu dieses selbst geschildert wird: das Dirnlein fleht vor dem Gnadenbild der Mutter Gottes unter Orgeldonner um den Myrtenkranz, dessen es, der Schande zu entgehen, so dringend bedarf.

Nun geschah es im Mai 1852, daß tief im Ungarlande, in Ödenburg, eine Margarethe L., geboren in Kempten bei Lindau am Bodensee, dreiundvierzig Jahre alt, gattenlose Mutter von zwei Mädchen, Regina Rosina und Barbara, daneben Dienstmagd bei der gnädigen Frau von R., in einem Zeitungsblatt auf den Namen Gottfried Keller stieß und mit klopfendem Herzen in den Buchladen eilte, um die angekündigten „Neueren Gedichte" desselben zu kaufen. Richtig! da stand auf Seite 42 ihr Schicksal buchstäblich gedruckt; selbst ihre guten Mädchen waren mit Liedern bedacht, eines unter der Aufschrift „Das rote Bärbchen", das andere sogar, wie billig und dem Doppelnamen gemäß, mit zweien: „Regina" und „Röschen". Endlich eine Spur des Ungetreuen, Totgeglaubten! Unverweilt setzte sich das ungarische Gretchen hin und schrieb an Herrn Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig, diese Herren möchten ihr über den Geburts- und Aufenthaltsort des „sogenannten Gottfried Keller" schleunigste Auskunft geben, die unter Schmerzen erwartet würde. Für den Fall, daß dieser selbst antworte, war eine Zehnkreuzermarke für ihn beigelegt. Gottfried Keller schrieb wirklich nach Ödenburg, die Geschichte gehe ihn nichts an. Darauf, im Juli, kam ein weit beweglicherer Brief aus Ungarn, worin Gretchen ihr trauriges Schicksal dem wertschätzbarsten Herrn Keller als dem einzigen aufrichtigen Freunde anvertraut. Sie gebe sich für eine Witfrau aus, und niemand als ihre Angehörigen wüßten um ihr Geheimnis. Nämlich der sogenannte Gottfried Keller sei ihr Geliebter gewesen, und sie habe zwei Kinder von ihm: Regina Rosina, jetzt zwanzigjährig, und die um drei Jahre jüngere Barbara, die ihren geliebten Vater noch gar nicht kennen. Denn dieser sei vor sechszehn Jahren, vierzehn Tage vor der Hochzeit, in den Krieg nach Griechenland gezogen und dort umgekommen. Wenigstens behaupte der Totenschein, er sei in einem Sumpf erstickt. Das komme ihr sehr auffallend vor, und ein Freund habe ihr gesagt, daß ihr Gottfried noch am Leben sei, „welches ich auch gar nicht daran zweifle; denn ich hätte schon einigemal Partieen gehabt und sehr gut: allein ich weiß nicht, denn es war mir immer so, als wie wenn mich

jemand zurückhalten möchte und sagen möchte: nicht heirat! Dann hat mich der Zufall zu der Zeitung geführt, wo ich den werten Namen Gottfried Keller gelesen habe und mir es keine Ruhe mehr gelassen hat, um mir das werte Gedicht bringen zu lassen, ob vielleicht mein Schicksal darin bemerkt worden ist, welches auch haarklein eingetroffen ist — mein ganzes Schicksal vom Anfang bis zum Ende — und ich noch sehr im Zweifel bin, ob Sie es, wertschätzbarster Herr Keller, nicht derjenige sind und Sie vielleicht sich den Augenblick nicht zu kennen geben wollen, indem dem Gottfried Keller sein Vater auch von Zürich gebürtig ist." Dieser letztere sei Webermeister und zu Lindau am Bodensee ansäßig gewesen, wie dies alles gründlich wahr in dem Gedichte stehe. [Sie meint offenbar das Gedicht S. 132 „Heimweh" und daraus hauptsächlich die dritte Strophe.] „Der sogenannte Gottfried Keller war Faßbinder, dann ist er zum Militär gekommen und ist Tambor (!) geworden, dann Korporal, dann Schwimmmeister in Lindau . . . Dann hat er mit dem Militär fort nach Griechenland müssen, und ich glaube halt immer, daß man mir einen falschen Totenschein überschickte, daß er vielleicht noch am Leben ist und verheiratet sein sollte und sich nicht trauen sollte, mich zu benachrichtigen. Und wenn dies auch der Fall wäre, so wünschte ich ihm deswegen alles Gute, indem ich nur noch wünschen möchte, daß die Kinder nur ihren lieben Vater kennen lernten u. s. w. Sollte er nicht vermöglich sein, um eine große Reise zu unternehmen, so möchte ich und meine Kinder alles anwenden, um selbst ihn zu besuchen oder abzuholen, indem ich halt noch immer im Zweifel lebe, doch noch was von ihm zu hören u. s. w." Ein Bruder von ihr sei in Güns verheiratet, wo es ihm sehr gut gehe: er besitze zwei Häuser und noch zwei Schwestern, die sich leider auch im Dienste bei Herrschaften befinden müßten.

Mit den Bitten der Mutter vereinigte sich das kindliche Flehen der ältesten Tochter Regina Rosina. Sie schreibt wörtlich: „Es währe mein heißester Wunsch, meinen vielgeliebten Vater wider noch einmal in meinem ganzen Leben zu sehn, indem ich jetzt das zwanzigste Jahr meines Lebensalters zähle und ich ein Jahr alt

war, wo ich meinen lieben Vater gesehen habe und seit volle neunzehn Jahre nicht mehr, so das ich ihn gar nicht kenne, weil ich in Kempten von meinen Großeltern auferzogen worden bin und mir alle des evangelischen Glaubens sind. Was aber mein tif gegrängtes Herz so schmerzte, [ist,] das mein vielgeliebter Vater uns so zeitlich verlaßen hat und mir keine gründliche wahrheit wissen, ob er wirklich tod ist oder nicht; was mich unendlich freuhen möchte, wenn ich meinen geliebten Vater wider finden könnte u. s. w. Und sollte es der Zufall sein, wenn er noch am Leben ist, daß mir wieder zusammenkommen möchten, o wie glücklich möchten wir uns schätzen und gewiß als dankbare Kinder an ihm handlen. Und sollte er wirklich tod sein, nun, so soll er sanft

Ruhn in seinem Todenschlummer,
Decket ihn die kühle Erde zu,
O, so gwählet ihn kein stiller Kummer,
So genißet er die süße Ruh!
Und führt mich einst der Weg zu seinem Grabe,
Seh' ich seinen Leuchenstein vor mir,
O, so gehn [gönn'] ich ihm die allerletzte Gabe,
Weine heißen Trähnen für ihn nach u. s. f.

Des Menschen gröstes Leiden ist die Trennung, des Menschen gröste Wonne Widersehn. Ich hoffe, das mein Schreiben alles unbekannter weise in bestem Wollsein antreffen möge. Und sollt' ich Sie in meinem Schreiben beleidiget haben, so bitt ich unterdännigst um Vergebung.

Des Lebens unbescholtne Freuden
Sind Freundschaft, Liebe, Frohersinn,
Und unter diesen Seligkeiten
Wall jeder Ihrer Tage hin!

Mit vieller Hochachtung empfället sich Ihre ergebenste Dienerin Regina Rosina Keller."

Hier versiegt die Korrespondenz. Man kann sich vorstellen, wie der sogenannte Gottfried Keller gelacht und geflucht haben mag über diese ungeahnte Macht des Gesanges. Um jedoch Wirkungen ähnlicher Art vorzubeugen, hat er später vorsichtig das betreffende Gedicht unterdrückt und auch die Weibernamen bei den

übrigen gestrichen. Eduard Vieweg schrieb ihm im August 1852: „Der Brief aus Ungarn muß ein prachtvolles Spezimen sein, was Sie gelegentlich vortrefflich benutzen können. Sie werden mir einen Spaß machen, wenn Sie mir die ganze Korrespondenz gelegentlich mitteilen, da ich doch der Vermittler gewesen bin."

Manchmal konnten höchst äußerliche Dinge Keller zu einer Änderung an einem Gedichte bestimmen. So schloß das Lied „Abend" (S. 11 der Gedichte 1846: „In Gold und Purpur tief verhüllt") ursprünglich mit der Strophe:

„Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte,
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt in seiner Kette" u. s. w.

In den Gesammelten Gedichten ist diese Strophe weggelassen. Auf meine Frage nach der Ursache dieser Streichung antwortete Keller, das Blümlein in der Kette sei höchst unplastisch; der Hauptgrund jedoch sei folgender: er habe sich einst bei einem Falle die Hand verstaucht und darauf von einer ungenannten Züricherin eine Salbe erhalten mit den parodierenden Versen:

„So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Sälblein hängt in seiner Kette."

Seither könne er die Strophe nicht mehr ausstehen.

Zu S. 33 ff. Ältester Eingang zum „Grünen Heinrich".

(1846).

I.

An einem schönen klaren, bald blauen und bald grünen See in der Schweiz liegt ein altes graues Städtlein still und freundlich mit seinen schwarzen wunderlichen Türmen, mit seiner verwitterten Stadtmauer, in welche allerlei friedliche Wohnungen mit Weinlauben eingebaut sind, mit seinem baufälligen Rathause und den alten hölzernen Brücken, mit seinem „Goldenen Engel" und „Blauen Hecht", und vor allem aus mit seinen großen grünen Lindenbäumen. Vertraut schmiegen sich im schwellen-

den Kranze dieser Linden die hohen räucherigen Häuser um die uralte byzantinische Stadtkirche, welche mit ihren verdunkelten Fenstern wie eine blinde Großmutter aussieht, die im Gewimmel ihrer Enkel sitzt und ihnen Märchen aus dem Morgenland oder von ihrer Jugendzeit erzählt.

Und aus jedem dieser Häuser steigt eine stille Rauchsäule empor zum blauen Himmel: aus den großen und stattlichen eine dicke und lustig wirbelnde, aus den kleinen und dürftigen eine spärliche und schüchtern zitternde; aber alle vereinen sich in der Höhe zu einer einzigen blauen Rauchblume. Mir ist sie wie eine Fata Morgana, welche das verborgene Leben der Stadt und ihrer Häuser wiederspiegelt, und ich glaube durch die Schornsteine hinab auf jeden Herd schauen zu können, den von Thränen umschimmert und jenen von lautem Lachen umkränzt.

Wenn die Abendsonne auf das Städtchen scheint und der wolkenlose Himmel unmittelbar auf seinen Türmen und seinen großen vollen Lindenkronen ruht, wenn von allen Fenstern und Hecken getrocknete Kinderwäsche flattert und aus den besonnten Höfchen und Gäßchen ein summender Kinderlärm herübertönt, das einzige Geräusch in der Gegend, wenn hie und da in den kleinen blumenüberfüllten Gärtchen vor der Ringmauer ein einsames Mädchen geht und über den See in die glühenden Alpen schaut und das alles zusammen sich im klaren Gewässer spiegelt, so still und selbstgenügsam: dann sollte man nicht glauben, daß in diesem Stillleben jemals ein Herz erwachte, tief und unruhig genug, einen Roman zu durchleben.

Und doch möchte ich nun in dies liebe Nest, wie in einen Blumenscherben[1]), das schwache Reis meiner Geschichte einsetzen und pflanzen, daß es aufwachse und ranke um diese und jene Freundesbrust. Es wird nur Einen kurzen Sommermonat durch grünen und nur Eine Knospe tragen, die vor ihrem Entfalten abfällt.

II.

Also war über dem Städtlein der Ostersonntag angebrochen in lieblicher Klarheit. Seine milde jugendliche Sonne, welche erst gestern den letzten Schnee vom jungen Mattengrün der Berge hinweggeschmolzen hatte, beglänzte golden die stille dichtgedrängte Häusermasse. Es war aber noch früher Morgen und an der lautlosen Stille keine andere Bewegung sichtbar, als daß hie und da sich ein blitzendes Fenster öffnete und ein rosiges Kinderantlitz zeigte, das ungeduldig dem Osterlamm und seinen Freuden entgegenlächelte oder -sang.

Nur in dem alten, fast baufälligen Hause der Frau Elisabeth Walther war schon reges Leben wach, und die neugierige Morgensonne

[1]) Vgl. die erste Ausgabe des „Grünen Heinrich“ 1, 6.

durchstrahlte in der sonst so stillen reinlichen Stube eine geschäftige und ungewöhnliche Unordnung. Denn Heinrich, das einzige unter Kummer und Sorgen groß gezogene Kind der Frau Walther, wollte sich heute ablösen vom bangen Mutterherzen und hinausziehen ins große Deutschland, um zu suchen und zu jagen nach der Erfüllung seiner Träume und Pläne.

Materialien zum „Grünen Heinrich“.

Spekulation beim Gutes thun. Heinrichs Hinblicken auf den unsichtbar zuschauenden Gott, wenn er etwas Gutes gethan hatte. Sein naives Ringen mit seiner Selbstsucht. Er freute sich immer, daß ihm Gott erst nach der That einfiel. Es kam vor, daß er absichtlich unterließ, seinem Herzenstriebe zu folgen, weil ihm Gott vorher einfiel und er nichts Verdienstliches aus Spekulation thun mochte. Wunderliche Paradoxe.[1])

(1849.)

Heinrichs Erinnerungen auf dem Grabe seiner Mutter. Die stillen schweigenden Stunden in der alten Stube.

Die glückliche heitere Jugend der Frau Lee; ihr Liebesverhältnis und ihre Untreue. Die Idee der lebenslänglichen Buße. Auch ihr tragisches Schicksal hat eine frühe Schuld zum Träger.

Der Vater Heinrichs. Als Heinrich in die Jahre der Mannbarkeit trat und unter die Leute kam, vernahm er überall das Lob seines verstorbenen Vaters. Angesehene Männer begrüßten ihn mit Achtung als den Sohn eines rechten Mannes und erzählten ihm vieles von seinem Vater.

Befremden der Mutter vor einzelnen seltsamen Blicken Heinrichs.

Agonie in der Schule (Landknabeninstitut). Schwänzen. Leihbibliotheksgeschichte.

Unterschied zwischen Heinrichs Gottvertrauen und demjenigen seiner Mutter.

Lustiges Leben Heinrichs. Ausflüge in eine benachbarte alte Reichsstadt[2]). Poetisch heiteres Treiben daselbst.

---

[1]) A. a. O. 4, 385.

[2]) Etwa der Ausflug nach Augsburg Bd. 1, 116.

(Heidelberger Schloßgarten 1849.)

Wenn Heinrich, von Natur Eklektiker, Zauderer und unentschlossen, noch durch äußere ungünstige Verhältnisse gehemmt, zu keinem Resultate gelangt und verunglückt, wenn der Graf, teilweise unbewußt durch die Geburt, dann durch Unentschlossenheit des Urteils und eine gewisse vornehme Faulheit auch zu keinem glücklichen Ziele gelangt: so ist hingegen Georg[1]) ein Charakter, welcher, äußerlich und innerlich zu stark begünstigt und genährt, zu rasch, zu glänzend lebt und reüssiert und sich schon in frühester Jugend überholt und stirbt. Seine letzte Komposition sind die Spötter nach dem Worte des Psalms: „Wohl dem, der nicht sitzet auf dem Stuhle der Spötter.“ Alle Arten von Blasiertheit, Spleen und Überdruß sind darin ausgedrückt.

Es sind insbesondere die salbungsvollen rationellen Konstitutionellen, welche einen geläuterten und vernunftgemäßen Begriff von Gott und Unsterblichkeit zu haben wähnen und mit salbungsvoller Beredsamkeit Atheismus, Demokratie, Anarchie und Nihilismus in Einen Tiegel werfen.

So sehen wir, daß dieselben Menschen, welche der Menschheit das Bedürfnis und das Reifsein für die Idee eines ewigen Gott- und Unsterblichkeitsbewußtseins vindizieren wollen, derselben doch für diese Spanne Erdenleben die Fähigkeit für republikanische Maßhaltung und Selbstbeherrschung absprechen. Was soll dem Menschenkinde die unabsehliche verworrene Aussicht auf ein vollkommenes göttliches Urbild und unendliches Leben, wenn ihm nicht einmal zugestanden wird, daß es in diesen kleinen und greifbaren irdischen Verhältnissen leben könne, ohne ein willkürliches gemachtes Phantom, welches der konstitutionelle Monarch in der That ist? Was soll ein Gott mit einer Kreatur beginnen, welche ein Wort, wie Republik und Demokratie ist, gehört und verstanden hat und doch trotz ihrer Vernunftgaben sich für zu faul und zu schwach erklärt, dieses Wort zur Wahrheit machen zu können? Diese Kreatur will ewig leben und sich über die ganze sichtbare Welt vergeistigt erheben und fühlt nicht einmal so viel Geist und vollkommene Würde in sich, sich die notwendige männliche Entsagung und Aufopferung zur Republik zuzutrauen. Denn so wie die Republik nicht eine gemachte Form, sondern ein ursprüngliches Wesen und die Gerechtigkeit selbst ist, so ist auch nicht sie die Lehre von der Begehrlichkeit und Selbstsucht, sondern der Monarchismus ist es, welcher der menschlichen Schwachheit erlaubt, unter seinem Deckmantel ohne große Opfer nach

[1]) Der ursprüngliche Name für die Gestalt des Ferdinand Lys.

allen möglichen Bequemlichkeiten und weichlichen Genüssen und nach kleinlichen Ehren zu haschen, welche man sich als mystische Symbole zurecht macht und die sich zur republikanischen Ehre gerade verhalten, wie wertloses Papiergeld zu wirklichem Golde.

Der Graf rät Heinrich, sich der produktiven Behandlung des öffentlichen Lebens zu widmen, als der einzigen noch möglichen und würdigen Form, die Gestaltungskraft und dichterische Phantasie zu benutzen, welche, wenn sie eine gesunde sein wolle, auch für das wirkliche Leben die besten und schönsten Erfindungen leisten müsse. Alle subjektive Eitelkeit, alles Phantastische müsse abgethan werden und nur in klarer kühler Ruhe das Leben, der Staat betrachtet, beherrscht und gelenkt werden, in dem man alles als ein großes dichterisches und doch wirkliches Werk ansehen müsse, dem vor allem aus die Verwirklichung der poetischen Gerechtigkeit not thue.

Man müsse nur nicht mit Ostentation den Idealisten und Schwärmer hervorkehren, sondern die innere Wärme mit äußerer ruhiger Schärfe decken, so werde man mit edlen Grundsätzen die naseweisen Philister mehr beherrschen, als dieselben je ahnen; denn am Ende bliebe ihnen nie etwas anderes übrig, als den wahrhaft Guten nachzuhinken und zuzujauchzen.

Nichtbefriedigung in der Landschaftsmalerei und Täuschung in der Wahl.

Fähigkeit Heinrichs, bei aller Feinheit und Keuschheit des Gefühls das Stärkste und Härteste zu denken und zu empfinden. Unverantwortlichkeit der Einbildungskraft.

Graf. Ich bin überzeugt, daß jeder gescheite Mensch unter günstigen Umständen und den entsprechenden Bedingungen in seinem Leben einmal im stande wäre, ein gutes Gedicht, ein gutes Gemälde, eine tüchtige politische That, eine Melodie, einen Schlachtplan zu entwerfen. Die schlechten Musikanten und schlechten Poeten sind nicht sowohl deshalb schlecht, weil es ihnen an dem spezifischen Talente fehlt, sondern

weil sie überhaupt einfältige Menschen sind, die, wie man beobachten kann, auch in allen übrigen Beziehungen nicht viel taugen. Nur der bornierte Mut, mit welchem sie sich in das besondere Gebiet werfen, erregt so viel Aufmerksamkeit, daß man auf sie hinsieht und das sonderbare Wort spricht: „Es ist ein Poet, aber ein schlechter“, während dicht nebenan ein stiller unbekümmerter Mensch lebt, welcher vielleicht schon mehr als einmal die zu einem guten Werke notwendigen Bedingungen bei einander gehabt hat, ohne es zu wissen. In der That gibt es auch in der schönen Geschichte sowohl, wie in der politischen mehr als eine hervorragende That, welche im Leben ihres Hervorbringers ganz vereinzelt dasteht und die Frucht von zusammentreffenden günstigen Umständen zu sein scheint oder eigentlich ist.

Mancher, der ein leidliches Gedicht komponiert und Geist und Gemüt anstrengt, deren mehrere aus dem Nichts zu rufen, würde sich viel besser an der Stelle des Naturforschers hinter dem Mikroskop, dem Teleskop, durch Berg und Thal schweifend, oder vor den Geheimnissen des Nervengewebes befinden, die wohl eingeübten Mittel und Hilfswissenschaften statt der dürren Kunstregeln handhabend. Dort würde die reiche Materie seinem suchenden Gedankentrieb den echten Schwung geben und seine vorher ins Leere greifende Phantasie als glücklicher Entdecker auf einem wundervollen Festlande wandeln.

Sie müßten zu viele Vorwissenschaften nachholen, welche schon mit der frühsten Jugend begonnen werden sollen, um eine rechte Lebenslust für den Brauchenden zu sein; Sie würden bei einem herausgerissenen Stück des großen Alls wieder unzufrieden sein. Wählen Sie daher jenes andere Feld, zu welchem Sie die hauptsächlichsten Vorkenntnisse schon besitzen: die Kenntnis Ihrer selbst und des menschlichen Gemütes!

Nicht als ob ich die Gewißheit nicht ahnte, daß einst Staatswissenschaft, Naturerkenntnis, Menschenkenntnis und das, was man Philosophie und Religion nennt, alles eines und dasselbe sein werden, wenn die großen Wahrheiten und Erfahrungen vereinfacht und in großen klaren Hauptzügen das Alphabet der Bildung sind. Einstweilen aber kann der einzelne nichts thun, als sein bißchen Menschenkenntnis und Gemütsbeherrschung zur allmäligen Herbeiführung seiner Zeit zu verwenden und dazu sich und die Menschen zu nehmen, wie sie sind.

Erwachen des bürgerlichen Bewußtseins. Parteileben. Wahl. Schüchternes Bewußtsein, nichts zu nützen und noch keine reellen Pflichten erfüllt zu haben. Wahlkampf.

Hingabe und Opfertod für das Vaterland sind das Vorbild im kleinen für die Hingabe und Aufopferung für die ganze Menschheit. Gleichwie sich der Bürger für das Vaterland opfert, ungeachtet er selbst nicht mehr an den Früchten teilnehmen kann, und auch wenn er Christ ist, nicht hoffen darf, dies engere Vaterland jenseits wieder zu finden: so besteht die Tugend des echten Menschen darin, daß er dem Wohle der Menschheit und der ganzen Welt gemäß handelt und lebt, auch wenn einst sein Bewußtsein davon für immer verschwinden sollte.

Beispiel an Goethe und Schiller, wie sich die typisch hervorragenden Menschen vergöttern und zum Mythus werden, sobald sie unsern Augen entschwunden und ihre Körperlichkeit den Nachkommen nicht mehr begreiflich ist.

In puncto Organismus und Proportioniertheit. Vergleichung der Schweiz mit Europa, welches ja auch seine Überlegenheit und Kulturentwicklung dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit seiner physischen Gliederung zu danken hat im Gegensatze zu dem monotonen Asien und Afrika.

Patriotismus und Kosmopolitismus.

Erst durch richtige Vereinigung beider gewinnt jedes seine wahre Stellung. Die Ratschläge und Handlungen des beschränkten und einseitigen Patrioten werden seinem Vaterlande nie wahrhaft nützlich und ruhmbringend sein; wenn dasselbe mit dem Jahrhundert und der Welt in Berührung tritt, so wird er sich in der Lage eines Huhnes befinden, welches angstvoll die ausgebrüteten Entchen ins Wasser gehen sieht; indessen der einseitige Kosmopolit, der in keinem bestimmten Vaterlande mit seinem Herzen wurzelt, auf keinem konkreten Fleck Erde Fuß faßt, für seine Idee nie energisch zu wirken im stande ist und dem fabelhaften Paradiesvogel gleicht, der keine Füße hat und sich daher aus seinen luftigen Regionen nirgends niederlassen kann.

Wie der Mensch nur dann seine Nebenmenschen kennt, wenn er sich selbst erforscht, und nur dann sich selbst ganz kennen lernt, wenn er

andere erforscht, wie er nur dann andern nützt, wenn er sich selbst in Ordnung hält und nur dann glücklich sein wird, wenn er andern nützlich ist, so wird ein Volk nur dann wahrhaft glücklich und frei sein, wenn es Sinn für das Wohl und die Freiheit und den Ruhm anderer Völker hat, und es wird hinwiederum diesen edlen Sinn nur dann erfolgreich bethätigen können, wenn es erst seinen eigenen Haushalt tüchtig geordnet hat. Immer den rechten Übergang und die innige Verschmelzung dieser lebensvollen Gegensätze zu finden und zur geläufigen Übung zu machen, ist der wahre Patriotismus und der wahre Kosmopolitismus. Mißtrauet daher jedem Menschen, welcher sich rühmt, kein Vaterland zu kennen und zu lieben! Aber mißtrauet auch dem, welchem mit den Landesgrenzen die Welt mit Brettern vernagelt ist und welcher alles zu sein und zu bedeuten glaubt durch die zufällige Geburt in diesem oder jenem Volke, oder dem höchstens die übrige weite Welt ein großes Raubgebiet ist, das nur dazu da sei, zum Besten seines Vaterlandes ausgebeutet zu werden!

Allerdings ist es eine Eigenschaft auch der wahren Vaterlandsliebe, daß ich fortwährend in einer glücklichen Verwunderung lebe darüber, gerade in diesem Lande geboren zu sein, und den Zufall preise, daß er es so gefügt hat; allein diese schöne Eigenschaft muß gereinigt werden durch die Liebe und Achtung vor dem Fremden; und ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus (ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding.

Nicht zu vergessen gegen den Schluß der Autobiographie Heinrichs Gott so schildern, wie Heinrich selbst ist. Naivetät, mit welcher er seine willkürlich geniale Subjektivität zu seinem Gott macht.

[Zur Neugestaltung aus den siebenziger Jahren.]

„Grüner Heinrich". Zum Ende. Heinrich findet nach seiner Rückkehr und dem Tode der Mutter eine Aufzeichnung derselben (Brieffragment oder dgl.), in welcher sie die Erziehungsfrage mit Klagen und Selbstvorwürfen bespricht. Geheimste Äußerung. Im Sinne des Unvermögens, eine solche Entwicklung kontrollieren oder fördern zu können. Was sie hiebei versäumt habe auch im Punkte der strengeren Haltung 2c.

Wirkung dieser Entdeckung auf Heinrich, dessen seelische Lage dadurch eine wirklich tragische wird. Die Gewissensskrupel der toten Mutter werden zu den seinigen, und er empfindet das höchste Mitleiden für sie.

Frage des Weltbetruges, der verlorenen Zeit, der Nichtigkeit.

In der entgotteten Welt (durch philos. atheist. Vorgang beim Grafen) wohnte nun um so einziger und strahlender die neue Liebe. Als diese dann hinwegschwand, war jene nur um so leerer und öder. Auch dies wieder eine betrüglich vexatorische Wendung.

Dialog Judith und Heinrichs. Sie ärgert und spottet nachträglich des scheinbar Zufälligen in Land und Leuten in Amerika, Städtenamen. Sprachverwirrung u. s. f., wo sie einsam und freudlos gelebt. Heinrich sagt ihr, daß einst die Heimat zur Zeit der Gründung ebenso toll ausgesehen habe. Betrachtung, wie sie beide um ihr Leben gekommen seien und nun sich doch noch treulich darüber erheben können u. s. f.

Resignation der Arbeit im Dunkeln, unbekannt bleibend, geringe Dinge verrichtend. Fehltritt auf der Treppe mit Erscheinung Judiths verbunden.

Nachdenken über Lys. Das Schöne, resp. der Kultus desselben, ist auch nicht das letzte Wort und hält ohne weiteres nicht in allen Lebenslagen vor. Krankheit, Kummer, Alter, Lebensmüdigkeit werden davon nicht gehoben u. s. w. Gar der bloße gute Geschmack ist an sich kein Bürge gegen die Unwürdigkeit.

Trost p. Mutter Tod. Es ist denkbar, daß auf dem Indifferenzpunkte zwischen Tod und Leben der Augenblick der Befreiung, des Ruhegefühls mit merkwürdigen Vorstellungen der Beglückung so lange erscheint, wie ein ganzes Leben, vermöge der bekannten Erfahrungen des Traumes, der Opiumesser ꝛc. und daß also das erlebte Übel in jenem Augenblicke sich aufheben könnte.

Zu S. 56. Ein wechselvoller Tag.

Sommernacht. Sie lagen auf dem Bette. Gegen Morgen erwachte N. Der Mond war am Untergehen und streute ein schwaches Zwielicht durch das Schlafzimmer. Das Fenster stand offen und ließ ein fernes, gehaltenes Rauschen des Stromes hören, wodurch die übrige

tiefe Stille in der Natur nur noch auffallender wurde. N. glaubte, seine Frau schlafe an seiner Seite. Ihre weiße Brust leuchtete mild und beseligend in dem Dämmerscheine; sie hielt die Hände um den Kopf geschlungen. N. beugte sich über ihr Gesicht und wollte sich an den schönen treuen Zügen weiden, als er bemerkte, daß ihre Augen weit offen standen und ganz wach und munter in die Nacht hinausschauten. Ein ruhiger dunkler Glanz belebte sie; dazu war ihr Mund eng verschlossen; die tiefe Ruhe und Stille ihres ganzen Wesens entsprach dem heiligen Schweigen, welches auf dem Lande lag. Sie schien in ein unergründliches Sinnen verloren und als N. seine Blicke in ihre Augen senkte, begegnete sie mit einem leisen Rucke ihrer Augen denselben und verschmolz ihren Blick mit dem seinigen, ohne den naiven und köstlichen Ernst ihres Gesichts im geringsten zu verändern. Nicht die leiseste Zuckung des Mundes, nicht der leiseste Laut unterbrach die Ruhe. Endlich sagte N.: „Was sinnst Du, mein Kind?" Da sagte sie: „Wahrhaftig, gar nichts! Ich bin nur zufrieden und vergnügt." Der Ton ihrer eigenen Worte erschreckte beinahe die Glücklichen und sie schwiegen wieder.

Vermischtes. [c. 1850.]

Schmerzliche Resignation des Dichters, welcher täglich hören muß, daß erst eine künftige Zeit der Poesie wieder eine schöne Wirklichkeit zur Entfaltung bieten und dadurch große Dichter hervorbringen werde; welcher dies selbst einsieht und doch die Kraft und das Verdienst in sich fühlt, in jener prophezeiten Zeit etwas Tüchtiges leisten zu können, wenn er in ihr leben würde. Er hat allen Trieb und alle Glut in sich, einem erfüllten Leben den dichterischen Ausdruck zu leihen, gerade aber, weil er weiß, daß alles Antizipierte falsche Idealistik ist, so muß er entsagen und der rückwärts liegenden überwundenen Produktion sich anzuschließen, dazu ist er zu stolz. Hier muß er sich nun sagen, daß er nichtsdestoweniger das ihm Zunächstliegende ergreifen und vielleicht gerade seine Lage in schöner Form darstellen soll. Unter Shakespeares Dichtungen ist der pathologische Hamlet nicht die unansehnlichste. Und überdies hat jede Zeit gesunde brauchbare Momente, und liefert in ihnen den Stoff zu einer schönen, wenn auch episodischen Poesie. Jeder Dichter, der ein Herz verrät, ist, lebe er, wann er wolle, der Teilnahme der Nachwelt gewiß. Wo die Romantiker dies gethan haben, was freilich selten geschah, finden sie auch die gebührende Anerkennung bei jedem, der selbst ein Herz im Leibe hat.

Der Irrtum ist verzeihlich, welchen man begeht, wenn man gute und edle Eigenschaften in den Menschen voraussetzt und selbst bei schlechten Exemplaren hofft, daß sie ausnahmsweise einmal, gewissermaßen uns zu Gefallen, groß sein werden. Aber fast unverzeihlich ist der Irrtum, wenn wir in der Souveränetät unsers guten oder geistreichen Bewußtseins verlangen und hoffen, ein armer schlechter oder dummer Teufel müsse auf unsere Demonstration hin, wenn wir ihn ad absurdum führen, ohne weiteres sich selbst aufgeben und sich als vernichtet u. s. f. bekennen, und wenn wir ihm, während wir ihm doch eben zu beweisen glauben, daß er ein Lump sei, doch so viel Größe und Generosität zutrauen, daß er diesen Akt der Selbstvernichtung mit einer gewissen chevaleresken Dankbarkeit gegen uns vollziehe. Wir wundern uns dann nachträglich darüber, wo so viel Haß gegen uns herrühre und sind sogar erstaunt, daß der Betroffene sich wirklich sehr praktisch als Schuft oder Dummkopf erweist. Wir haben vergessen, daß jedem Tierlein das Prinzip der Selbsterhaltung unauslöschlich eingepflanzt ist.

Berlin, Mai 1850.

Ich sah einmal einen halb verhungerten Hund vor ein Wägelchen gespannt. Auf diesem saß ein betrunkener Kesselflicker mit seinem Weibe, die auch besoffen war, und einer ganzen Brut skrophulöser Kinder. Diese artige Familie fuhr in hellem Galopp auf der Straße daher, den Hund peitschend und antreibend, daß das arme Tier sich vor Geheul und Schweiß nicht zu helfen wußte und die Zunge fast im Staube schleifte. Empört warf ich das Pack von seinem sauberen Triumphwagen herunter und prügelte den ehrenwerten Vorsteher desselben weidlich durch. Hernach schnitt ich die Stränge entzwei und befreite den Hund. Da fuhr mir die Bestie wie rasend an die Kehle, daß ich genug zu thun hatte und nicht erwehren konnte, daß der Kesselflicker mir seine Prügel doppelt wieder vergalt, wozu seine Brut ein niedliches Lied sang.

Ich kannte einst einen drolligen Kauz; wenn der in der Schenke hinter dem Tische saß und mit einem andern in Wortwechsel geriet, so paßte er seine Zeit ab, bis beide im Eifer die Köpfe über den Tisch vorbeugten und faßte dann unversehens des Gegners Nase zwischen die Knöchel seiner Faust und hielt sie über der Mitte des Tisches fest, indem er ihn angrinste und schrie: „He, was willst Du nun? Hab' ich recht oder nicht?" Alle Umsitzenden brachen in ein Gelächter aus, daß der Abgefaßte, wehrlos in der Klemme, in der lächerlichsten Position und vollständig geschlagen war.

Zu S. 78. Ballade vom jungen Mörder Haube.

Unheilschwanger sind die Lüfte,
Und es naht ein grauses Weh;
Denn es sproßten Macbethsthaten
In der Unschuld weißem Schnee!

Gab es wohl ein sanft'res Wesen,
Als ein Schneiderlehrling bot?
Einer ist jedoch erstanden,
Der schlug seinen Meister tot.

Seinen großen starken Meister,
Der im Bette friedlich schlief;
Als der Morgen graute, hieb er
In die grauen Locken tief.

Weckte mordend so den Meister,
Der schlaftrunken mit ihm rang;
Und mit dem graunvoll Erwachten
Rang der Knirps, bis es gelang,

Bis der Stärk're sank zu Boden.
Dieses that der kleine Held.
Und der Kobold suchte sogleich
Nach des Toten Gut und Geld.

Blutbedeckt von Kopf zu Füßen,
Triefend auch vom eignen Blut,
Späht der Wicht nun unverweilet
Nach des Toten teurem Gut.

All' die friedlichen Gelasse,
Laden, Schränke malt er rot
Mit der Hand, dem roten Pinsel,
Bis dem Aug' der Raub sich bot.

Schließt behutsam alle Thüren,
Wäscht sich von der Tünche rein,
Wechselt das Gewand und schnüret
Endlich sich das Bündelein.

Und dasselbe unterm Arme,
Tritt er hastig aus dem Haus,
Atmet keck die Morgenlüfte,
Schaut nach allen Winden aus.

Freiheit hat er nun und Schätze,
Und der junge Tag bricht an;
Eben hat ein Zuckerbäcker
Seinen Laden aufgethan.

Und wie einer, der besitzet
Und befiehlt, tritt jener ein,
Läßt begehrlich seine Blicke
Schweifen über Glas und Schrein.

Läßt das reiche Füllhorn stürzen,
Marzipan rollt und Tragant,
Füllet schwelgrisch alle Taschen
Mit dem bunten Allerhand.

Spielet mit den süßen Dingern
Jetzo auf der Eisenbahn,
Welche hin nach Hamburg führet
Und zum großen Meer hinan.

Blickt neugierig wie ein Wiesel
Aus dem Wagen in das Feld,
Ahnet hinter jedem Busche
Des Columbus neue Welt.

Doch die Kunde seiner Unthat
Ist in Hamburg längst bekannt
Durch den Telegraph; am Bahnhof
Harrt Senator und Sergeant,

Harrt der ehrwürd'ge Senator,
Welcher Polizeichef ist,
Und die menschenkund'gen Worte
Nunmehr ernst und tief ermißt.

Sieh, da schießt der Eisendrache
Zischend, dampfumhüllt heran,
Einen dunklen Menschenknäuel
Speit er brüllend auf den Plan.

Aus dem Knäuel spinnt behende
Sich der kleine Mann heraus;
Mit dem Bündelchen im Arme
Sieht er ganz gewöhnlich aus.

Eben schmilzt ihm auf der Zunge
Ein Bonbon von Gerstensaft —
„Söhnchen mein, wo ist dein Meister?"
Tönt es, und sein Knie erschlafft.

Jenes sprach mit sanfter Stimme
Der Senator. „„O mein Gott!
Wißt Ihr denn, daß er erschlagen?
Ja, den Meister schlug ich tot!""

Weil ihm jede Einsicht mangelt
In den blitzeschwangern Draht,
Glaubt er fest, daß Gott der Rächer
Selbst hier eingegriffen hat.

„Hat dein Meister dich beleidigt
Oder Übles dir gethan?"
„„Nein"", sagt er und starrt zum Himmel
Und starrt rings die Menschen an.

Off'nen Mundes staunend läßt er
Fesseln seine Mörderhand.
Seltsam war es, als in dieser
Man ein Herz von Zucker fand.

Zu S. 318. Öffentliche Stimmen über Gottfried Kellers Wahl zum Staatsschreiber.

Die konservative „Eidgenössische Zeitung" Nr. 256 vom **17. Sept. 1861** schreibt u. a.:

— — Die Wahl hat „ungeachtet der ausgezeichneten anderweitigen Vorzüge des Gewählten allgemein ein staunendes Kopfschütteln erregt, zumal neben ihm Herr Nationalrat B. unter den Kandidaten erschien. In den Augen der Politiker ist bei dieser Erscheinung weniger der Übertritt des Herrn Keller in den Staatsdienst als der Beginn einer politischen Carrière dieses Mannes von Bedeutung."

„Eidg. Zeitung“ Nr. 257 vom 18. Sept. 1861:

„Die Wahl des ersten Staatsschreibers, die unser Regierungsrat am Samstag getroffen, hat in der Residenz allgemeine Heiterkeit erregt; niemand wollte die gerüchtsweise Kunde glauben, bis unser „Moniteur“[1]) Schwarz auf Weiß berichtete, daß die Wahl „auf unsern berühmten Dichter Gottfried Keller“ gefallen sei. Wir können also annehmen, daß die edle Kanzleisprache nun in Zukunft der edlen Poesie weichen und unser Staatswesen auf den Flügeln des Pegasus einen neuen Schwung nehmen werde. Doch, Scherz bei Seite, hielt Schreiber dieser Zeilen, soweit er dies innert den Schranken erlaubter Kritik aussprechen darf, diese Wahl für höchst „seltsam“. Der Gewählte hat sich bis jetzt als Dichter hervorgethan; allein daran, daß er die Eigenschaften und Kenntnisse eines tüchtigen Beamten und gar eines ersten Staatsschreibers habe, darf man doch bis zu besserer Belehrung gelinde Zweifel hegen. Bedenkt man ferner, daß neben dem Gewählten verschiedene ältere Beamte, die schon Jahre lang für die Herren Direktoren gearbeitet haben, und mehrere jüngere Leute von tüchtiger juristischer Bildung in Betracht kamen, so wird die Wahl des Dichters noch unbegreiflicher. Wollte man absolut ein sogenanntes „Genie“ in die Staatskanzlei haben? Das traut man der Mehrheit unserer Regierung nicht zu, denn — doch halt, beinahe wäre ich malitiös geworden, und das ist bei uns etwas gefährlich; der geneigte Leser möge sich daher den Nachsatz nach eigenem Geschmacke ergänzen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Gründe dieser Wahl auf dem politischen Gebiet suche. Herr Keller hat in den letzten Jahren neben der Muse auch hie und da der Politik gehuldigt, wie dies jedem Republikaner freisteht; er gehörte zu den mécontents der jungen liberalen Schule, deren Organ der „Landbote“ ist, schrieb auch scharfe witzige Artikel in den „Bund“, worin die Schwächen unsers „Systems“ oft nicht übel gegeißelt wurden, beteiligte sich bei dem „Sturm im Glas Wasser“ anläßlich der letzten Nationalratswahlen, wobei er Verfasser des damaligen oppositionellen Wahlmanifestes war, in dem unsern gnädigen Herren Verlumpung der Prinzipien und Ähnliches mehr um die Nase gerieben wurde. Nun scheinen einige Herren in den maßgebenden Kreisen auf den Gedanken gekommen zu sein, man müsse sich doch etwas der jungen liberalen Schule nähern, damit sie nicht zu sehr ins Kraut wachse, und so fiel ihr Augenmerk auf unsern Dichter, dessen Feder ihnen für die journalistische Verteidigung des „Systems“ unter Umständen angenehm sein kann. So erkläre ich mir in etwas die Wahl — denn an persönliche Motive glaube ich nicht —, aber begreiflich wird man sie deshalb schwerlich finden können. Soll diese Wahl etwa ein Fingerzeig für die vakante Regierungsratsstelle sein? Soll etwa der

[1]) „Neue Zürcher Zeitung“ v. 15. Sept. 1861.

Herr Redaktor des „Landboten" oder gar etwa Herr Dr. W. Erziehungsdirektor werden? Na, es ist vieles möglich! Übrigens muß bemerkt werden, daß die Wahl nicht etwa einstimmig war, vielmehr drei Stimmen der Metamorphose des Dichters in den Staatsschreiber nicht günstig waren. Doch, never mind, nun tüchtig geochst, Herr Staatsschreiber, damit alle, alle mit der Zeit einverstanden werden, daß hier unsern Herrn nicht ein bloßer „Geniestreich" passiert sei!!"

„Neue Zürcher Ztg." Nr. 261 vom 18. Sept. 1861:

„Die vom Regierungsrat mit 5 gegen 3 Stimmen getroffene Wahl des Herrn Gottfried Keller zum ersten Staatsschreiber hat den vollen Beifall des „Bund" von Bern. „Wir gratulieren (sagt dieses Blatt), wir gratulieren dem Kanton Zürich zu dieser vortrefflichen Wahl; denn wir sind überzeugt, wie der Gewählte durch seine poetischen Schöpfungen der gesamten Schweiz Ehre machte, indem er sich einen bleibenden Platz in der deutschen Litteratur eroberte, so wird er auch auf dem neuen Gebiete durch Talent und politischen Charakter sehr Tüchtiges leisten." In der „Schwyzerzeitung" wird die Wahl mit der Bemerkung angezeigt, die Regierung habe einen „Unzufriedenen" gewählt. Die „N. Z. Ztg." darf nicht verhehlen, daß diese Wahl, der wir übrigens keine prinzipielle Bedeutung geben, für viele Freunde der Regierung eine Überraschung war."

— — Nr. 264 vom 21. Sept. 1861:

„Der Landbote" provoziert uns, auf die Staatsschreiberwahl zurückzukommen. Er verlangt nämlich Aufschluß über unsere Bemerkung, daß die Wahl für viele Freunde der Regierung eine Überraschung gewesen, daß wir aber derselben keine prinzipielle Bedeutung zuschreiben. Das sei kalt und warm aus Einem Munde (sagt „Der Landbote"), und er wisse nicht, was es bedeuten soll.

Wir wollen versuchen, dem „Landboten" verständlich zu werden. Eine prinzipielle Bedeutung hätte die Wahl gehabt, wenn sie mit Rücksicht auf die oppositionelle Stellung des Gewählten getroffen worden wäre. Eine solche Spekulation, deren Moralität wir hier nicht näher bezeichnen wollen, hielten wir aber nicht nur unter der Würde der Regierung[1]), sondern gemäß deren Zusammensetzung gar nicht für möglich.

[1]) „Wie dieser Punkt von den Urchigen beurteilt wird, geht aus folgender Stelle einer Zürcherkorrespondenz des ‚Handelskouriers' hervor: Man quält sich, den Schlüssel zu dieser Wahlverhandlung zu finden und hört denn auch gar mancherlei Vermutungen darüber. Am meisten Glauben findet die Erklärung: Keller verdanke seine Wahl der Opposition, welche er bei den letzten Nationalratswahlen mit anderen der Regierungspartei gegenüber gemacht habe. Mit dieser fetten Stelle

Herr Keller wurde nicht parce que, sondern quoi que gewählt; einzelne seiner Landsleute hat es schon lange gedrückt, daß ein schönes Talent im eigenen Vaterland sich nicht Bahn brechen konnte, und dieses Gefühl hat sehr wahrscheinlich einen großen Einfluß auf die Wahl geübt. Ob man damit das Rechte getroffen habe, gehört nicht hieher, da wir dem „Landboten" nur zu erklären haben, daß der vielbesprochene Vorgang keine prinzipielle Bedeutung habe. Trotzdem bot aber die Wahl noch Grund genug zur Überraschung, und man hat wirklich selbst Leute überrascht gesehen, die sonst recht gut wissen, was es in Zürich geschlagen hat." u. s. w.

„Neue Zürcher Ztg." Nr. 273 vom 30. Sept. 1861:

„Der Zürcher O-Korrespondent des „Bund" hat dem Staatsschreiber Gottfried Keller durch seine letzte Korrespondenz wenigstens einen großen Dienst erwiesen. Man behauptete nämlich vor einiger Zeit, Herr Keller sei selbst dieser O-Korrespondent. Es sprachen darüber viele Leute ihr Bedauern aus, zwar weniger wegen des Inhalts jener Korrespondenzen als wegen des Stils derselben. Man hörte vielfach bedauern, daß der körnige Stil Kellers zu einem solchen zieräffischen, geschraubten, gespreizten und manierierten Stil heruntergesunken sei. Glücklicherweise stellt es sich aber jetzt immer mehr heraus, daß diese Stilart, welche auch noch im Zürcher „Landboten" und der „Bülacher Wochenzeitung" heimisch ist, einer und derselben Quelle an allen drei Orten angehört. Wir gratulieren Herrn Keller anfrichtig, daß die letzte Nullkorrespondenz des „Bund" ihn wenigstens von diesem grausamsten aller Verdachte erlöst hat, der für seinen Ruf als Schriftsteller tötlich geworden wäre."

„Der Landbote" Nr. 224 vom 19. Sept. 1861 schreibt u. a.:

„Gewiß, die Wahl hat in verschiedenen Kreisen überrascht, sowohl bezüglich der allfälligen „prinzipiellen Bedeutung", als bezüglich der Anwartschaft des Gewählten und anderer Bewerber. Auch die Stimmabgabe im Regierungsrat soll äußerst interessant gewesen sein, wiewohl sie natürlich Geheimnis bleibt. Freunde des Gewählten wissen, daß Keller ein ganzer Mann und Charakter ist, der sich selbst treu bleibt. Sie wissen aber auch, wie seiner Zeit — es wird nun gerade ein Jahr — das politische Auftreten des „neuesten Dichters" verhöhnt . . . worden ist. . .

Betrachtet man in Zürich die Staatsschreiberstelle lediglich als ein gutes Schreiberpöstlein? . . . . Wie verhält es sich denn mit der gar nicht prinzipiellen Bedeutung? Der gesunde Menschenverstand des

---

wolle man ihm fortan für die Zukunft das Maul stopfen. Wollen nun sehen, ob die ‚Verschliffenheit der Grundsätze', über welche sich Keller oft in der Presse ausließ, auch schon den Dichter berührt hat."

Volkes wird immerhin die Wahl dessen, den man letztes Jahr ausgelacht hat, zu einer der ersten Stellen, und die Versicherung, daß sie keine prinzipielle Bedeutung habe, interessant und erwägenswert finden. Entweder hat man den berühmten Dichter ehren und auszeichnen, oder der Stelle einen Mann geben wollen, der in jeder Beziehung würdig ist, für den Staat Zürich zu schreiben und unbedingt die nächste Anwartschaft hatte." u. s. w.

„Der Bund" vom 23. Sept. 1861:

„— — Die Politik spielte bei dieser Wahl ganz und gar nicht mit: die Regierung wollte nicht „geschweigen", und Keller läßt sich durch solche Mittel nicht gewinnen. . . . Auch der Wehgesang von St. Gallen, daß Keller den Pegasus an einen dürren Ast gebunden habe, wird sich getröstet sehen. Die Wahl erklärt sich aus den einfachsten und nobelsten Motiven. Man wollte einem vaterländischen Schriftsteller, dessen Werke dauernden Wert haben, eine wohlverdiente Anerkennung bieten. Vielleicht hätte sich hiefür noch eine geeignetere Form finden lassen, aber das Motiv an sich ist gut und achtungswert. Dann kam die Überzeugung hinzu, daß Keller die neue Amtsaufgabe tüchtig ausfüllen werde. Man kann es natürlich niemanden verübeln, hierüber vorläufig noch anders zu denken. Aber die, die ihn wählten, haben dieses Vertrauen und stützen dasselbe auf den scharfen naturgesunden Verstand und die kernbrave Gesinnung Kellers. Eine solche Kraft wird sich ziemlich bald in das Amt hineingearbeitet haben, und es ist nicht das erste Mal in der Kulturgeschichte, daß ein Dichter und ein Staatsmann in der Beschäftigung mit dem Staatsleben sich gegenseitig genährt und gehoben haben."

„Zürcherische Freitagszeitung" Nr. 38 vom 20. Sept. 1861:

„Am Vorabende vor dem Bettag hat unsere Regierung noch einen Geniestreich begangen, wegen dessen gewiß viele sich veranlaßt gesehen haben werden, am Bettag selbst noch extra für sie in der Kirche zu beten. Sie wählte zu ihrem ersten Staatsschreiber den Dichter Gottfried Keller. Ein unverständiges Volk nahm diese Wahl mit kopfschüttelndem Bedenken auf und wollte kaum daran glauben, setzte sich dann aber leicht über das Seltsame derselben hinweg, sich damit beruhigend, daß es am Ende Sache der Regierung sei, was sie für einen Staatsschreiber haben wolle und brauchen könne.

Auf viele andere macht aber diese Wahl einen tief entmutigenden und schwer demoralisierenden Eindruck. Wir möchten Herrn Keller nicht kränken und werden uns von Herzen freuen, wenn die öffentliche Meinung über seine Befähigung zu der Stelle eines Staatsschreibers sich vollständig als irrig erweisen wird. Indes müssen wir doch seine Wahl besprechen.

Wir sagten, es mußte seine Wahl tief entmutigend für viele wirken. Es hat dies die Meinung. Allgemein ist bekannt, daß Herr Keller bis vor kurzer Zeit sich weder mit Politik im allgemeinen, noch viel weniger mit dem Detail der Administration vertraut gemacht hat, und kein Mensch hatte bei ihm die Befähigung dazu auch nur von ferne vermutet. Das erste Mal, da er sich als Politiker geltend machen wollte, war, als er vor den letzten Nationalratswahlen sich dazu finden ließ, das Manifest der Helvetiamänner zu stilisieren. Seither scheint ihn allerdings das Bedürfnis angewandelt zu haben, von Zeit zu Zeit als Korrespondent verschiedener Blätter, mit mehr Witz und Federgewandtheit als mit Sachkenntnis und unter ernstem Studium, die politischen Zustände im Kanton Zürich zu kritisieren und zu verhöhnen. . . . .

Als die demokratische Volksregierung eingeführt wurde, da hieß es: Weg mit aller Protektion! nur die Wägsten und Besten sollen an die Stellen; wer etwas werden will, muß von der Pike auf gedient haben; es soll keiner verachtet werden, weil er einst bloßes Kopistlein gewesen; im Gegenteil, wer unten anfängt, ist erst recht würdig, obenauf zu kommen u. s. w. Und es war und ist dies eine sehr berechtigte Ansicht, die nur eine Ausnahme erlitt, wenn sich Männer durch ernste wissenschaftliche Studien so für eine Stelle befähigt hatten, daß sie leicht alle Zwischengrade in der Beamtenhierarchie überspringen konnten. Daß dies bei Herrn Keller auch nur einigermaßen der Fall sei, wird niemand zu behaupten wagen. Er ist, wenn man will, ein genialer Mensch, ein guter Dichter, ein geistreicher Novellenschreiber, ein witziger Zeitungskorrespondent. Aber alles Genie, alle Poesie, aller Geist und aller Witz ersetzen positive Fachkenntnisse nicht. Wir sagen also, es muß tief entmutigen alle, welche wissenschaftliche Fachstudien gemacht haben oder machen wollen, und alle, welche durch praktische Thätigkeit sich in die Administration hineingearbeitet haben, wenn sie sehen, daß weder Wissenschaft noch praktische Erfahrung nötig ist, um mit Einem Sprunge die Stelle einzunehmen, von der man bisher geglaubt hatte, sie vor allen erfordere tiefere Einsicht. Das entmutigt!

Die Wahl wird aber auch politisch demoralisierend auf viele wirken. Herr Gottfried Keller ist dem Volke des Kantons Zürich weniger von seinen guten Seiten bekannt; es wurde wohl erst auf ihn aufmerksam als es vernahm, daß er das Manifest der Opposition vor den letzten Nationalratswahlen redigiert habe, und wie er in demselben und nachher in verschiedenen, dem in Zürich herrschenden System feindseligen Blättern seine scharfe Lauge des Spottes über unsere Regenten und die leitenden Männer ergoß. . . . . . .

Immerhin wissen die, welche so gern der Regierung sowohl, als Herrn Gottfried Keller die ihnen gebührende Achtung nicht vorenthalten wollen, nicht recht, wie sie es reimen müssen, daß die Regierungs=

männer einen ihrer Verhöhner, der zudem gar durch keine geleisteten Beweise sich als befähigt auswies, berechtigten und befähigten Anhängern vorzogen, und wie sie es reimen müssen, daß der Odysseus, nachdem er die Phäaken zuerst recht lächerlich gemacht, sein Ithaka nun so gänzlich vergessen kann, um bei den Phäaken als Staatsschreiber Dienste zu nehmen. Das reimt sich mit der politischen Moral nur schwer."

In derselben Nummer der „Freitagszeitung" steht folgende weitere Einsendung vom Lande:

„Die von dem Regierungsrate letzten Samstag, wie es heißt, mit 5 gegen 3 Stimmen getroffene Wahl unsers berühmten Dichters, Herrn Gottfried Keller, zum ersten Staatsschreiber, hat vielfach „Herd" [Erde] aufgeworfen, und die öffentliche Meinung zu Land und Stadt war in ihrer Beurteilung, sage Verurteilung, von einer seltenen Einstimmigkeit. Wo man nur hinkam, ging's über die Regierung her, was ihr auch in den Sinn gekommen sei. Der eine wußte zu erzählen, Herr Dr. Bach [Psychiater] habe im Spital laut über das Unglück gejammert, daß die neue Anstalt im Burghölzli noch nicht fertig und im alten kein übriger Platz mehr sei; ein anderer meinte, nach dieser Staatsschreiberswahl bleibe jetzt für die vakante Stelle des Herren Erziehungsdirektors niemand mehr übrig als — — — Herr Dichter Herwegh! Ein dritter tröstete einen der nicht gewählten Aspiranten damit, daß derselbe nun ja „Grüner Heinrich" werden könne . . . .

Wir wünschen von ganzem Herzen, daß der Dichter sich auch als Arbeiter bewähren möge! Geht es gut, so hat die Regierung mit ihrem Wagstück wirklich ein gutes Werk gethan; geht es schlecht, da darf sie dann zum Schaden für den Spott nicht sorgen."

„Der Landbote" Nr. 228, vom 24. Sept. 1861:

„Welcher Sturm braust durch den athenienfischen Eichenhain! Zornig schreien die Eulen und durchtoben die Wipfel. Doch kein Blatt regt sich darob; ruhig schläft die Birke, ruhig das Volk. Daß ein Dichter Staatsschreiber wird, weckt sie nicht auf; mögen die Eulen schreien . . . Wie, für die Schildhalter der zürcherischen Politik soll man beten, weil sie einen Geniestreich, zu deutsch eine Dummheit gemacht? . . . .

Was ist denn ein Dichter? Etwa nur der Duft von einer Blume, das Bouquet des Weines, der Gesang eines Vogels, das Rauschen des Waldes, das Brausen des Windes? Ist ein Dichter nicht etwas Handgreifliches und Reales wie Ihr? . . . . Ist der Dichter Keller umsonst vierzig Jahre alt geworden, umsonst in München, Heidelberg, Berlin &c. gewesen? Hat er umsonst studiert, weil er nicht gerade Jurisprudenz studierte? Reißt die Tempel der allgemeinen Bildung ein, wenn für Spezielles auch nur Spezial-Studien genügen! Fort mit dem Namen Athen, denn die Athener machten ihre Dichter sogar zu Feldherren! . . .

Und weil Keller zur Opposition gehört, soll entweder er oder die Regierung ihre Grundsätze verleugnen? . . . . . .

Das Werk lobt den Meister, und ein Narr schimpft die Suppe versalzen, bevor sie gekocht ist. Laßt den alten Gottfried an der Sonne, und seid ferner zufrieden mit Eurem Handel und Euerer Industrie! Richtet nicht, sonst möchte der Ruf „Philister über dir!" den schlafenden Richter Simson wecken."

Wenige Wochen später, am 1. Nov. 1861 bei Gelegenheit der Wahl zum ersten Sekretär des großen Rats, schreibt die „Freitagszeitung" Nr. 44:

„Die ‚Freitagszeitung' hat seiner Zeit die Wahl des Herrn Keller zum ersten Staatsschreiber nicht gar freundlich beurteilt; die Ehrenhaftigkeit verlangt daher von uns, daß wir öffentlich es aussprechen, daß die allgemeine Meinung sich im Gottfried Keller gar gewaltig getäuscht hat; nach allem, was man hört, ist er jetzt schon seinem Posten ordentlich gewachsen, und wenn er so fortfährt, dürfte aus ihm noch einer der tüchtigsten Staatsschreiber werden, den Zürich je besessen hat — das ist die Kraft des Genies, welche wir nicht geniale Menschenkinder in Berechnung zu ziehen vergaßen, als wir die Wahl Gottfried Kellers zu tadeln uns herausnahmen. Möge das Dementi, welches der Große Rat dem Regierungsrate wegen der Wahl Kellers gab, Herrn Keller nicht entmutigen; dann werden auch die Mitglieder, welche ihm ihre Zustimmung versagten, so wie wir, bald einsehen, daß das wahre Genie oft nur eine seiner würdige Verwendung bedarf, um nicht nur zu glänzen, sondern auch als nützlich sich zu bewähren. „Der Pegasus im Joch" kann am Ende auch ochsen, wie wenn er schon als Füllen an der Staatskrippe gefressen hätte."

„Neue Zürcher Ztg." Nr. 261 vom 18. Sept. 1861:

„Herr F. Bernet, Redaktor der „St. Galler Zeitung", widmet seinem Freunde, dem Dichter Gottfried Keller, als Huldigung bei seiner Wahl zum Staatsschreiber des Kantons Zürich folgendes humoristische

Abschiedslied der Muse an Gottfried, den Staatsschreiber.

Auch Du? — Auch Dir brach die Geduld!
Du willst von dannen ziehen? —
Von allen, denen Götterhuld
Des Liedes Macht verliehen,
Warst Du mir stets der treuste Sohn; —
Nun, Gottfried! fliehst auch Du davon!
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Du rittest einst so frei und los
Den Hippogryph, den tollen;
Nun steigst Du auf das Lederroß
Von dürren Protokollen.
Und statt dem Fichtenkranz umlaubt
Der Paragraph Dein edles Haupt.
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Ich zog so gern an Deinem Arm,
Sei's zu der Freude Reigen,
Sei's dorthin, wo von tiefem Harm
Des Sanges Weisen zeugen,
Sei's, wo mit edlem Zorn bemannt,
Des Dichters blitzend Wort entbrannt.

Wenn Du als treuer Troubadour
Des Liebchens Preis gesungen,
Wenn in den Wald, auf üpp'ger Flur
Dein frohes Lied erklungen:
Ich hing so gern an Deinem Arm,
Dein Lied war hell, Dein Herz so warm.

Doch sah ich's nie so licht entbrannt,
Von Gottes Geist durchglühet,
Als wenn von Lieb' zum Vaterland
Des Sängers Harfe sprühet;
Dann flogen wir im Sturm dahin,
Wie von dem Berge die Lawin'.

Nun ziehst Du fort —; sie schmieden ja
Dich an des Amts Stabelle
Und betten Deine Pythia
Auf Akten und Tabelle.
Lebwohl! Mir wird im Ratsgemach
Der Kopf so schwül, das Herz so schwach!
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Ich bin ein armes Bettelweib
In diesen öden Zeiten;
Ich klagte oft, daß keiner bleib'

Von allen, die mich freiten;
Den alten Gottfried hatt' ich noch;
Nun bläst auch er auf and'rem Loch!
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Zu S. 328. Zum „Apotheker von Chamounix".

Auf Romanze VI (Tod Claras) folgte in der früheren Fassung folgende an Stelle von VII eingeschaltete Episode:

Bedenklicher Dualismus auf einem Mädchengrabe; romantische Ausführung und Beschreibung desselben.

„Auf dem Kirchhof in Chamouny
Liegt ein Grab, ein kleines Wäldchen
Steht darauf von hochgewachs'nen
Engverschränkten Alpenrosen.

Kleine Däumlingsgemslein weiden
In dem Innern dieses Wäldchens,
Kleine Brummebärchen reiben
Sich vergnüglich an den Stämmchen.

Heidnische und christliche Dämonen.

Niedlich kleine Amoretten
Jagen nach den wilden Tieren,
Aus Versehen schießen sie
Christenelfchen in die Herzchen.

Ungehörige Einschaltung, ebenso trivial, als gemein.

Christenherzen gleichen freilich
Auch den Bären, die sich kratzen,
Wo sie's juckt, und den erdrosseln,
Der sie im Geschäfte stört.

Fortgang der Erzählung.

Und in einem Baumeskrönlein
Hat ein Gnom sich angesiedelt,
Zwischen purpurroten Blüten
Ein Kapellchen sich gebaut,

Lässet dort zu Gottes Ehre
Jeden Tag ein Glöcklein schallen,
Daß es lieblich in dem Wäldchen
Mit dem Jagdhorn harmonieret;

Hält das Hochamt, peitscht den Rücken
Mit dem langgeflocht'nen Bärtchen,
Welches er beim Bibellesen
In das Buch als Zeichen legt,

Wenn er merket, daß ihn schläfert.
Alsdann schläft er vor der Bibel,
Denn er legt sich nie zu Bette;
Aber aus dem Baume schlüpfet

Nächtlich leise eine Dryas,
Nestelt auf sein langes Bärtchen,
Kämmt und salbt und flicht es neu,
Zierend es mit rotem Bändchen.

Kraut ihn sachte hinterm Ohre,
Daß er gar behaglich träumet,
Knurrt und schnurrt gleich einem Kätzchen,
Bis das Nymphchen lachend weghuscht.

Und am Morgen schreibt er zierlich
Auf das feinste Pergamentchen
Ein Legendchen mit gemalten
Goldenen Initialen:

Wie die Königin des Himmels
Ihm allnächtlich sei erschienen
Und sein Bärtchen hab' geflochten
Und mit frischem Band geschmücket.

Und er hängt die bunten Blätter
Auf zum Trocknen an die Zweige
Rings um seine luft'ge Zelle,
Daß sie in der Sonne flimmern.

Und er weiht sein Gotteshäuschen
Nach dem zarten Wunder fromm
Unsr'er lieben Frau vom Bärtlein.
In dem Bäumchen lacht die Dryas,

Daß das Stämmchen samt der Krone
Wild sich schüttelt und die Kelche
Ihren hochgefüllten Tau dem
Mönchlein auf die Glatze gießen.

Also spukt die tolle Wirtschaft
In dem Wäldchen auf dem Grabe;
Manchmal rauschen alle Wipfel
Vom Gelächter der Dryaden.

Gemslein springen, Bärlein brummen,
Jäger jagen, Hörner schallen,
Pfeile schwirren, Elfen seufzen
Und des Paters Glöcklein bimmelt.

Die Fabel eröffnet neue tiefsinnige Allegorieen.

Doch das Grab ist hohl und leer.
Hoch am Montblanc ragt ein Zacken
Lautren Eises in die tiefe,
Kalte, blaue Himmelsdecke. U. s. w."

Die ältere Fassung des Gedichtes brachte zum Schlusse folgendes Fabula docet:

„Dieses ist das Lied der Willkür,
Und es sei nun ausgesungen,
Ausgeklungen nun und immer
Und begraben sei die Leier!

Legt sie unter grünen Rasen,
Blumen lasset drüber wachsen!
Aber wendet Eure Augen
Nach der Sonne des Gesetzes!

Ihm, dem Toten, sei die Ehre;
Doch die Lehre den Lebend'gen!
Lasset uns die Blicke wenden
Nach der Sonne des Gesetzes!

Und es gibt nur Eine Sonne,
Die von Anbeginn geschienen,
Und es gibt nur Eine Schönheit
Und in reiner Schale strahlt sie.

Die Ihr Euch der Jugend freuet,
Lebt und weihet Euch dem Morgen!
Sorgenbrecher, Herzerneurer
Bleibt der ewig reine Morgen.

Täglich steigt er aus den Meeren,
Reich an Ehren, frischen Glanzes;
Täglich schenkt er Euch die Macht
Über das beschmutzte Gestern.

Tragt des Morgens klare Fahne
Aufrecht über Wahn und Nöten!
Röten werden sich dann wieder
Ungebrochner Greise Wangen.

Firn und edel wird der Wein
Guter Berge mit den Jahren;
Ein gemeiner Säuerling
Wird am Ende schnödes Wasser.

Schwinde das Geschlecht der Stümper,
Das mit halber Kraft gefahren
Und der Jahre Mitte ruhmlos
Mit gestrichner Flagge sah!

Flieht den Midas, den Beherrscher
Übermütig schlechter Zeiten,
Wo die Mode völlig toll wird,
Ehe das Verhängnis naht!

Ungeschmack ist Hofes Sitte,
Wo das Laster König ist;
In der Mitte der Verkehrten
Lernet wieder einsam sein!

Jeder sei für sich ein Mann,
Schöpfend aus des Guten Urquell!
Was er kann, mit innern Gluten
Bring' er's ruhig zu dem Ganzen!

Wollt Ihr Eure Zeit erbauen,
Laßt sie schauen lichte Züge!
Frauen, die in Hoffnung leben,
Zeigt man weislich schöne Bilder."

Und nun zeigt in der früheren Fassung der Abgesang zwei solchen Frauen ein derartiges Bild. Zwei arme, im Forst Holz suchende, über die Not des Lebens scheltende Weiber vernehmen plötzlich durch die klare Winterluft Festgeläute; die Novembersonne zerreißt das Gewölk; zu ihren Füßen strahlt die Stadt, und herauf tönt es, den Armen zum Trost, wie zur Verkündigung der bessern Zeit: „Freude, schöner Götter-

funken!" Es ist das große Schillerfest des Jahres 1859, das drunten begangen wird. Mit dieser Huldigung auf Deutschlands idealsten Dichter schloß früher der „Apotheker von Chamounix".

Unausgeführte dichterische Pläne.

„Zürich 1860.

Gedichte. Schützenfest 1859. Der Besuch der Herzogin von Parma, welche einen Becher zum Gabensaal bringt[1]. Fünffüßige Jamben.

Das Schießen der armen Leute, Vagabunden und Lumpen mit Bolzenbüchsen nach wunderlichen Figuren, Thonpfeifen u. s. w. in einem ärmlichen Schießstande unter den Schaubuden außerhalb des Festplatzes. Die Figur des Besitzers dieser kleinen Schießbude. Mitternacht ist vorbei; die letzten Gäste kommen aus der großen, nun dunklen Festhütte vom Champagner, angesehene Leute, und stoßen auf das nächtliche unheimliche Bettelschießen, wie auf eine gespenstige Parodie des großen Schießens. Nebenan schlafen in ihren Holzbuden wilde Tiere, Seiltänzer ꝛc.[2].

Seefahrt. Ein von Frauen und Männern angefülltes Schiff fährt auf abendlichem spiegelglattem See. Alle sind leidenschaftlich erregt, aber die Neigungen kreuzen sich unglücklich und mißverstanden.

Es droht kein Sturm, kein Felsenriff,
Und doch sind sie so unruhvoll;
Die Herzen schlagen wild und toll,
Die Saiten tönen lang erregt,
Es sagt's das Lied und sagt's doch nicht u. s. f.

Nur der am Steuer sitzt, ein halb erwachsener Schifferknabe, ist ruhig, fröhlich und unschuldig.

---

[1]) Während des eidgen. Schützenfestes in Zürich erschien die Herzogin von Parma am 11. Juli 1859 mit ihren vier Kindern zum Mittagstisch in der Festhütte, nachdem sie erst einen Becher als Ehrengabe überreicht hatte.

[2]) Das Gedicht sollte „Am Rande des Vaterlandes" betitelt werden. Vgl. A. Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller. 2. Aufl. S. 48 (1893).

Gedicht: Der Friedensmorgen. Nach dem alten Zürichkrieg. Am 9. Brachmonat 1446 wurde der Friede geschlossen, und Sonntags den 12. mit Sonnenaufgang fing er an. An diesem frohen Sonntagsmorgen schallte Freudengeläut durch die ganze Eidgenossenschaft. Die Landleute zogen aus der Stadt Zürich in ihre Heimat, freudig und traurig zugleich, denn sie fanden Haus und Hof verbrannt, das Feld verwildert. Eifrig bauten sie nun wieder Häuser und pflanzten Saaten. Zürich ließ sich nun durchs Recht dem Bund absprechen. (Schuler.[1]) Müßte in fünffüßigen Trochäen gemacht werden.)

März 1861.

Weltuntergang. Derselbe ist prophezeit worden. Ein ganzes abergläubisches Dorf glaubt daran, hört zu arbeiten und zu sorgen auf, indem die eine Hälfte heult und betet, und die andere schlemmt, tanzt und sich lustig macht, allen Vorrat aufzehrend. Sie treiben das Vieh auf die Felder, lassen es die Wintersaat abweiden, schlachten es nachher und fressen es; sie schlagen die Obstbäume um, reißen die Reben aus dem Boden, machen gewaltige Feuer daraus und tanzen darum 2c. Nur eine einzige Familie (etwa eine Witwe mit ihren Kindern oder vielleicht ein einzelnes Mütterchen) arbeitet vor wie nach fort, ruhig und unbefangen und bestellt das Feld. Als nun die Welt nicht untergeht, sondern lustig fortbesteht, haben jene brache Äcker, keine Ernte, keine Bäume, keine Trauben, und greifen im höchsten Katzenjammer verdrießlich zu Pflug und Hacke, während diese fröhlich die Sichel brauchen und im Herbst ein vergnügtes Winzerfest begehen. (Es ist ein Bauer mit sieben Söhnen und sieben Töchtern oder dergl. Sie glauben auch an den Untergang, arbeiten aber dessenungeachtet fort, wie wenn nichts wäre, und vollbringen bis zum letzten Augenblicke der vermeintlichen Stunde alle Geschäfte.)

April 1861.

Gedicht. Der Bundesschwur zu Basel 1501. Frau mit der Kunkel am offnen Thore, den Zoll beziehend.

Von strenger und doch freier Art
Gar würdig gehn mit Schwert und Bart
Die Herrn zum Münster ein — —

[1]) Melchior Schuler, die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen.

[Späteres Blatt aus den achtziger Jahren:]

Alle Thore sind geschlossen
Stille lauschen Rhein und Flur;
Denn des Ruhmes hohe Sprossen,
Die gestrengen Eidgenossen,
Lesen drin den Bundesschwur.

Und es spricht das Volk erbebend,
Greis und Mann und Knabe hold,
Seine Hand zum Himmel hebend
Und ein neues Leben lebend,
Jene Worte, schwer wie Gold.

Berichtigungen:

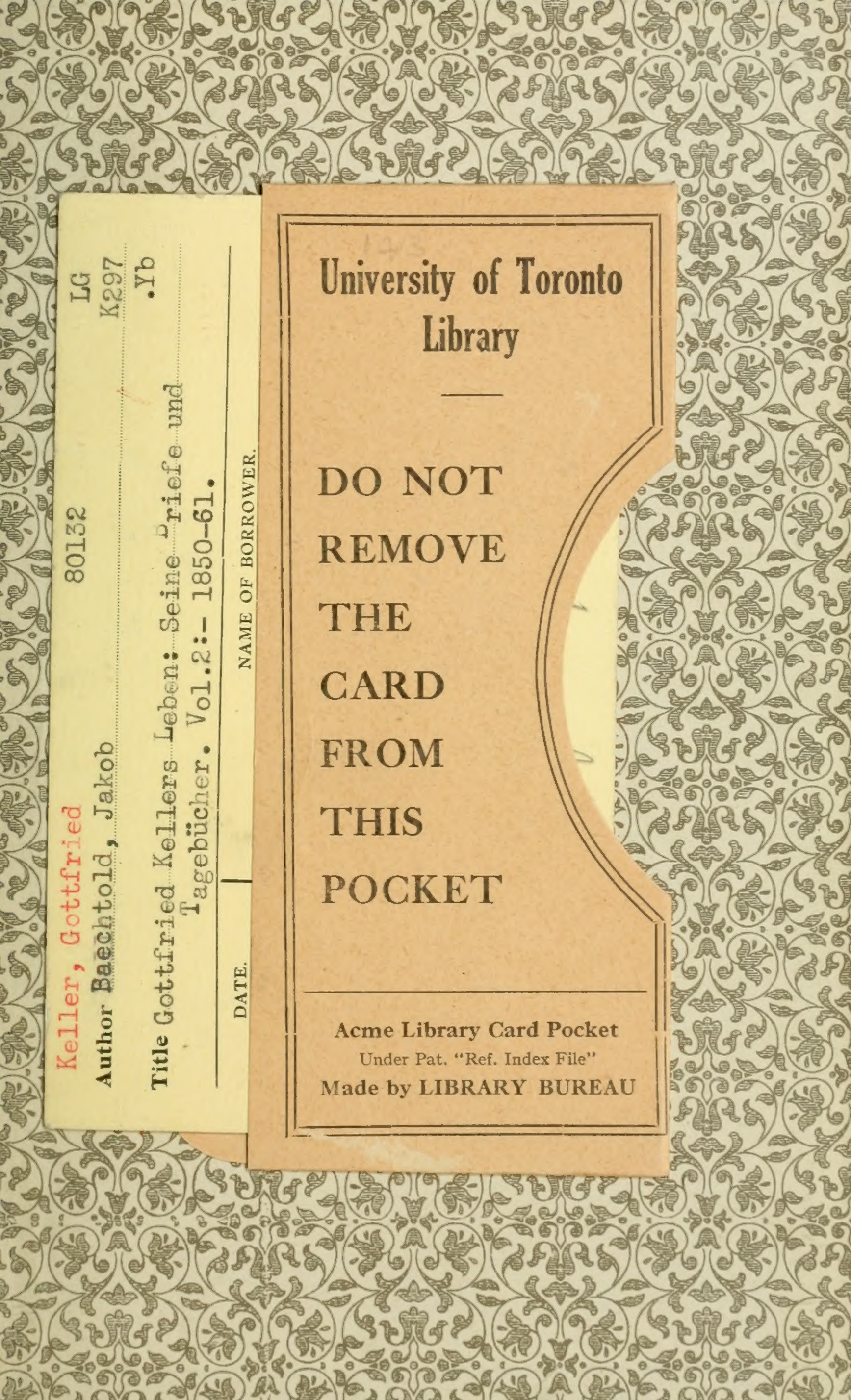
S. 211 Z. 4 v. u. lies Telegraphen**netz** statt Telegraphenamt.
S. 388 Z. 11 v. o. lies A**line** statt Alice.
S. 415 Z. 2 v. u. lies hätte**n** statt hätte.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

138

166
189
223
227
242
257
281
283




Keller, Gottfried
Author Baechtold, Jakob
Title Gottfried Kellers Leben: Seine Briefe und
Tagebücher. Vol.2:- 1850-61.
80132
LG
K297
.Yb
DATE.
NAME OF BORROWER.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU